# DAS VERLORENE PARADIES

Zur Seelengeschichte des Menschen

von

*EDGAR DACQUÉ*

3. Auflage

1952

WISSENSCHAFTLICHE BUCHGEMEINSCHAFT E. V.

TÜBINGEN

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Originalverlags R. Oldenbourg
München und Berlin

Copyright 1938 by R. Oldenbourg, München und Berlin. Printed in Germany
Druck: Clausen & Bosse, Leck

*MANFRED SCHRÖTER*

*in*

*Dankbarkeit*

## *Vorwort zur ersten Auflage*

Wenn man alte Burgen und Schlösser ausräumt, findet man immer wieder Verließe und Gänge, sieht andere Zusammenhänge der Gelasse und Höfe, die man zuvor nicht kannte oder um deren Verlauf man nicht bestimmt wußte. Manche Gedanken des vorliegenden Buches sind schon in einigen früheren Arbeiten, vor allem in „Urwelt, Sage und Menschheit", sowie in „Natur und Seele" behandelt worden, jedoch in teilweise noch wenig ausgereifter Form. Manches wurde hier in einem neuen, vertieften Zusammenhang übernommen, und manches, was in jenen beiden Büchern oft noch nach persönlichem Dafürhalten dargelegt wurde, ist hier kräftiger unterbaut und in klarere sachliche Beziehungen gesetzt worden.

Da keine systematische Darstellung einzelner Gebiete gegeben werden sollte, so kam auch eine systematische Literaturaufzählung nicht in Betracht. Vielfach sind aber die Autoren, aus deren Werken geschöpft wurde, im laufenden Text mit genannt; wo nichts angegeben, ist aus den gangbaren Nachschlagewerken dies und jenes übernommen. Ich bezog mich zuweilen auch auf einzelne Schriftsteller oder sonstige Quellen, wenn ich fand, daß gedanklich unsere Wege im einzelnen oder auch gelegentlich grundsätzlich zusammentrafen oder sie sich unbedingt ausschlossen; beides dient der Klarstellung der eigenen Sache.

Vielfache Hilfe und Rat wurde mir im einzelnen zuteil. Insbesondere danke ich dem Institut für Vor- und Frühgeschichte und dem Museum für Völkerkunde in München für die Benützung der Bibliothek, sowie Herrn Dr. Leopold Weber in München für allerhand Ratschläge und Angaben über die germanische Mythologie.

München, Herbst 1938

## *Einführung*

Die nachfolgenden Darlegungen streben weder eine systematische Zusammentragung von Material an, noch seine Austrocknung zu formalen Gesetzen, sondern sie sind ein Versuch, in jener anderen Schicht der Lebenswirklichkeit Umschau zu halten, die im gewöhnlichen wissenschaftlichen Verfahren nicht betreten wird. Wir suchen die seelisch-geistigen Grundelemente des Menschen von der Frühzeit her anschaulich zu machen und eine Vorstellung der echt heidnischen Daseinslage zu vermitteln. In mancher Hinsicht hat die Philosophie dieselben Grundfragen zu stellen und nach denselben Elementen zu forschen, wenn sie vom Sinn des Daseins und von der Stellung des Menschenwesens in Natur- und Geisteswelt handelt; auch wir, wenn wir nach dem Wesen der mythisch-magischen, also der echt heidnischen Lebensverfassung fragen, wollen zu einer Annäherung an das Urwesenhafte des Menschen gelangen; aber wir wollen lebendige Anschauung haben, nicht nur Begriffe.

Der Weg, den wir dazu gehen, besteht vor allem in einer einfachen Darstellung innerer Wirklichkeiten, die sich im äußeren Handeln und in Verhaltungsweisen eines mit der Naturseele lebendig verbundenen Menschentumes zu erkennen geben. Ferner darin, daß wir diese Dinge aus sich selber sprechen lassen und ihnen nicht mit jener überlegenen Unbereitschaft begegnen, womit man sie unter unser rationales Denken zwingen will und sie, wenn dies nicht möglich ist, als Wahnvorstellungen eines noch nicht entwickelten Menschenwesens abweist oder bestenfalls als dichterische Allegorien gelten läßt. Wir stehen nicht auf einem äußerlichen Entwicklungsstandpunkt, sondern wenn wir von Entwicklung reden, so wissen wir, daß das Wesenhafte, das Ganze, das Übergeordnete „im Anfang" steht und nicht durch das Heraufkommen aus Niederem und dessen Summierung je erreicht wird. Schon damit ergibt sich ein grundsätzlich anderer Standpunkt, als ihn unsere wissenschaftliche Auffassung derzeit noch maßgebend zu halten versucht. Wir wollen gerade jenen Anfang, jenen Urstand aufweisen, der uns in Mythen, Sagen, Märchen und Kulten in so vielfacher Abwandlung, Gestaltung und Einzelbegrenzung aus der Vergangenheit

entgegenleuchtet. Dazu müssen wir alles Geschehen, das uns auf heidnischem Boden begegnet, aus der Zeit und von der Zeitform ablösen, um so zu einem nicht äußerlich zeitlichen, sondern wesensmäßigen Anfang zu kommen. Wir suchen in allem die lebendige, nicht die formale und abstrakte „Urform", und zielen damit auf das Wesen. So wird auch das Ungleichzeitige in den Kultur- und Naturvölkern unter Umständen ein „Gleichzeitiges", wenn beides sich eben „im Anfang", d. i. in seiner Urwesenheit darstellt.

Es kommt uns somit in den folgenden Erörterungen nicht so sehr darauf an, wenigstens vorläufig nicht, prähistorisch-geologisch zu datieren, als vielmehr ohne äußere Zeitbeziehung und Zeiteinteilung jene ideellen inneren Zusammenhänge in der Menschheitsgeschichte darzustellen, alle die Sphären aufzuzeigen, worin das gesamte urformmäßige seelisch-geistige, also das mythische und magische lebendige Wesen des Menschen überhaupt zu allen Zeiten sich äußert. Wir versuchen nicht, Geschichte zu schreiben unter der Einteilung eines mechanisch ablaufenden Zeitganges, sondern suchen das äußere Geschehen am Menschen im äußeren Zeitengang von innen her zu beleuchten. Wir meinen also mit unserem Begriff einer Seelengeschichte die Sinnerfülltheit des jeweiligen naturhaften und kulturhaften Daseins des Menschen, vom Gesamturbild „Mensch" her gesehen.

Dieser Gesamtmensch an sich ist für unsere Sprache der „Urmensch" — Urmensch nicht im naturgeschichtlichen, sondern im überzeitlichen Sinn. Er ist der innere, in allen Einzelmenschenformen stets gegenwärtige Gesamtmensch, von dem alle Menschenarten, die je gelebt haben, jeweils die Teilsymbole sind — uns selbst mit eingeschlossen. Sinn und Gang unserer Darlegungen ist somit davon bestimmt, die Seele des Menschen in einer überzeitlichen, überweltlichen, urweltlichen, nicht geologisch urweltlichen und urzeitlichen Sphäre zu fassen, und von da aus erst frühgeschichtliche, geschichtliche, jetztweltliche und allenfalls zukünftige Darstellungsformen aufzuzeigen. Wir sehen ganz ab von der äußeren, physischen Zeitentwicklung, worin sich der Mensch darstellt; wir suchen die mythisch-magischen, die naturseelenhaften Potenzen auf, die in ihm ruhen und die sich im Lauf der Zeiten in den verschiedenen Völkern und Rassen, in verschiedenen Kulturen und Religionen darstellen.

Zu diesem Beginnen liegt ein großes, teilweise weit verstreutes Material vor, aber es wird meistens in der Literatur in einer Form dargeboten, die es nicht ohne weiteres übernehmen läßt. Die Auf-

zeichnungen über das kultische Denken und Handeln von Fremdvölkern, über die Wesensbeziehungen zu ihren Göttern, den Sinn und Wortlaut ihrer Mythen — das alles ist großenteils schon voreingenommen aufgezeichnet und verstanden oder gedeutet worden. Hier hat das „Christentum" nicht weniger Schuld als der spätzeitliche gelehrte Intellektualismus. Es ist jedenfalls vom Standpunkt der Erkenntnis als solcher aus ein großes Unglück gewesen, daß die Ausbreitung der europäischen Kultur und ihres Scheinchristentums gerade in jene Jahrhunderte fiel, in denen sich der ärgste Intellektualismus zum Alleinherscher aufgeschwungen hatte, und daß wir die damals noch unberührt lebenden Naturvölker und Primitiven nicht verstanden. Was hätte es beispielsweise bedeutet, wenn bei der Eroberung Amerikas man den alten Kulturen der Azteken, der Mayas oder den Naturzuständen der nördlichen Indianer mit offenem Sinn begegnet wäre und die ungeheuren geistigen und magischen Wissensschätze bei ihnen ausgeforscht hätte? Aber der materialistische Europäer, sagt Karutz, der bei sich selbst Gott, Seele und Geist leugnet, hat den Eingeborenen vollkommen mißverstanden und es nicht vermocht, unter dem Gestrüpp von Unkraut die unterdrückten, aber noch lebenden Wurzeln seines wahren Wissens bloßzulegen. Überall wurde er das Opfer der Politik, der Wirtschaft, der Wissenschaft des weißen Mannes.

Aber es kommt noch eines hinzu. Was uns die späten Primitiven noch bieten, auch zur Zeit ihrer erstmaligen Entdeckung und Erforschung durch den Europäer, ist selbst sehr spätzeitliches mythisches und magisches Gut; es ist schon wesentlich erloschen, entleert. Dennoch bedürfen wir auch dieses Spätgutes, ebenso wie des eiszeitlichen Primitiven, um das Wesen des mythisch-magischen Lebens kernhaft zu erfassen; wir bedürfen dazu auch unser selbst, weil auch bei uns intellektuell ausgeprägten Spätmenschen noch magische Kultreste genug vorhanden sind; erst recht aber sehen wir es ab auf die geschichtlichen Frühkulturen und auf die Spätüberlieferungen unserer eigenen Vorfahren. Überall müssen wir die seelischen Reste aufspüren, die uns irgendwo dem Idealbild eines vollträchtigen Frühmenschen, zuletzt der übergeordneten Urform näherkommen lassen.

Das echt mythische wie das hoch magische Zeitalter ist verschwunden, überall wurde der Mensch mehr und mehr intellektualisiert. Und unser Mythus vom Kosmos und den Göttergewalten ist heute intellektuale Wissenschaft geworden, heißt entseelte Sternenkunde

und Astrophysik. Mit diesem unserem wissenschaftlichen Denken können wir freilich nicht mehr das innere Leben der Natur, das der Mythus meint und aussprechen will, erschauen; unserem Geist sind andere Aufgaben gestellt. Aber wir können es erahnen, wenn wir in uns selbst an die in den Tiefen unseres Wesens noch schlummernde Urschicht rühren. Das ursprünglich mythische Zeitalter ist uns so gut wie völlig verschlossen und fremd geworden; aber das frühe magische Zeitalter können wir noch verstehen, weil da im Menschen schon der Intellekt mitzuarbeiten begann, in welchem wir jetzt so völlig befangen sind. In dem Maße, als der Intellekt mehr und mehr an die Oberfläche kam und zunahm, wurde auch die Seelenschicht des einstigen hochmagischen Erlebens und Handelns weiter eingeengt und erlahmte. Heute ist sie so gering geworden, daß wir selbst das Niedrig-Magische der Naturvölker kaum mehr verstehen, geschweige denn, es auszuüben vermögen. Indessen lebt es noch in der geschichtlichen Zeit, und wir finden es auch in unseren Jahrhunderten noch in Resten in der Volksseele.

Alle diese Reste und alle Beschreibungen und Überlieferungen, die wir von neuzeitlichen oder Altertumsvölkern an magischem Gut und an bewußtem magischem Handeln und Erkennen noch finden, müssen wir, wie gesagt, aufnehmen und, soweit wir es verstehen, dies rückwärts zur vollmagischen Seelenstruktur ergänzen, ausweiten. Wir wollen sozusagen die Ruinen restaurieren und daraus die alten Bauten des Daseins naturnaher Frühmenschen wieder vor uns auferstehen lassen.

Wir greifen in das Leben der Völker und Zeiten, benutzen Tatsachen und Erscheinungen, soweit sie uns geeignet erscheinen, um in die metaphysische Substanz, in die übergeordnete metaphysische Wirklichkeit des Daseins, insbesondere des frühmenschlichen, einzudringen. Wir sind uns sehr wohl bewußt, daß die Geistes- und Seelenbewegungen der Völker selbst in lebendiger Weise zeitbedingt sind; wir wissen sehr wohl, daß etwa die Geistes- und Seelenverfassung eines Babyloniers und Griechen eine andere war als die eines Steinzeitlers oder Indianers oder eines brauchübenden europäischen Bauern; trotzdem müssen wir von einem überzeitlichen Standpunkt aus von überallher, wo wir echtes Heidentum treffen, die mythischen und magischen Elemente des Denkens, Fühlens und Handelns zusammentragen. Wir müssen das, was uns Mythen, Sagen, Märchen und Kulte meist in Resten zeigen, von überallher zusammenziehen, um so die Wesens-

elemente zu gewinnen, mittels deren sich der zerbrochene und versunkene Tempelbau des Menschen „im Anfang" vor dem geistigen Auge wiederherstellen läßt. Man versteht also, was wir mit unserer Art der Stoffdarbietung meinen und weshalb wir sagten, es handle sich nicht um die Methode der üblichen Wissenschaft.

Unsere Absicht ist gerade darauf gerichtet, im ursprünglich heidnischen Wesen jene Sphäre aufzuzeigen, die im Naturseelenhaften, nicht im Intellektuell-Geistigen liegt. Das Mythische, worin sich jede höhere Wahrheit notwendig darstellt, trägt in sich zwei Pole. Der eine ist „Geist" und führt zu Gnosis und Mysterien; der andere ist „Naturseele" und führt zur magischen Lebensverfassung. Beide können sich überschneiden, mehr oder weniger überdecken und verbinden. Möglichst nur die naturseelenhafte Bahn verfolgen wir, und wo wir in ihr oder über sie hinaus jene andere berühren, dient dies gewissermaßen zur ergänzenden Beleuchtung. Das Ganze aber steht ausgesprochen oder unausgesprochen unter dem Wissen um die letzte Offenbarung; an diesem Gesichtspunkt ist alles zuletzt gespiegelt.

# DIE MYTHISCHE URWELT

# *DER URSTAND DES MENSCHEN*

## *Geschichte, Urform, Mensch*

Es gibt ein wundervolles altes Symbol, entsprungen aus dem tiefsten und erschütterndsten Nachsinnen über das Menschendasein: der Leib eines Raubtieres, doch eines königlichen Raubtieres, des Löwen, mit dem Antlitz des Menschen, die Sphinx. An ihr ziehen alle vorbei nach dem Tempel der Anbetung; und jedem, der ihre Stimme versteht, gibt sie ein Rätsel auf, das lautet: „Was ist der Mensch?" Wer dieses Rätsel lösen wird, wird den Gang zum Tempel von diesem mit Krallen bewehrten Ungetüm befreien; wenn es einer löst, wird sich das Ungetüm in den Abgrund stürzen und Erlösung wird sein.

Stehen wir nicht zu allen Zeiten, seit es Menscherinnerung gibt, vor diesem undurchdringlichen Rätsel, vor dieser Gestalt, an der wir alle vorbei müssen, wenn wir zum Tempel unseres inneren Heiligtums gehen? Hat es je Menschenzeiten gegeben, in denen dieses Rätsel nicht in seiner schauervollen Schwere vor den Seelen stand? Und gibt es eine Antwort? Hat je einer die Frage gelöst? Es gibt Zeiten, wo man weniger nach diesem Rätsel und seiner Beantwortung fragt, vielleicht Zeiten des äußeren Glückes, des Aufschwungs, der materiellen Herrlichkeit; aber es gibt auch Zeiten, wo die Frage wieder mit ihrer ganzen Wucht ertönt — und ich meine, wir sind in einer solchen Zeit. Wir beginnen wieder, die letzte Frage nach Leben und Tod, Untergang und Erlösung zu stellen.

Den Weg des Menschen durch die Zeitlichkeit nennen wir Geschichte. Die Geschichte des sterblichen Menschen ist von Uranfang an Drama, Tragödie; sie ist Schicksal und ist Kampf mit dem Schicksal; sie ist Frage und Antwort vor einem Höheren, Übergeordneten. Geschichte bedeutet ein Doppeltes: die zeitliche Aufeinanderfolge der äußeren Tatsachen und Vorgänge, den äußeren Ablauf der Dinge, aber auch den inneren Sinn alles dieses Geschehens. Geschichte ist Ausdruck für innere lebensgestaltende Kräfte und Mächte. Und das wäre dann auch wahre Naturgeschichte: nicht das Aufzeigen äußerer Formen und Formfolgen und sogenannter Entwicklungsreihen, sondern das Bemühen um den Wesensinhalt der Natur und ihrer Erscheinungen. Und so müssen wir auch die Geschichte des Menschen be-

trachten, das heißt, wir müssen das Zeitlose, das Überzeitliche darin suchen. Denn es gibt eine ewige Wahrheit, eine in aller Zeit sich kündende oder verhüllende, aber stets und bedingungslos daseiende Wahrheit.

Fassen wir so die Geschichte, tief und nah, so ist es im Grunde nichts anderes als religiöses Erleben. Denn Religion ist der Ausdruck für das Gefühl und Bewußtsein, daß im Dasein des Menschen, der Natur, des Kosmos übergeordnete Kräfte walten, daß sie auf unerklärliche Weise alles, was wir sind und sehen und erleben, geschaffen haben und stetig darin wirken; daß wir der Schöpfergewalt gegenüber aber auch sittlich verantwortlich sind; daß alles Dasein einen unergründlichen Anfang und ein unergründliches Ende hat; daß die Zeit und ihr Ablauf endlos fortgesetzt werden kann und doch bei aller denkerischen Unendlichkeit etwas anderes ist als Ewigkeit. Ist das alles Inhalt der Religion, so zeigt uns doch die Menschengeschichte, daß hier ganz verschieden tiefe und verschieden gerichtete Einstellungen und Bewährungen dieses echten Glaubens vor sich gehen. Wenn wir uns vorstellen, wie der naturhaft verbundene Heide seine Göttergewalten kultisch-magisch beschwört, damit sie ihm nicht schaden oder womöglich dienen, und die reine Lehre des Evangeliums dagegen halten: Gott den Ewig-Einen, den Vater, über uns selbst hinaus zu lieben und unseren endlich begrenzten Willen und Verstand ihm hinzugeben — so haben wir die zwei äußersten Gegensätze, in denen sich das religiöse Gefühl und Bewußtsein der Menschheit zu bewegen vermag. Das Tier mit seinen einseitig festgelegten Organen und Auffassungen der Wirklichkeit hat wohl eine Naturgeschichte, hat eine natürliche Entwicklung seiner Art, seiner Gattung, aber es hat nicht Geschichte in dem durch das Gedächtnis zu einem inneren Zusammenhang gebrachten und dann in einem sittlich verantwortungsvollen Sinn gestalteten Tun und Lassen. Des Menschen Geschichte, recht verstanden, erlebt und geprägt, ist im Grunde Verantwortlichkeit vor Gott. Könnte denn ein Volk Geschichte ohne das machen und seine Geschichte selbst so hinnehmen? Es müßte ja verschmachten. Nicht die vielen äußeren Tatsachen als solche, nicht die Wallungen und Erhebungen und Niederlagen als solche, nicht die kulturellen Einrichtungen als solche — sind Geschichte in jenem letzten tiefen, allein menschenwürdigen Betracht, sondern eben das Erleben des Sinnes, das Erkennen und das Schaffen aus dem Sinn und Wesen, das ist wahre Geschichte. Wir aber stehen vor dem Angesicht der großen Sphinx

und sind gefragt eben nach dem Sinn unseres Lebens, oder, was dasselbe ist: nach dem Wesen des Menschen.

Wir fragen zuerst nach seiner naturgeschichtlichen Stellung. Es ist ein Grundirrtum der bisherigen mechanistischen Naturphilosophie, begründet in der optimistischen Fortschrittslehre des 18. und 19. Jahrhunderts, die unbewiesene Voraussetzung zu machen und sie als wissenschaftliches Dogma immerfort zu verkünden, daß alle Tier- und Pflanzentypen sich Stück um Stück auseinander entwickelt hätten: daß somit auch der Mensch zunächst aus tertiärzeitlichen Menschenaffen, zuvor aus niedern Affen hervorging. Vielmehr ist, wie sich an paläontologisch und vergleichend morphologischen Tatsachen dartun läßt, der Menschentypus ein eigener Grundast des gesamten, innerlich zusammenhängenden Lebensstammbaumes. Mensch und Menschenaffen mögen wohl aus gemeinsamer Wurzel naturgeschichtlich entsprungen sein, aber dieser Grundtypus war wesensmäßig durchaus vollmenschlich, und alles, was wir im engeren oder weiteren Sinn zu den Menschenaffen zählen, ist entwicklungsgeschichtlich seitwärts abgeirrt nach einer tierhaft überspezialisierten Seite. Der Mensch stammt, entgegen der gewöhnlichen Entwicklungslehre, überhaupt nicht physisch von ehemaligen wirklichen Tieren ab. Das will sagen: er kann in keiner Weise auf einen ehemaligen Vierfüßlertypus zurückgeführt werden, sondern er war schon bei seinem erstmaligen naturgeschichtlichen Auftreten auf dieser Erde von Grund aus vollmenschlich, nicht tierisch. Wo er allenfalls im Lauf der Urgeschichte tierhaft oder tierhafter wurde, ist das durchaus Abstieg, nicht Vorstufe zum Aufstieg. Weiter läßt sich dartun, daß die physische Menschengestalt auf dieser Erde selbst schon viel älter sein muß, als die gewöhnliche wissenschaftliche Lehre annimmt; und endlich, daß der Mensch wohl in früheren Epochen gewisse andersartige Körpermerkmale, und gewiß auch Seelenmerkmale, gehabt haben mag. Wir kennen fossile eiszeitliche Menschen von ungeheuerem Alter, bis mehrere hunderttausend Jahre wohl, aber noch weit ältere haben erwiesenermaßen gelebt. Aber diese uns zeitlich unmittelbar vorausgehenden fossilen eiszeitlichen Menschenformen können nicht Urahnen irgendwelcher späteren oder heutigen Vollmenschenformen sein. Sie sind nach unserer Auffassung einseitig abgeirrte, nach der Menschenaffenseite hin überspezialisierte Frühmenschenformen.

Wenn wir nach einem ursprünglichen Menschentum suchen, dem wir wohl mit vollem Recht das Mythische und Unmittelbar-Magische als

grundlegenden Naturseelenzustand zuschreiben, so müssen wir dabei auch unterscheiden zwischen einer Primitivität im zukunftsträchtigen Sinn, die noch wie das Ei das ganze Huhn enthält und entfalten kann, und einer späten entleerten Primitivität. Nur so und nicht anders, von der Natur her, müssen wir es verstehen, wenn wir von primitiven Menschen, vom Primitiven sprechen wollen. Immerzu finden wir diesen Ausdruck in der Literatur angewandt; bezogen ist er auf den „Wilden" unserer Epoche. Aber er wird auch übertragen auf einen hypothetischen Urmenschen. War der eiszeitliche Steinzeitler ein Primitivmensch im Sinn einer stammesgeschichtlichen Erstform, oder war er primitiv im entleerten, ausspezialisierten Sinn? Nicht nur die naturhistorisch-anatomische Bewertung des Frühmenschen der Diluvialzeit läßt ihn uns als einen Primitiven von der Art der heutigen Primitiven erkennen, also als einen Spätzeitler im Vergleich zu einem anderen vollmenschlicheren noch älteren Typus, den wir bisher naturgeschichtlich nicht kennen; sondern auch aus einem Vergleich des heutigen Primitiven und des steinzeitlichen Menschen, seelengeschichtlich, ergibt sich dieser Schluß. Alles nämlich, was wir vom Steinzeitler und seinen Kulturäußerungen, also auch von seiner „Kunst" wissen, steht auf demselben inneren Niveau wie das der heutigen Primitiven.

Der Steinzeitler war, wie es scheinen will, ein Umwohner älterer Menschenzentren, so wie die Australier, Neukaledonier, Feuerländer und sonstige untergegangenen Primitiven es im Verhältnis zu unseren Kulturen viele Jahrtausende lang waren. Es ist keineswegs ausgemacht, daß der Steinzeitler vom Typus des Neandertalers etwa nur in Höhlen lebte, sehr wohl können Primitivkulturen mit Holzhäusern und Lehmbauten existiert haben, es kann ein Kunsthandwerk auch mit wesentlich anderen Materialien als nur mit Feuersteinen, Knochen und Ton existiert haben. Vielleicht waren die mit niedriger spezialisierten Schädeln und Skeletten begabten Steinzeitler auch die Schmiede und Zauberer noch anderer Volksteile, und eben diese wären dann selbst noch gar nicht gefunden. Wo der zeitlich erste Mensch der physischen Natur liegt, können wir heute noch nicht erweisen; fossile Funde oder Kulturüberlieferungen haben wir von ihm nicht.

Wir kennen die magischen Gewohnheiten und magischen Kulte auch des Eiszeitlers schon aus äußerst charakteristischen Beispielen. So vor allem den Jagdzauber. Bei einigen Indianerstämmen, dann auch bei Afrikanern finden sich dieselben jagdlichen Bilder wie in den Steinzeithöhlen: Pfeilspitzen in die Körper gezeichnet, das Herz etwa rot

gemalt, Hände, die nach dem Beutetier greifen. Wir haben in einer Höhle bei Montespan sogar die Fußabdrücke von Tanzkulten, wie sie auch heutige Primitive üben. In gleicher Weise liefern uns Höhlen der Eiszeit die auch bei heutigen Wilden üblichen Knochensammlungen und Knochenanordnungen von Jagdtieren, ja wir finden dieselbe unterschiedliche Behandlung der einzelnen Skeletteile, die Bevorzugung des Schädels etwa. Weiter bilden einen solchen seelischen Identitätsbeweis die Tänze und Maskeraden, wobei sich die Primitiven mit Tierköpfen und Fellen bekleiden, was uns ebenso die steinzeitlichen Höhlenbilder von Combarelles, wie die Indianer Nordamerikas zeigen. Wir haben also keinen Grund zu der Annahme, daß sich das Können des Steinzeitlers über das des heutigen Primitiven erhob, noch daß es geringer gewesen wäre. Wir finden es seelisch völlig gleichartig. Endlich seien u. a. als Ausdruck für solche seelisch-geistigen Gleichheiten des Wesens und der Religiosität noch erwähnt: die Hockerstellung in Gräbern, der Totenkult und die dementsprechenden Grabbeigaben. Das soll nicht heißen, daß der heutige Primitive etwa unmittelbar vom neandertaloiden Steinzeitler abstamme, auch unsere Primitivmenschen können eigene abspezialisierte Seitenäste anderer Vollmenschen sein; aber beide gehören derselben Seelenschicht, demselben Seelenwesen an, und zwar einer entleerten Primitivität als Ergebnis einseitigen Abstiegs.

Der Mensch ist ferner nach seinem typenmäßigen Gebiß- und Eingeweidebau ganz deutlich ein Allesesser, weder für rein pflanzliche, noch für rein tierische Kost gebaut; es muß also auch der Frühmensch so gewesen sein. Das aber stimmt schlecht zu der Vorstellung des Frühdiluvianers nur als Tierverzehrers. Es müssen unbedingt diese Eiszeitmenschen einseitig in besondere Lebenszustände gedrängte Menschen gewesen sein. Auch dies deutet darauf hin, daß sie unmöglich echte Urgestalten des Menschentums waren, sondern daß ihnen eine idealere Vollform vorausging, die nach ihrem Bau einst lebte und leben konnte. Schon diese Überlegung allein läßt auf einen tertiärzeitlichen Vollmenschen schließen. Wenn ein Forscher sagt, man könne nicht verstehen, wie sich der erste Mensch in der Natur behauptet habe, ehe er sich seine ersten Geräte oder Waffen schuf, so macht er eben den Typus des Steinzeitlers zum Vorbild des wahren Frühmenschen, während jener in Wirklichkeit schon ein einseitig abgeirrter, degenerativ entwickelter Seitensproß des Menschenstammes war.

Den wahren erdgeschichtlichen Früh- oder Erstmenschen kennen wir bis heute physisch noch nicht; aber wir kennen ihn seelengeschichtlich. Wir kennen nicht seine äußere, aber wir kennen seine innere Geschichte. Und eben von der inneren Wesensgeschichte sagten wir, daß sie das wahre Wissen um eine Sache sei. Denn es ist uns möglich, aus den Sagen, Mythen, Götterkulten und Magien eine Seelenschicht des archäischen, des Frühmenschen zu ermitteln; wir finden eine stufenartige Seelenschichtung, die als solche im Menschen schlechthin liegt und uns den echten Ur- und Frühmenschen erschließt. Diese Lebens- und Seelenschichtung, diese Seelengeschichte nun ist nicht unbedingt eine äußerlich zeitliche, sondern bedeutet gewissermaßen die Stockwerkeinteilung im Hause des inneren Menschen überhaupt. Die eingangs gegebene Definition des Begriffs Geschichte, es gehe nicht um die Aufeinanderfolge äußerer Geschehnisse und Erscheinungen, sondern um das Erblicken des inneren Sinnes, des Wesenskerns, kommt hier zu ihrem Recht.

Jede Sphäre, jede Schicht, die im innersten Menschentum als solchem liegt, hatte auch einmal ihr äußeres geschichtliches Zeitalter oder wird es noch haben — einerlei, wie langdauernd oder wenig langdauernd diese Zeit war oder einmal sein wird. Und nur so ist das, was wir hier Seelengeschichte nennen, eben als eine Geschichte gemeint, nur so ist „Seelenschichtung" als das „Ge-schichte" gemeint. So liegen im Menschen Seelenschichtungen, die im Ablauf der Zeiten teils nacheinander oder teils gleichzeitig an verschiedenen Stellen, bei verschiedenen Völkern zur Darstellung kommen, sozusagen aus ihrer Latenz erwachen. Wir können einen Vergleich ziehen mit den Zeitschichtungen der Erdrinde, aber nur einen Vergleich. Theoretisch liegen die ältesten, frühesten Schichten zu unterst, und darüber immer jüngere, ganz obenauf die jüngsten. In Wirklichkeit aber ist die Erdrinde seit allen Zeiten immerfort in Bewegung. Infolgedessen liegen alle Schichtungen zwar teilweise nach ihrem Alter übereinander, aber allermeistens nur bruchstückweise. Im übrigen aber liegen Schichtungen vieler Epochen oft im selben Oberflächenniveau nebeneinander, sind miteinander verkeilt und verfaltet. Und so können wir in ein und derselben Oberflächengegend oft viele und grundverschiedenalterige Schichtbildungen vor uns unmittelbar aufgeschlossen liegen sehen. Man betrachte sich nur einmal eine geologische Karte, die oft eine ganze Zeitalterskala in einer Fläche liegend zeigt.

Ähnlich ist es mit dem Hervortreten der menschlichen Seelen-

potenzen, der menschlichen Seelenelemente, der Seelenschichtungen, die im Menschenwesen vom Urgrund her eingelagert sind. Wir können daher fast in jeder geschichtlichen oder urgeschichtlichen Epoche verschieden alte und verschieden tiefgründige Schichten finden, und indem wir sie nehmen, wo wir sie antreffen, sei es bei Kulturen oder bei Naturvölkern, sei es bei Früh- oder bei Spätvölkern, bekommen wir die ganze Stufenleiter in die Hand. Aber auch umgekehrt finden wir dieselbe Seelenschicht in zeitlich und räumlich ganz weit auseinanderliegenden Volkskörpern und Kulturkreisen. Am Primitiven der geschichtlichen Zeit und am Primitiven der urgeschichtlichen Zeit vor mehr als hunderttausend Jahren haben wir gleich das beste Beispiel: Bei ihnen ist zu ganz verschiedenen Zeiten, sozusagen auf ganz verschiedenen Zeitebenen, ein und dieselbe magische Seelenschicht ans Tageslicht gelagert, sie ist im zeitlosen, überzeitlichen Ursprung ein und dieselbe. So können auch in gleichzeitigen Völkern verschieden hohe Seelenschichten an der Oberfläche liegen. Das ist vergleichsweise, was man in der Kulturkreislehre als „Gleichzeitigkeit" derselben Erscheinungsabläufe zu ganz verschiedenen Epochen und in zeitlich ganz verschiedenen Kulturkreisen bezeichnet. Es ist die überzeitliche Wesenheit und Artgestaltung der Seele, die wir aufsuchen wollen.

Gewiß, diese inneren Seelenschichtungen mögen im großen Ganzen sich zeitlich nacheinander dargestellt haben, jede gehörte und gehört wohl vorzugsweise einem bestimmten Zeitalter an; aber dennoch sehen wir sie vielfach auch nebeneinander und gleichzeitig in verschiedenen Menschengruppen ans Licht treten. Es ist wie in der erdgeschichtlichen Entwicklung des Lebens selbst: da gibt es ein Zeitalter der Säugetiere, der Reptilien, der Amphibien vorzugsweise; aber es leben im einen wie im anderen auch die anderen Gestalten dieser Gruppen. So kommt es, daß neben jahrtausendealten Hochkulturen jederzeit in deren Umkreis und gleichzeitig auch etwa Wilde und Primitive anderer Stammlinien lebten. Und so mag auch, wie wir schon sagten, der steinzeitliche Primitive im Umkreis eines andersartigen und vielleicht zukunftsträchtigeren Menschentums gelebt haben, das ja keineswegs zahlreich gewesen zu sein braucht oder eine *größere äußere Kultur gehabt haben muß. So lagen vielleicht* verschieden tiefe Seelenschichten auch damals gleichzeitig zutage.

Wir rücken damit entscheidend vom bisherigen Entwicklungsbegriff ab, wie ihn für die Entfaltung des Menschenwesens die rationalistische Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts bis in unsere Zeit herein

naturgeschichtlich auffaßte und anzuwenden suchte. Wir sehen ein übersinnliches Innerlich-Ganzes, ein Innerlich-Wesenhaftes als die Grundgegebenheit alles äußeren Erscheinens an; wir sehen im Einzelnen, im zeitlich Bedingten einen Teilausdruck jenes Innerlich-Ganzen, aber nicht etwa einen Baustein zu dessen Werden selbst.

Wir dürfen Geschichte, Menschengeschichte, Naturgeschichte nicht einseitig nur als Entwicklungsgang betrachten; am wenigsten dann, wenn wir diesen Entwicklungsgang als eine Entstehung des Höheren aus einer Häufung des Niederen auffassen. Aus einem Niederen wird nie und nimmer ein wirklich Höheres, wenn wir die Begriffe sinngemäß nehmen und im Niederen die Abwesenheit von Potenzen und Bildungskräften sehen, die das Höhere hat und betätigt. Aus einem solchen leeren Niederen könnte mit allen Kräften der Welt nie sich ein Höheres „entwickeln"; es müßten denn im Niederen latent bereits alle die Kräfte schlummern, die es zum Höheren schon qualifizieren und dieses einmal aus ihm erscheinen, hervortreten lassen. Darum hat sich auch aus dem niederen, abspezialisierten Steinzeitmenschen vom Peking- oder Rhodesia- oder dem Neandertaltypus nie ein Vollmensch heutiger Art entwickelt.

Es gibt in der gesamten Entwicklung, sowohl in der naturgeschichtlichen wie in der kulturgeschichtlichen, zwei Wesenszüge, zwei Grundelemente der Lebensgestaltung, die sich stets untrennbar miteinander verwoben zeigen. Einmal die idealen Grundtypen, die Grundorganisationen als solche, die eine Stufenleiter vom Niederen zum Höheren darstellen. Sodann sehen wir innerhalb dieser Gesamtorganisationen, diesen idealen Grundtypen eine zeitliche Formenfolge, die in viele Evolutionsbahnen verzweigt erscheint: neue Arten, neue Gattungen, die teils sich auseinander entfalten, teils parallel sich im selben Sinn entwickeln. Das sind, während der Typus an sich besteht, dessen äußere Anpassungen an das Leben und seine Erfordernisse. Darin kommt es immerwährend zu neuartigen Organ- und Körperspezialisierungen, deren Sinn und Inhalt es ist, das ideale Grundwesen, dem sie zugehören, also den Typus, die Grundform, die „Urform" gewissermaßen innerhalb der raumzeitlichen Lebensumstände symbolisch darzustellen, zu manifestieren. Da wird Art auf Art geboren, es wird alles vermannigfaltigt, und so werden in unermüdlichem Streben immerfort neue Lebensmöglichkeiten ausgeschöpft, neue Standorte gewonnen, die Bedingungen aller Lebensräume erfüllt, ausgenützt, erschlossen. Das aber geht von anfänglich einfachen Darstellungen

des Typus, also von dessen primitivsten Gestaltungen, zu immer weiterer Spezialisation; es werden technisch-biologische „Fortschritte" gemacht, und so kommen im Lauf der äußeren Entwicklung immer mannigfaltigere, aber auch immer einseitigere Anpassungsgestaltungen innerhalb des Grundtypus zustande. Ja, das macht nicht einmal Halt bei den bestmöglichen biologischen Gestaltungen, sondern übersteigert sich oft und oft mit fast sinnloser Gewalt zu Überspezialisationen, Riesenwachstum, übertriebenen Einseitigkeiten — bis der Stamm erlischt, lebensunfähig wird, oder in entleerten Formen wieder eine dem ursprünglichen Zustand ähnelnde Primitivität hervortreten läßt, die nun aber Ermüdung und Entleertsein bedeutet und keine Zukunftsträchtigkeit mehr hat. Die Erbmasse ist erschöpft, es kommt das Sterben oder ein geschichtsloses Weiterleben, das nur Fortpflanzung kennt, aber nichts mehr an Gestaltung hervorbringt, ja vielfach entartet. Die innere „Schichtung" ist aufgebraucht; so gibt es keine Ge-schichte mehr.

Der Typus selbst ist die unsinnliche, ungreifbare, unsichtbare metaphysische Potenz in den vielen oder wenigen stets abgewandelten und an bestimmte engere Lebensverrichtungen und Lebensweisen angepaßten Arten der äußeren organischen Natur. Er ist die lebendige innere Grundgestalt, die Formidee; ist das Über- und Außerzeitliche in der Geschichte jeder Gattung, jeder Art.

Damit ist, wie gesagt, der materialistische Entwicklungsbegriff, wenn er diesen Namen überhaupt verdiente, beiseitegesetzt; der innerlich „ganze" Mensch, die „Urform" ist immer gegenwärtig, sie ist zeitlos, sie steht im Anfang, nicht am Anfang. In seinem ausgezeichneten Werk über Dionysos, seinen Mythus und Kultus im alten Griechenland, verwahrt sich W. Otto gegen das übliche Verfahren der historischen Wissenschaften, etwa bei der Darstellung des antiken Götterglaubens so vorzugehen, daß man an den Anfang die vermeintliche Roheit und Unzulänglichkeit setze und dann endige mit dem Glanz und der Würde der klassischen Götter; vielmehr liege umgekehrt die entscheidende Genialität stets im Anfang. Nun nichts anderes meinen wir auch; es ist in der Natur ebenso. Auch hier liegt ein Typus als Ganzes schon in den ersten frühesten Stufen seiner Arten. Das Innerlich-Ganze steht im Anfang, es ist über dem Einzelnen. Wo ein organischer Formtypus erscheint, sei es in vielen oder wenigen Arten oder Gattungen, da ist er wesenhaft ganz und vollständig da, von allem Anfang an. Die abgewandelten physischen Formen sind, wie wir

sagten, die sichtbaren Anpassungen an die Erfordernisse der Umwelt, sind sozusagen Ausdruck für die „Notdurft" des Daseins. Das Geniöse, das Geniale, das Göttliche in den Dingen und Wesen ist die immanente Form, die metaphysische Urform. Daraus kommt im Äußeren die Entfaltung und Abwandlung. Diese geht aber ausnahmslos in die Sackgasse der engeren Eigenentfaltung und endet mit Nichtfortsetzung, es wird keineswegs ein Neues, Höheres daraus. Das Innerlich-Ganze ist unvergängliche Idee, ist Urbild, voll gegenwärtig auch schon in der zeitlich ersten einfachsten Gestalt.

Als der Typus Mensch im ersten naturgeschichtlichen Menschenwesen physisch auftrat, es mag hoch oder nieder organisiert gewesen sein, muß er in einer oder vielen Arten sich schon irgendwie differenziert und einseitig spezialisiert dargestellt haben. In der untermenschlichen organischen Welt kann kein lebendes Wesen auf der Erde existieren, das nicht irgendwie speziale Ausbildungen hätte; sonst könnte es keinen Tag leben. Denn das Leben erfordert Anpassung, und wie ein Wesen geartet ist, bestimmt auch, wie es in seiner ihm zukommenden und ihm zugänglichen Umwelt lebt. Trat also der erste, d. h. der naturgeschichtlich früheste Mensch auf den Plan, so muß sowohl in ihm verborgen das Ganze alles Menschentums im Urgrund seines Wesens schon mitgesprochen, ihn mitgestaltet haben, wie auch ganz selbstverständilch von der umfassenden Menschenpotenz bei seiner physischen Erscheinung eben nur ein Teil nach außen sich in ihm manifestierte.

Dieser Anfangsmensch — wir wollen ihn neutral den Frühmenschen nennen — war also der ganzen Zukunftsgestaltungen, die sich im Lauf der Geschichte und Urgeschichte noch herausstellten, trächtig. War dieser Frühmensch in bezug auf die Entfaltung des Großhirns noch sehr unentwickelt, so enthielt er doch in sich latent alle kommenden vollgehirnlichen Menschenarten, soweit sie, was wir nicht wissen, von ihm wirklich abstammen. Es ist, um es noch einmal zu sagen, wie mit den Urformen der Tier- und Pflanzengattungen in der Erdgeschichte: sie sind dargestellt in den vielen getrennten oder ineinander übergehenden Gattungen und Arten, die samt und sonders eingegrenzte Teilausdrücke der Gesamtpotenz jener Urform sind; aber die Urform selbst kann nie im physischen Zustand gelebt haben, sondern war immer die übersinnliche, wenn auch wirkend lebendige innere Gesamtpotenz der vielen Gattungen und Arten, von denen aber jede innerlich der ganzen Potenz teilhaftig ist.

So gab es naturgesetzlich, wie bei den Evolutionsgängen der Gattungen im Tier- und Pflanzenreich, auch im Menschenstamm gleichzeitig mit ursprünglichen Neugestaltungen auch Ausspezialisierungen in einseitiger Richtung, also Abstieg der Entwicklung, Hinwendung in blind endigende Seitenwege. Solche Seitenwege aber dienten selbst wieder der Entfaltung besonderer, zuvor noch gebunden gewesener innerer Eigenschaften, und waren immer ein Ausdruck des sich mannigfaltig darstellenden „Ganzen". So entließ die Menschenwurzel ganz am Anfang auf verschiedenen Wegen die Menschenaffentypen: sie entließ den menschenaffenähnlicheren Ursteinzeitler, sie entließ später die geschichtlichen Primitivtypen von der Art des Australiers; sie entließ vielleicht schon in der Tertiärzeit aus Vollmenschen auch damals ihre „Primitiven"; zuletzt kam der großhirnträchtige und denkerisch vervollkommnete Mensch unserer Art. Und was sonst noch dagewesen sein mag, das zeigen uns vorläufig nur die Sagen, noch nicht die naturhistorischen Funde und Gegenstände. So müssen wir auf eine übergeordnete, überzeitliche innere „Urform" ein übergeordnetes, übergeschichtliches inneres Menschenurbild mit aller ihm zukommenden Ganzheit und Vollkommenheit schließen. Sinn und Inhalt des „ganzen" Menschen stand schon „im" Anfang da.

Um es noch einmal zu sagen: der Mensch stellt ein eigenes Urbild, eine eigene Urform der schaffenden organischen Natur dar, und dieses ist seit uralten Zeiten in einzelne Spezialmenschenformen abgewandelt dagewesen. Aber das Urbild selbst, die Urform ist nicht in der äußeren physischen Natur auffindbar, ist nie als grob sinnliche Naturform sichtbar gewesen; wohl aber sind die in der physischen Natur konkret vorhanden gewesenen Menschentypen die Darstellung der in der übersinnlichen Wirklichkeitssphäre liegenden Potenzen, die in allen äußerlich sichtbaren Menschenformen der Naturgeschichte enthalten, in Erbmassen verteilt und in verschiedenen Zeitepochen, auch heute teilweise noch zur Entfaltung, Gestaltung und Betätigung gekommen.

Macht man also mit dem Entwicklungsbegriff ganzen Ernst und nimmt man ihn in seinem eigentlichen tieferen Sinn, so kann man von einer Entstehung des Höheren aus dem Niederen nur reden, wenn man dieses „Nieder" als einen Teilausdruck des an sich schon überzeitlich bestehenden Höchsten gelten läßt. Anders ist das Wort Entwicklung nur eine Redensart ohne Inhalt; und eine Entwicklung als Häufung von Niederem plus Niederem zu denken, wie es die Naturforschung der letzten anderthalb Jahrhunderte tat, ist

ein reines Gedankenspiel, ist bloßer Formalismus. Wir müssen uns mit anderen als den äußerlichen Denkmitteln um das Innerlich-Ganze bemühen, müssen es zu verstehen suchen als Grundlage und Ursprung alles einzelnen. Wir müssen im einzelnen es auf die metaphysische Urform absehen.

Wenn wir den inneren Sinn der sich in der Geschichte wie in der Natur darstellenden und sich sichtbar vor unserem Auge entfaltenden Formen fassen wollen, so müssen wir aus ihnen das innere Gemeinsame herausschälen. Was wir dabei von ihrem Wesen erkennen, ob es viel oder wenig sei, dürfen wir die Urform, die Idee, das Urbild nennen. Wir meinen mit dem Ausdruck Urbild jedoch — das sei ein für allemal gesagt — nicht das Urbild als einfachsten anschaulichen Sinneseindruck, wie ihn die eidetische Psychologie bei ihren Untersuchungen feststellt, sondern stets das metaphysische, das „platonische" Urbild, das auch keine Abstraktion, sondern innere Lebenspotenz ist. Es ist platonische Wissenschaft als Gegenstück zur aristotelischen. Nicht als ob die aristotelische äußere Empirie je zu entbehren sei; aber das bloße Aneinanderfügen von Stadien und das Zusammensetzen von Dingen und Erscheinungen aus ihren Teilen ist nicht das Wesen und führt nicht zur Erkenntnis des Urbildes, der Idee. Um dies allein ist es uns bei unseren Ausführungen zu tun.

Das überzeitliche Ganze aber spricht sich aus in den Teilerscheinungen. Es bestimmt und erschafft die Zeiterscheinungen, aber es wird nicht selbst aus ihnen zu Etwas, weder gleichzeitig, noch späterhin durch Häufung und Zusammensetzung. Die Dinge der Welt, wesenhaft gesehen, sind nicht „zusammengesetzt", sondern sind Ausdruck, sind Symbole innerlicher urbildhafter Ganzheit. Eben weil stets das Ganze überzeitlich da ist, können im Naturreich neben den höchsten und höheren auch die niederen und niedersten Tierformen bestehen, wie es uns die Erdgeschichte in jeder Epoche schon zeigt. Dabei kann es, wie schon gesagt, sehr wohl gelten, daß es gewisse große Zeitepochen gibt, in denen sich vornehmlich mehr das Niedere, dann das Höhere und Höchste darstellt; aber das Ganze ist stets übergeordnet, metaphysisch gegenwärtig da. Und nach diesem Ganzen der Natur und des Menschen und seiner Seele müssen wir fragen und es zu erschließen suchen.

Wir unterscheiden bei unseren Forschungen so eine metaphysische Urform des Menschen, die alles Menschenwesen zu allen Zeiten im Uranfang umfaßt. Wir unterscheiden weiter einen in der Zeit zunächst

noch nicht festzulegenden und mannigfaltig entwickelten Menschen, der aber vermutlich erdgeschichtlich sehr alt ist. Wir nennen ihn den archäischen oder ganz allgemein den Frühmenschen. Ihm werden wir, wenn auch noch nicht naturgeschichtlich, so doch alsbald sagengeschichtlich begegnen. Wir unterscheiden weiterhin Primitivmenschen, welchen Ausdruck wir jedoch nicht für zeitlich erstes Menschentum anwenden, sondern nur für solche geschichtlichen oder urgeschichtlichen Menschenformen, die wir, wie den Steinzeitler und die späteren Naturvölker, als „entleerte" Primitive ansehen. Wenn es nach einem tiefgründigen Wort Schellings wahr ist, daß alle Barberei der Rest einer Kultur ist, so müssen auch die barbarischen Primitiven heutiger und früher Zeit Restvölker urältester Kulturen sein und gewesen sein. Karutz schlägt für die naturhaften Primitiven den Begriff „frühe Völker" vor. Da aber die Menschheit, selbst wenn man nicht unserer Ansicht eines überaus hohen, vordiluvialen Alters zustimmt, doch schon allein nach Fossilfunden bis gegen eine Million Jahre alt ist, so halte ich den Ausdruck „frühe Völker" wieder für mißverständlich, und suche ihn jeweils genauer zu umschreiben. Unter dem „apollischen" Menschen endlich verstehen wir den mit vollkommen ausgebildeter Großhirnsphäre ausgestatteten geschichtlichen Typus unserer Art, der nun auch seinerseits, wie vermutlich alle anderen, keineswegs der vollendete Repräsentant der idealen Urform ist.

Freilich ist auch der Ausdruck Primitive oder Naturvölker recht heterogen, denn die Indianer und Eskimos stehen ja auf einer ganz anderen Stufe als etwa schwarze afrikanische Primitivstämme oder vollends als die noch stark an den Diluvialmenschen erinnernden Australier, Feuerländer und Neukaledonier. Doch uns kommt es im folgenden nicht so sehr auf diese ethnographischen Unterschiede an als vielmehr darauf, überall, wo wir sie finden, jene Seelenschichten aufzudecken, die uns einen Rückschluß auf ein urformhaftes Urmenschentum gestatten.

Der Ursprung des Menschen ist nicht die diesseitige Welt, die diesseitige Natur, sondern die urbildhafte Welt, die jenseitige Natur. Geschichte ist nicht äußere Geschichte allein, sondern ist Darstellung des Wesens, des metaphysischen Wesens der Dinge. Und so ist das Wesentliche der Schöpfung, auch der Tiere und des Menschen, eine jenseitige, metaphysische innerliche Urgestaltung, die aller äußeren vergänglichen, raumzeitlichen Natur vorausgeht und in ihr stets gegenwärtig ist, jenseitige, urbildhafte, d. h. paradiesische Natur.

Und das Wissen um diesen Sachverhalt ist das urgründigste und tiefste mythische Wissen, das die Menschheit überhaupt hatte und noch hat bis zu diesem Tag.

### *Die Sagen als Außenschicht*

Können wir auf Grund naturwissenschaftlicher Tatsachen und Überlegungen wohl zu der Auffassung kommen, daß der Mensch ein eigener Grundtypus der organischen Natur ist, und können wir ihm weiter in rein physischer Hinsicht auch ein verhältnismäßig hohes naturgeschichtliches Alter zuschreiben, so dürfen wir weiter folgern, daß sich dieser Eigentypus eben durch seine Menschenhaftigkeit, also durch seelische und geistige Besitztümer und Eigenschaften auch von der übrigen Tierwelt jederzeit unterschied. So ist es auch weiter wahrscheinlich, daß der Mensch, wenn auch nicht eine geschriebene, so doch eine sagenhaft überlieferte Urgeschichte von sich kennt, und es liegt daraufhin nahe, ältestes Sagengut, Kernsagen, die bei allen Völkern da sind, einmal zu vergleichen mit naturhistorischen, mit erdgeschichtlichen, frühweltbiologischen Tatsachen oder auch Möglichkeiten. Kein Mensch weiß den Zeitpunkt der Entstehung der echten Kernsagen, alle Völker hatten sie, soweit wir sehen, von jeher, auch die scheinbar unkultiviertesten wußten von ihnen deutlich genug. So könnte es sein, daß durch entsprechendes Vergleichen von Sagen mit naturgeschichtlichen Dingen sich bei einzelnen oder vielen von ihnen festlegen ließe, was sie meinen und auf welchen Zeitpunkt der Vorwelt sie allenfalls deuten. Verfährt man so, so ergibt sich manches Überraschende.

Da gibt es allerhand Sagen von fremdartigen Menschenarten, oder Berichte, die wie natürliche Geschichte anmuten, etwa Fahrten zu unbekannten Ländern, Kämpfe, Kriegszüge, Liebesgeschichten tiefgehendster Art; sodann Sagen, die ein kosmisches Geschehen bringen. In solchen Berichten zeigt sich, daß auch älteste Überlieferungsformen immer verwoben sind mit örtlich-spätzeitlichen geschichtlichen, religiösen und sozialen Vorstellungen anderer Art, als der Sagenkern sie meint. Wie verschieden wird beispielsweise die Sintflutsage bei allen den Völkern und Volksstämmen dargeboten, die sie ureigentümlich besitzen. Aber die echten alten Kernsagen und Sagenkerne, wenn es jeweils gelingt, sie herauszuschälen, unterscheiden sich doch immer wesenhaft von alledem, was wir sonst aus der Geschichte und sogar

Vorgeschichte der uns bisher bekanntgewordenen Menschheit erfahren. Und doch glauben wir immer noch, daß wir jene sagenhaften urgeschichtlichen Überlieferungen einspannen dürften in die bisher eröffnete Menschengeschichte.

Da ist gleich ein merkwürdiges sagenhaftes Märchen von der Guineaküste, das zusammenklingt mit der Auffassung, daß sich baumbewohnende Menschenaffen aus einem geistig und auch physisch menschennäheren Grundzustand erst nach der pithekoiden Seite hin biologisch umgestaltet haben. Der kluge kleine Telinga trat einmal mit den Tieren im Walde in einen Wettstreit. Der große mächtige Affe Engena hatte eine Schüssel mit Rum aufgestellt und wollte seine Tochter dem zur Frau geben, der die Schüssel auszuschlürfen vermöge. Elefant, Leopard, Eber versuchten es vergeblich, aber der kleine kluge Telinga hatte sich ausgebeten, da er so klein sei, nach jedem Zug abseits zu treten. Das wurde ihm gewährt, aber er hatte mit seinen Artgenossen verabredet, daß dann jedesmal ein anderer hineinhusche. So gelang es ihnen, die Schüssel auszutrinken. Aber die anderen Tiere merkten den Betrug, erbosten, und verfolgten den Kleinen so übel, daß er sich auf die Bäume rettete und nicht mehr herunterkam.

Besonders bezeichnend ist die zuweilen erwähnte Kleinheit von Frühmenschen. So gibt es etwa Sagen von frühen Zwergvölkern als weitverbreiteten Menschenstämmen, während Zwerge in den Märchen etwas anderes sind; es handelt sich wirklich um eindeutig als solche bezeichnete Menschenformen. Wenn nun, wie es ja ersichtlich ist, trotz aller morphologischen Grundorganisation der Mensch einen säugetierhaften Körper hat, sein innerer gestaltender Grundtypus also auf der ihm nächstkommenden Säugetierphysiologie basiert und diese sich sozusagen zu eigen macht, so müssen in seiner rein naturhaften Entwicklung jene natürlichen Körpergesetze auch für ihn gelten. Nun ist es eine grundsätzliche paläontologische Tatsache, daß bei einem aus dem Typus selbst sich ergebenden, von abändernden äußeren Notwendigkeiten unbeeinflußt bleibenden Entwicklungsgang aller Säugertypen, wie überhaupt auch anderer organischer Gestalten, jeweils am Anfang in der Frühzeit der Formungen zwerghafte Gestaltung erscheint, die an Größe im allgemeinen zunimmt, bis die Großformen um den Höhepunkt der Entwicklung des Gesamttypus erscheinen oder auch schon den Abstieg und das Aussterben bedeuten. Sind also in Urmenschenstämmen viel Zwergformen als normale Gestaltungen da-

gewesen, so würde dies durchaus einem gesicherten, paläontologisch ermittelten Entwicklungsgesetz entsprechen.

Ein anderer Sagenkern, mannigfach variiert, ist der von schwimmenden, fischartig gestalteten Menschenwesen. Auch hier sind nicht jene Märchenwesen gemeint, die etwa als Fischweibchen mit menschlichem Oberkörper und fischartigem Unterkörper herumgeistern, sondern mit vollem Ernst wird eindeutig auf solche Menschenabarten hingewiesen. Ist das nun bloße Phantasie oder liegt auch da etwas Natürliches zugrunde? Es liegen in der Rückenhaut des Menschen Schleimdrüsen, wie sie sonst nur im Wasser lebende Säuger mit nackter Haut haben. Daraus kann man wohl mit Westenhöfer folgern, daß der Mensch urtypenhaft auch die Potenz zu wasserlebender Gestaltung tatsächlich in sich trägt; denn was sollte diese ihm von der Natur mitgegebene Einrichtung sonst bedeuten? Und so ist es möglich, daß sich unter geeigneten Bedingungen einzelne seiner Artzweige ehedem auch mit Wassertiereigenschaften darstellten und daß deren Lebensweise eben darauf eingestellt war. So behauptet die Sage auch hier nichts Unmögliches.

Daß überhaupt in einer urgeschichtlichen Frühmenschheit sich manches fand, was unserer Körperlichkeit fremdartig gegenübersteht, beweist eine weitere Überlieferung dieser Art. So sollen nach chaldäischer Sage die Hände bei Menschen vor Noah mehr flächenhaft gewesen und nur der Daumen soll abspreizbar gewesen sein; erst mit dem Erscheinen Noahs wären die Finger getrennt voneinander beweglich gewesen. Nun wird gleichzeitig im babylonischen Gilgameš-Epos geschildert, wie ein König in das Totenreich fährt zu seinem Ahnherrn, bei dem er sich Rat über Leben und Tod holen will. Und als er mit seinem Schiff über das Totenmeer dahergerudert kommt, steht der Ahn am Ufer und wundert sich über den Ankömmling, der von ihm stammen soll, mit den Worten: er hat ja eine andersgestaltete Rechte als ich.

Jede erdgeschichtliche Epoche hat außer den ablaufenden organischen Entwicklungsreihen auch in vieler Hinsicht und bei verschiedenen Gruppen vorhandene Zeitbaustile, ähnlich wie in einem Kulturablauf nach aufeinanderfolgenden Kunststilen gearbeitet wird. Ist nun der Menschentypus naturgeschichtlich sehr alt, so müssen auch seine körperlichen Ausgestaltungen an solchen Zeitformenbildungen des organischen Baugefüges Anteil gehabt haben. Er wird also im Erdmittelalter gewisse Baueigentümlichkeiten des Reptiltypus an sich ge-

habt haben, es werden in diesem Zeitalter Repräsentanten des Urmenschenstammes also etwa eine verhornte Haut besessen haben. Auch solche Menschen kennt die Sage. So ist in babylonischen und später arabischen Sagen die Rede von Hornhautmenschen, die einen weichen, nägelartig glänzenden Hautpanzer hatten; die Nägel unserer Hände und Füße seien die letzten Überreste davon. Und gewiß fällt uns Siegfried ein, der sich im Blut des erlegten Lindwurms badete und eine Hornhaut davon bekam. Dazu kommt, daß der Lindwurmtypus ein echt erdmittelalterliches Wesen selber ist, das nicht nur die Sage, sondern auch die Erdgeschichtsforschung sehr gut kennt. Es ist damit ja nicht gesagt, daß es einmal Menschen gab, die solche Lindwürmer erlegten und sich dann durch Baden in ihrem Blut eine Hornhaut zuzulegen wußten; es könnte in der Sage auch die Tatsache ausgedrückt sein, daß eben in jener Zeit die Menschenkörperform der Zeitsignatur der damaligen Epoche mehr oder weniger entsprach.

Aber abgesehen davon sind ja auch gerade jene drachenartigen Reptilien nicht etwa nur phantastisch Hergeholtes, sondern, wie soeben erwähnt, wirkliche Tierformen einer ganz bestimmten erdgeschichtlichen Zeit. Nun hat man allerdings nachgewiesen, daß viele Drachenbilder späterer Zeit nach Fossilfunden gemacht sind, die man in den Schichten der Erdrinde entdeckte. Auch unsere Urväter, so sagte man sich, haben oftmals Knochen von Vorwelttieren in den Gesteinsschichtungen entdeckt und haben daraus ihre Sagen von Riesen, Drachen, Lindwürmern geprägt. Das ist sicherlich so, denn noch am Anfang des 18. Jahrhunderts hat man in Südfrankreich die Knochen eines Riesenelefanten fossiler Herkunft gefunden und sie dem schrecklichen und sagenhaften König Teutobochus zugeschrieben, dem blonden großen sagenhaften Teutonenkönig, der für den Gallier und Romanen natürlich der Inbegriff des Urschreckens ist. Und ein Drache am Stadtbrunnen in Tübingen ist unverkennbar nach Saurierfunden geprägt, die man immerfort in den Juraschiefern von Württemberg machte. Aber was beweist es gegen den ursprünglichen Kern der Sage, gegen ihr urtümlich längst festgestelltes Vorhandensein im Menschendenken, wenn sie immer wieder mit allerhand spätzeitlichen Vorstellungen und Erlebnissen, also in unserem Fall mit solchen Knochenfunden, sozusagen neu genährt worden ist? Gerade am König Teutobochus sieht man es ja, daß die Knochen auf die Sage bezogen wurden, nicht daß aus den Knochenfunden die Sage entstand. So fanden gewiß auch unsere Urväter solche fossilen Knochen, aber sie dienten ihnen eben

erst recht dazu, das, was sie aus dem Gedächtnis der Nochfrüheren überliefert erhalten hatten, neu zu beleben und vielleicht „spätzeitlich" auszugestalten und zu lokalisieren. Und dann werden uns ja die sagenhaften Schrecktiere gar nicht so unnatürlich geformt oder bloß knochenhaft geschildert, sondern als höchst lebendige Wesen mit Fleisch und Blut, mit Gang- und Bewegungsarten und sonst mit äußeren Attributen, wie sie die Paläontologie allmählich nach jahrzehntelanger vergleichend anatomischer Arbeit aus den gefundenen Skeletten zu rekonstruieren wagen darf.

Oder ein noch merkwürdigeres, überraschendes Sagenmotiv: der Mensch, dem ein Stirnauge zugeschrieben wird. Wir kennen ihn als Polyphem in der Odyssee, wir kennen ihn in den Märchen von Tausendundeiner Nacht, aus den nordischen Volkssagen, dem Märchen von der schönen Melusine, wo es geradezu heißt: „Es war eine Mutter aus uraltem menschlichem Geschlecht, die hatte noch ein Auge auf der Stirn"; er ist bekannt aus Beschwörungsmasken von Südseevölkern, auf chinesischen Vasen und Bildern, in ägyptischen Berichten. Nun ist freilich Polyphem etwa allegorisch gedeutet worden, indem man sagte, er symbolisiere den wilden barbarischen Urzustand gegenüber dem lichten kultivierten Vollmenschentum. Das mag für Homer zutreffen, aber doch deutet es auf einen als verabscheubare Schreckgestalt empfundenen, nicht vollmenschlichen Urzustand hin, und die spätere Allegorisierung vermag nichts gegen den Kern der Sage, die ja nicht nur bei Homer vorhanden ist. So wenn Polyphem später ein Hitzedämon ist, wie Schirmeisen angibt; oder wenn er seinen Namen an die lästige Wesensseite des Sonnengottes abgibt: das alles ist Verwebung des Sagenkerngehaltes mit allerhand ihm zuvor Fremdem. Nun hat man nach Abel in den Höhlen Siziliens schon im Altertum Zwergelefantenschädel entdeckt, deren Nasenloch, wie bei allen Elefanten, wie ein riesiges Stirnauge aussieht. Das belebte natürlich, wie die Knochen des Königs Teutobochus, wieder die Ursage, aber es schuf sie nicht. Und nun wissen wir und können es wirklich erdgeschichtlich mit Händen greifen, daß es einst eine Zeit gab mit Wesen, die ein volles Scheitelauge trugen, das bei ältesten Fischtypen sogar ein richtiges kleines Stirnauge gewesen ist. Der Mensch könnte also an einer solchen Zeitformenbildung, einer solchen Zeitsignatur teilgehabt haben; denn es liegen in seiner Körperlichkeit die Anlagen zu solchen Eigenschaften unter dem Großhirn, das sich erst spät entwickelte und nach außen tretende Sinnesorgane überdeckt. Diese aber

standen mit einem richtigen Scheitelauge in unmittelbarem Zusammenhang, wie es erwiesenermaßen bei jenen Frühformen und bei einer auch heute noch auf Neuseeland seit dem Erdmittelalter lebenden Echse vorhanden ist bzw. war. Ich habe diese ganze Urgehirnentwicklung an anderer Stelle beschrieben und sie Ursinnessphäre genannt.

Der Inhalt anderer Sagen mag in seiner Entstehung weniger alt sein, immerhin bis in die Tertiärzeit zurückreichen. So die Kunde von nördlichen Ländern, wo es sehr warm war, wo es Platanen- und Buchenwälder gab, immergrüne Pflanzen und Weinlaub. Wann sollte das gewesen sein? Der historisch-prähistorischen Menschenzeit ging die große Gletscherzeit voraus, in der die Polarzone bis tief herunter nach Nordamerika, bei uns bis Holland, Norddeutschland, über Nordsee, Skandinavien und Ostsee hinweg unter Gletschern und Inlandeis lag. Nach dieser Eiszeit, vor rund zwölftausend Jahren, gab es vorübergehend eine wärmere atlantische Periode, aber zu solcher Milde und Wärme steigerte sich damals im Norden das Klima nicht, wie es die Sage erzählt. Man hat die Sage vom nordischen Fimbulwinter, der einbrach, auf die Wiederabkühlung und Verschlechterung des atlantischen Klimas eben nach dieser kurzfristigen Wärmeperiode bezogen. Ich glaube, daß im Fimbulwinter die große Eiszeit selbst nachklingt, ich glaube, daß die nordischen Menschen, einerlei, welcher Rasse sie einst zugehörten, atlantischer Herkunft sind, als sich noch größere Kontinentalmassen auch dort oben ausdehnten, und daß die Sage von den üppigen nordischen Ländern auf die voreiszeitliche Tertiärzeit zurückgeht. Und zwar deshalb, weil wir heute wissen, daß damals wirklich größere Landmassen noch über dem nordatlantischen Ozean und seinen Anhängen, wie Nordsee, lagen; sodann, weil wir in den Tertiärschichten Grönlands unter den Eisablagerungen wirklich nicht nur die fossilen Reste einer Landfläche, sondern auch einer Flora kennen, die jenen sagenhaften Schilderungen entspricht. Die Sage verkündet also tatsächlich erdgeschichtliche Wahrheit, nicht nur Möglichkeit; und daß wir noch keine tertiärzeitlichen Menschenreste selbst gefunden haben, schließt nicht aus, daß sie einst noch gefunden werden. Es ist schon vor Jahren eine amerikanische wissenschaftliche Expedition ausgesandt worden, in Innerasien nach solchen Resten zu suchen; man nimmt die Sache also dort sehr ernst. Und wenn sich bislang auch die gesuchten Menschenreste noch nicht fanden, so entdeckte man doch zuvor in so uralten Schichten des Reptilzeitalters hochentwickelte Säugetiere, daß wir schon daraus schließen dürfen,

daß die Hauptsäugetierstämme, und also auch die mit dem Menschen zusammengehörigen Primaten, in jene Epoche zurückreichen.

Auch Sagen von anderen Zuständen des Himmelsbildes gibt es; wie etwa die zeitweise Verdunkelung der Sonne durch einen fremdartigen kosmischen Körper, gelegentlich der schwarze Hahn genannt, durch den die Sonne lange Zeit und wiederholt in Gefahr stand, nicht mehr der Erde leuchten zu können. In Südseemythen wird berichtet, wie einst ein schwarzer Kerl die Sonne fing, und wie sie dabei erlosch. Danach kam eine neue Sonne herauf, die verbrannte schließlich den Täter und zehrte ihn auf, aber auch seine Brüder und Abkömmlinge. Es ist sehr anschaulich. Zerspringen von Sternen, Neubildung von solchen sind ein mannigfach ausgeschmücktes Thema der Südseevölker. Auch daß es zeitweise keine Sonne gab und nur Mond und Sterne leuchteten, daß es damals große fremdartige Tiere und Vögel gab —, das alles gehört in die Reihe sagenhafter Berichte, die durchaus unphantastisch und naturhistorisch anmuten.

An Ideen wie die moderne Welteislehre erinnern Sagen von eisigen Sternen, von kalten und heißen Räumen im Weltall; es erinnert daran die nordische Mythenwelt mit ihrem Wissen um das eisige Nifelheim, um das feurige Muspelheim. Auf Erden lebten einst die Plejaden, ihr Körper war mit Eiskrusten besetzt, die Eltern wohnten irgendwo weit in den Bergen; später erschienen sie am Himmel — man meint in die Schilderung der Eiszeit versetzt zu sein, als aus den Gebirgen und den Polarzonen die Eismassen drangen und als auch die meteorologischen Zustände in den Lüften diese eiszeitlichen Bildungen durch große Kühle und viel schneeige Niederschläge nährten. Oder die Kunde von der mondlosen Zeit und dem erst verhältnismäßig späten Erscheinen des Mondes, der möglicherweise ein eingefangener kleinerer Planet oder Planetenteil ist; die damit zusammenhängende Sage von den Proselenen, den Menschen, die lebten, ehe es den Mond gab — das alles sind Dinge, der höchsten naturgeschichtlichen Beachtung wert und wohl weit entfernt, leere Phantasmen zu sein. Auf kosmische Eindringlinge oder verirrte Planetensplitter aus der großen Splittermasse zwischen Mars und Jupiter, die auch gelegentlich unsere Erdbahn kreuzen, und von denen jüngst einer auf zwei Mondentfernungen, ein anderer auf nur drei Stunden Flugzeit nahe an uns herankam — auf solche kosmischen Unruhestifter weisen viele Berichte hin. Ähnliches enthält wohl auch die Sage vom Phaeton, der einmal den Sonnenwagen seines Vaters bestieg und, die Herrschaft

darüber verlierend, im Planetenraum umherirrte, die Erde versengte, bis er ins Meer fiel. Auch unsere germanische Mythologie zeigt verwandte Sagenbilder. Die Ägypter erzählten, daß die Menschen einst gegen ihren König, den Sonnengott, aufständig waren; um sie zu strafen, schickte er sein Auge, die Göttin Sehet, das ist die sengende Sonnenglut; die richtete unter den Menschen ein großes Sterben an.

Wie darf man eine andere Schilderung deuten, wo sich offenbar Sterne an andere Orte begaben, vielleicht zeitweise sich verdeckten oder verschmolzen? Wir kennen heute sogar dunkle, dem Auge selbst unsichtbare Weltnebel, die nur durch ihr ultraviolettes Licht auf der photographischen Platte erscheinen, und die sehr verbreitet sind, so daß wir vielleicht durch sie große Sternmassen verdeckt bekommen. Im ägyptischen Apophisbuch, einer Legende, die den Sieg der Götter über das Schlangenungeheuer Apophis berichtet, wird erzählt, der Urgott hatte ein Auge, dieses wurde von zwei später erschaffenen Göttern aber verfolgt und mußte im All herumwandern. Verfolgt kam das Auge zum Urgott zurück, aber da hatte dieser schon andere Augen an seine Stelle gesetzt. Um des wiedergekommenen Auges Leid zu stillen, erhöhte der Gott dessen Stelle an seinem Antlitz und setzte es nun als Schlange vorne auf seine Stirn, und seitdem beherrscht das Sonnenauge die ganze Welt.

Oder noch ein anderes Beispiel: Im steuerlosen Schiff kam Skeaf, auf einer Garbe schlafend, als Kind aus geheimnisvoller Ferne herbei. Dann wurde er groß wie ein König, und als er gestorben war, trieb er auf demselben Schiff wieder hinaus ins Meer. Niemand weiß, woher er gekommen, niemand, wohin er verschwunden ist. Von Kometen wird oft in den Sagen berichtet: Byblis verliebt sich in ihren Bruder, er flieht vor ihren Anträgen, da irrt sie im Wahnsinn herum, nach dem Bruder suchend, und macht schließlich ihrem Leben durch Erhängen ein Ende. Auch die Zahl der erhängten und sich erhängenden Mondgöttinnen ist nicht gering, wie Siecke angibt, es scheinen Kometen oder sonstige Splitter zu sein, die an Gestirnen verschwanden, also hängenblieben, wobei auch Verwandlungen vor sich gingen, was dem entsprechen würde. So war die erwähnte Byblis eine Tochter des Asterios, d. h. des Sternhimmels, eines Sohnes des Minos und eine Enkelin der Kelaino, welch letzterer Name die Dunkle bedeutet, die Nächtige.

Hier in diesen Beispielen ist man wohl versucht, die bildhaft geschilderten Dinge auf Himmelsvorgänge besonderer Art naturhisto-

risch zu beziehen, so etwa im letzteren Beispiel an einen Kometen zu denken, und sich unter diesem Bild das übrige auszudenken; oder an frühere, von den Menschen beobachtete Sternverschiebungen, die ja bei der Instabilität unseres Planetensystems, worüber viel zu sagen wäre, auf manche Katastrophen oder sonderbare ungewöhnliche Umbildungen hinweisen könnten.

Es wäre ein leichtes, noch viel derartiges heranzuziehen sowohl aus der Sagenwelt wie aus der Naturgeschichte, und es aneinander zu spiegeln: Möglichkeiten kosmischer Katastrophen, die sich ohne weiteres schon aus der derzeitigen Verfassung unseres Planetensystems ableiten ließen und uns im Verein mit erdgeschichtlichen Gegebenheiten von dem lahmen und einseitig aufgemachten heutigen wissenschaftlich-kosmischen Weltbild abrücken lassen könnten; von anderen Erwägungen ganz abgesehen, die in der Theorie der astronomischen Rechnungen selbst liegen. Wir könnten allerhand erwägen über das große, bei sehr vielen Völkern original bekannt gewesene Ereignis der Sintflut, die nichts weniger als ein durch lokale Vorgänge, etwa gar Meereseinbrüche erzeugtes Sagengut ist, wohl aber gleichfalls wieder spätzeitlich vielfach entstellt und auf andere, örtliche Erlebnisse bezogen worden ist und mit allerhand spätzeitlichen regionalen Überschwemmungen gleichgesetzt wird, wie man sie neuerdings wieder in Ur in Chaldäa nachgewiesen hat. Da handelt es sich um gewaltige kosmisch-erdgeschichtliche Dinge, soweit zurückliegend hinter unserer gewöhnlichen Menschengeschichte und Vorgeschichte, daß wir mit den Mitteln der Ausgrabungen und Rekonstruktion von Lagebeziehungen frühaltertümlicher Städte und Tempel in keiner Weise daran hingelangen können.

Wir sehen also zugleich mit dem Beweis für das hohe Alter des physischen Menschen einen neuen Weg in bisher unerschlossene Gebiete der eigenen und der naturgeschichtlichen Urzeit aufgetan. Die Sagen bekommen Tiefe, bekommen ungeahnten dokumentarischen Wert. Andere Körper- und Seelenzustände, eine andere Umwelt der Menschheit gehen einfach und klar aus ihnen hervor. Gewiß sind alle Sagen, die wir haben, spätzeitlich überarbeitet und an örtliche Verhältnisse und spätere Ereignisse angepaßt. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß dieselben Spezialsagen vielfach von den verschiedensten Gegenden erzählt werden; sie sind eben Untergrundsvorstellungen und -erinnerungen der Menschheit, die immer wieder von den einzelnen Völkern für sich beansprucht und ihrer Geschichte, ihrer

Gegend angepaßt werden. Es galten aber bislang die alten Sagen, gerade wie die Mythen und die religiösen Wirklichkeiten als überwundener Aberglaube, als Ausdruck eines kindlichen Menschentums, das nicht wußte, was es von den Dingen denken sollte. So billigte man den Sagen bestenfalls zu, daß sie unbeholfene, noch nicht vom Licht des Verstandes durchdrungene Naturerlebnisse alltäglicher Art seien, aber ein höherer Wirklichkeitswert sollte ihnen nicht zukommen. Und doch ist es merkwürdig, daß selbst bei unberührt gebliebenen, erst in den letzten Jahrhunderten entdeckten, allerdings sofort auch verdorbenen Naturvölkern, die in Strohhütten wohnten und angeblich kulturlos waren, sich alsbald Sagen, Mythen und Märchen von solcher gedanklichen Tiefe zeigten, daß sie sich im Wesen von den unseren nicht unterschieden, ja vielfach reiner, echter, naturwirklicher waren.

So besitzt also offenbar die Menschheit aus dunkler Urzeit ein gemeinsames, wenn auch vielfach entstelltes, regional sehr abgeändertes und vielfach von den Überlieferern selbst unverstandenes Wissen, und hegt in diesem Wissen, in diesem Urwissen ein Erinnerungsgut, das vermutlich weit vor jene Epochen zurückreicht, aus denen man bisher fossile Menschenreste gefunden hat. In diese letzthin verflossenen geologischen Phasen aber preßt man einstweilen die ganze Vorstellung einer noch lange nicht tiefgründig genug erfaßten Welt menschlicher Urzeit hinein und hegt zugleich die Hoffnung, hier weitere Entdeckungen zur wirklichen Urzeit zu machen. Aber wir vermissen trotz der sechsmalhunderttausend Jahre der Quartärphase mit ihrer Eiszeit dennoch jene plastische Tiefe und andersartige Lebendigkeit, die dem unbefangenen Blick so überwältigend in allen echten Sagen, Mythen und Märchen entgegenweht. So welt- und wirklichkeitsfremd sie uns aber oftmals auch erscheinen — es raunt doch unserem Sinn immer wieder zu, tiefer hinabzudringen und uns von schulgebundenen Vorurteilen freizumachen, um zum wahren Schatz in der Tiefe zu gelangen. Wir wissen irgendwie: wenn wir weiter suchen auf jenen Wegen, die uns nicht die kurzfristige Erfahrung unserer Epoche, sondern die Sagen und Mythen und Märchen selbst offenbaren, so kommen wir zu anderen Gefilden, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.

Wenn wir uns aus dem Heute, dann aus dem geschichtlichen Altertum zunächst etwas zurücktasten, in die Steinzeit kommen, endlich durch sie zurück zur Anfangsepoche des Altsteinzeitlers, zu den

frühesten werkzeughaften und körperlichen Menschenspuren, so sind wir dort, wo die Wissenschaft unserer Tage annimmt, daß sie nicht weit entfernt von jenem Zeitpunkt stehe, wo sich überhaupt der Mensch aus affenartigen Grundformen, auf einer, vielleicht auf mehreren Linien zugleich mit den primitivsten Menschenaffen entfaltete. Nun, jene vermeintlichen affenhaften oder menschenaffenhaften Urahnen hätten freilich keine bewußte Geschichte haben können, nicht einmal eine sagenhafte oder nur phantastische; keine Religion und keine Philosophie und Dichtkunst. Und doch, wie merkwürdig: gerade die urältesten unverfälschten Sagenkerne, die nach ihrem Inhalt in Epochen zurückweisen, die lange vor jener hypothetischen Anfangszeit liegen müssen, sind von einer solchen Höhe und Gewalt des Schauens, daß es wirklich wie Verblendung erscheinen muß, sie hypothetischen affennahen Urwesen zuzuschreiben.

Wenn wir aber diese sagenhaften Bildungen so, wie zuvor geschehen, d. h. rein äußerlich naturgeschichtlich auffassen und ausdeuten wollen, so berühren wir doch nur eine Seite der Sache; denn auch hier ist Geschichte nicht schlechthin das Äußere sondern sie hat ihre Innenseite. Und diese Innenseite ist die mythische Die mythische Wahrheit in den Sagenkörpern aber bedeutet, daß diese sämtlichen naturgeschichtlichen Bilder lediglich Einkleidungen innerer Natur- und Seelenzustände des Frühmenschen gewesen sind. Es ist kein Zweifel, daß solchen naturhistorischen Bildern parallel auch innerseelische Bilder gleicher Art im Menschheitsgedächtnis gehen. So ist das Bild des Drachen ebensosehr ein innerlich-mythisches, wie ein naturhistorisch gegebenes Bild; Schilderungen von Himmelsbewegungen und Sternerscheinungen sind, ob sie äußerer Geschichte entsprechen oder nicht, stets auch metaphysischer, mythischer Natur.

Diese Innenbilder und Innenerlebnisse sind die Archetypen der Naturseele im Menschen schlechthin, von denen später Näheres zu sagen ist. Sie haben eine überraschende Gleichheit in allen Völkern und Sagen, so der Drache, der Lindwurm, die Kröte, der Sturm, das brausende Meer, die Feuersäule mit dem Rauch und vieles mehr. Wenn etwa im nordischen Märchen die Königin statt eines Kindes einen Lindwurm gebärt, der dann erst später aus irgendwelchen Veranlassungen seine Hüllen ablegt und entzaubert wird, so sind dies seelische Archetypen, die aber dennoch bei der urgründigen Naturverwobenheit der Menschenseele zugleich ihre wirklichen Untergründe in der schaffenden Natur selbst wieder haben und sich zeitlich auch in

Gestalten der Natur irgendwie verwirklichen. Es ist derselbe Gott, derselbe Dämon, der hier wie dort die Gestalten schafft.

Es gibt ein uraltes Wissen im Menschen über sich selbst, über seinen Anfang und über die Natur. Und die Frage ist, ob wir es irgendwie erschließen können, auch ohne daß wirkliche Funde von Skeletten, Werkzeugen, Inschriften und Dokumenten aus solchen Frühepochen gemacht worden sind oder gemacht werden. Einen Weg dahin haben wir soeben zu zeigen versucht, noch voller Dickicht und Gestrüpp. Aber wir haben noch andere Gesichte, und dazu müssen wir im Folgenden Gebiete betreten, zu denen nicht die gutgebahnten Wege der heutigen Wissenschaft führen. Denn ohne ein völliges Umdenken aller überkommenen historischen und prähistorischen Begriffe wird ein wahres Verständnis der Geschichte und Urgeschichte des Menschen nicht möglich sein.

## *Die Mythen als Tiefenschicht*

Die Sagen sind, soweit sie noch ursprüngliche Kerne enthalten und unverdorben sind, richtige geschichtliche Dokumente, die für die äußere Ur- und Naturgeschichte, auch die des Menschen, von größter Wichtigkeit sind. Die Sagen sind aber auch vielfach vermischt mit legendären und sogar verzerrten Überlieferungen späterer Zeiten, mit Vorstellungen, die von Späteren hineingetragen worden sind. Hier alles zu entwirren, muß Ziel der Forschung sein. Aber das Dasein hat nicht nur sein Außen, es hat auch sein Innen; und dieses Innen zu suchen und zu fassen und bewußt zu verstehen, soweit es menschenmöglich ist, führt in die Metaphysik. Nicht in eine Begriffsmetaphysik, sondern in eine, die es vermag, die innere Wesenssubstanz der Dinge und Geschehnisse aufzuzeigen, obwohl es unaussprechlich ist. Wir müssen an das lebendig inwendige Wirken und Wesen gelangen, und gerade um dieses wußte die Frühmenschheit. So sind uns nicht nur Sagen mit einfach naturgeschichtlichem Inhalt überliefert, sondern noch eine andere Gruppe von Wissen und Weisheiten: die sagenhaften Mythen. Diese haben einen ganz anderen Sinn als die natur- und menschengeschichtlichen Sagen; es liegt da nicht alles so auf der Hand, man muß tiefer hinabsteigen.

Was will es sagen, wenn aus des Göttervaters Zeus Leib die Erde wird, aus seinen Knochen die Gebirge aus seinen Augen Sonne und Mond, wie in der nordischen Sage der Riese Ymir mit seinem Fleisch

die Erde baut, mit seinen Knochen die Berge, mit dem Schädel den Himmel, mit seinem Blut das Meer? Oder wenn aus der Zerstückelung der Urriesen Sonne, Mond und Sterne werden? Was ist es, wenn Zeus eine erste Gemahlin hatte, die an Klugheit Götter und Menschen übertraf; die sich verwandelte in viele Gestalten, nur um nicht die Gattin des Zeus werden zu müssen? Aber damit sie ihm die Athene gebäre, überlistete sie Zeus mit schmeichelnden Reden, dann verschlang er sie nach dem ihm von Gaia, der Erde, gegebenen Rat und dem des Uranos, des gestirnten Himmels. Dadurch behielt Zeus aber die Macht am Himmel. Doch nachdem er seine Gemahlin verschlungen hatte und die Stunde der Geburt Athenes herankam, spaltete ihm Hephästos mit der Axt den Schädel und Athene sprang heraus. Wenn hier einfach in bilderreicher Sprache äußere Naturgeschichte erzählt wäre, weshalb müßte das in solchen unnatürlichen Bildern gesagt werden, wo doch die Vorgänge selbst ohne weiteres sachlich hätten erzählt werden können? War das nur Lust am Fabulieren, weil es sonst zu nüchtern gewesen wäre?

Geradezu etwas wie eine bilderhafte Umschreibung astronomischer Weltentstehung scheint eine altgermanische Mythe zu enthalten. Odin tötet den Riesen Ymir; aus dem Geopferten schafft er die Welt und gibt sein eines Auge darein. Aus dem Blut des Riesen wird das Meer, aus dem Fleisch die Erde, aus den Knochen die Berge, aus der Hirnschale der Himmel, aus den Augenbrauen Mittelgard, die Wohnung der Menschen, und Asgard, die für die Götter. Entsprechendes erzählt auch der babylonische Weltschöpfungsmythus: Der Urgott Marduk hält die Blitzfeuer in der Hand, die vier Winde tragen ihn, er erweckt noch andere starke Winde, die im Leib der großen Tiamat Verwirrung stiften sollen. Tiamat begegnet ihm voll Wut, erwidert seine Angriffe mit Zaubersprüchen und speit Geifer. Marduk hat zwischen den Lippen ein Auge und in der Hand ein Wunderkraut, das er ihr entgegenhält. Er überwindet und tötet sie, der Körper wird in zwei Stücke zerschlagen, aus dem einen wird das Himmelsdach, aus dem anderen die Erde. So entstand das Weltgebäude, und seine Grenze ist der Tierkreis. Nun will Marduk die Menschen schaffen, die den Göttern dienen sollen, damit diese nicht darben. Dazu wird ein Gott hingeopfert, und aus seinem Blut wird der Mensch erschaffen.

Unverkennbar stehen wir also vor der Schilderung urweltlichen kosmogonischen Geschehens; aber was für eines? Man hat wohl den

Eindruck, daß es da um Dinge des Himmels und der Erde geht, um Vorstellungen über das Werden des engeren oder weiteren Weltraumes und seiner Teile. Aber es spielen doch auch noch andere Gesichte herein als die unseres äußeren derzeitigen Weltbildes, wenn wir einen germanischen Mythus lesen, der in der Götter-Edda steht: Thor kam mit einem Korb auf dem Rücken des Wegs zu Groa, er trägt in dem Korb ihren Gemahl, den kühnen Örvandill. Aber Örvandills Zehe hatte aus dem Korb hervorgestanden, war erfroren und abgebrochen und von Thor an den Himmel geworfen worden, wo sie nun als Stern steht. Nach anderer Fassung zog Örvandill selbst auf Abenteuer aus, erfror dabei den Fuß, der dann von ihm oder von Thor als Stern an den Himmel gesetzt wurde. Was könnte das anderes sein als eine Darstellung gewaltiger kosmischer Vorgänge, die sich in alter Zeit abspielten? Hat sie der Mensch miterlebt? Dürfen wir sie als äußere Wahrheit nehmen oder „nur" als Märchenwahrheit? Was ist Märchenwahrheit aber im Gegensatz zu gewöhnlicher äußerer Wahrheit? Sind es dichterische Ausschmückungen nüchternster Naturereignisse, oder symbolisiert es menschliche oder kosmische Seelenvorgänge?

Welch herrlicher Zauber, welche Gewalt mythischen Heidentums! Siegende und sterbende Helden, kämpfende Götter, Not und Untergang, aber auch unausdenkliches Leben und Auferstehen in die Reihen der Seligen; Urweistum vom Werden und Vergehen des Weltalls mitsamt seinen Göttern; ungeheuere Weiten, drängende brandende Nähe. Wie eine große rauschende Symphonie zieht es mit ahnender Erinnerung in uns vorüber, wenn so im Gewand von Mythen und mythischen Sagen da und dort noch verborgene Strahlen jener Urzeit unser Herz und Denken treffen. Es ist wie eine große Sehnsucht nach verschütteten Gärten, aber auch erschreckender Schauer, der aus der Natur und dem Menschenleben da zu uns dringt, wenn wir abgerissene, unbestimmt verhallende Klänge jenes großen Liedes noch aus urgründiger Ferne vernehmen und doch irgendwie wissen, daß es da um eine über alles Äußere hinausgehende Wirklichkeit sich handeln muß, die wir nicht mehr begreifen, zu der wir nicht mehr vorzudringen vermögen. Die verborgene Glut des im Menschen wohnenden und wallenden Eros mythischen Lebens, der uns durchzieht, wie er die Natur und das All durchzieht: ist es nicht auch die Inbrunst und Ekstase des Mystikers, der alles auf Gott wendet, sich hinwirft, sich wegwirft und verliert in dem unendlichen Gott, um doch nur wieder sich selbst in höchster Seligkeit und Verklärung und Be-

freiung zu finden? Jener Raum des innersten Daseins, wo auch der Tod, das Sterben selbst das höchste Leben will und wird?

Wie wird in einem solchen Mythus, oft in einem Bild, anschaulich umfaßt, was das ganze Leben, der ganze Sinn und Inhalt der Schöpfung ist. Da haben wir sie in der Gestalt des tiefen klaren Bildes der Weltesche Yggdrasil, wie es uns Völuspâ, Snorre-Edda und das Lied von Grimnir darbietet, den immer grünenden Weltenbaum, der die Schöpfung bewußt als lebendiges, in sich organisch geschlossenes Ganzes, in Kraft und Gestalt gesammelt, erscheinen läßt. Drei Wurzeln hat sie, die eine liegt im düsteren Reich der Hel, in Niflheim, im dunkeln chthonischen Reich; die andere bei den Reifriesen, die das Weltall an einem Ende umgrenzen; die dritte bei der Menschenwelt. Die Krone ist der lichte Himmel, und sie erquickt mit ihrem Tau die Schöpfung. Drei Brunnen quellen an jeder Wurzel: im Reich der Hel der Brunnen Hvergelmir, bei den Reifriesen der Brunnen Mimirs, des Urwasserwesens; der dritte ist der Urdsbrunnen, an dem die Nornen, die Schicksalsgöttinnen wachen, und der ist auch die Richtstätte für die Götter, denn auch die Götter unterliegen dem überweltlichen Schicksal. Die Nornen aber besprengen mit dem Wasser ihrer Quelle die Weltesche, damit sie frisch bleibe und nicht faule. Doch es ist nicht nur Herrlichkeit und Wachstum und Sterben und Wiedererstehen — es lebt in ihr auch bitteres düsteres Leid und Not. Yggdrasil, so heißt es, leidet mehr Not, als die Menschen wissen; denn an den Wurzeln nagt die Schlange, an den Sprossen vier Hirsche, in den Zweigen sitzt ein Adler, dessen Worte der Nagezahn des Eichhorns dem Drachen an der Wurzel zuträgt. Aber noch begießen sie die Nornen, noch steht sie immergrün da. Doch die Schöpfung ist nicht ewig, sie hat, wie alles Erschaffene, ihr Ende, wie sie ihren Anfang hatte; sie steht in der Zeit, Zeit ist ihr zugemessen. Sie ist Werk der unerkannten schöpferischen Urgewalt Aber ist auch der Schöpfer ewig? Sie wissen es nicht; aber sie wissen ahnend, daß die Welt ihren Untergang haben wird und mit ihr die großen Götter, die in ihr wirken.

In unserem nordischen Mythus ist es der künftige Weltenbrand, der Sintbrand, der nach den Wasserfluten aus den entgegengesetzten Räumen des Himmels kommen wird. Auch diese großartige Zusammenschau ist uns in der Völuspâ aufbewahrt. Auch sie kennt die Erschaffung der Welt, der Erde und der Menschen durch die Götter, die erste glückliche Zeit, danach die Kampf- und Unglückszeit und

das allmähliche Hereinbrechen des Ragnarök, des Weltuntergangs; danach aber die Wiedergeburt zu einem neuen Dasein, frei aller Not, einer neuen Erde und eines goldgedeckten Gimle. Mag hier schon christlicher Einfluß in die Form der Darstellung hereingebrochen sein, so ist doch die Lehre vom Weltuntergang und seine eschatologische Stimmung ebenso nordisches wie überhaupt uralt arisches Gedankengut. Wir haben es in anderer Fassung und eindeutig christlich überkleidet in dem Buch der Offenbarung des Johannes, und es ist auch von alttestamentlichen Propheten, wie Daniel, glühend genug geschildert. Die Mexikaner teilen die Welt in Zeitalter ein, in Weltzyklen, wie auch die chaldäische Astrologie es wußte, und wie es die griechische Weisheit übernahm. Die Mexikaner sehen die Erde als ein Reptil, ein drachenartiges Wesen an, das gefesselt ist, doch am Ende der Zeiten hervorkriechen wird, wenn das ganze Sterngewölbe mit Sonne und Mond zusammenstürzen muß, und dem dann der Kopf abgeschlagen werden wird.

Wenn im Aufklärungszeitalter, auch schon in den Kulturen des Altertums und späterhin, sich der Mensch und Denker zu einer „wissenschaftlichen Weltanschauung" erheben will, so ist er nicht mehr imstande, die Natur nach ihren inneren lebendigen Zusammenhängen, nach ihren Seelenzuständen zu begreifen; ebensowenig versteht er dann noch die Herkunft und das Wesen der Sagen, Mythen und Märchen. Als unserer Kulturepoche der innere Sinn der Sagen abhanden gekommen war, setzte um so stärker das Suchen nach dem Stoff der Sagen als solchem ein; das war die einzigartige, unentbehrliche Arbeit dieser Epoche, und die Arbeit wird weiterhin noch ihre Fortsetzung finden müssen. Aber wo dieser Geist erklären wollte, gab er uns nur leere Hülsen, und nicht einmal mehr die zeitliche Herkunft und Entstehung der Sagen wurde verstanden, geschweige denn die der echten Mythen. Noch weniger wurde jene seelische Tiefenschicht im Menschenwesen früherer Zeit erkannt, welcher allein die mythische Darstellung der seelischen Wirklichkeiten in der Natur zu verdanken ist. Aber wo finden wir den ältesten, den ursprünglichen, den echten Entstehungspunkt? Was für eine Welt ist es gewesen? Was für ein Menschentum, das dies alles schuf? Die Götter- und Heldensagen — wo sind sie entstanden und wann? Die Urväter haben sie schon mitgebracht. Woher? Sind die Germanen, die Slaven, die Chaldäer, die Chinesen, die Malaien, die Indianer überhaupt als solche einmal „woher" gekommen, eingewandert? Vielleicht ist jedes Volkstum nur

dort entstanden, wo es als solches angetroffen wird, wo es sich als Volkskörper im Zusammenhang mit einer bodengebundenen Kultur entfalten konnte?

Wir sprachen im ersten Abschnitt von der „Urform" des Menschen und wiesen darauf hin, daß diese metaphysische Urform als innere Wirklichkeit nirgends als solche in der Zeitlichkeit, der sichtbaren Natur selbst gegenständlich gelebt hat; wohl aber, daß in allen Menschenformen, in allem geschichtlichen Menschentum die Urform stets als das Innerlich-Ganze wesenhaft da sei; das Einzelne ist nur nach außen eine Teilverwirklichung von Eigenschaften der Urform. Ebenso ist es mit dem Urmythus. Die Wahrheit, die allen echten Mythen zugrunde liegt und sich in ihnen mannigfach darstellt und in Teilerscheinungen spiegelt, ist nur die eine; jeder Mythus selbst ist für sich eine eigens abgewandelte Ausprägung des inneren Urmythus und seiner Zusammenhänge. Daher hat jedes Grundvolk, jede Rasse und jedes Rassevolk seinen aus dem übergeordneten gemeinsamen Urwesen herausgetretenen Mythus, und so sind auch die echten Mythen, obwohl im selben Urgrund wurzelnd, in der Sicht und Form so verschieden voneinander.

Jedes besondere Menschentum sah die inneren Seelen- und Naturgewalten auf seine Weise und stellte sich auf sie so ein. Was in ihm lebte und sich auswirkte und gestaltete, kehrt auch in der Charakteristik seiner Götter wieder. Und je nach diesem inneren Sinn und dem Wesen ihrer Veranlagung deuteten sie auch das Dasein der Welt, die Schöpfung und den Untergang aus. Doch darin sind sie alle gleich — es ist die Grundwahrheit des Daseins, an der sie alle gleicherweise teilhaben, Menschen und Mythen — daß sie das Entstehen und Vergehen des Kosmos wie auch der schaffenden Götterwesen und des Menschen selbst sowohl umrätseln, wie zu enträtseln trachten. Die Grundmythen aber bleiben durch die Zeiten den Völkern erhalten. Wenn diese im Lauf ihrer geschichtlichen Zeitepochen sich entfalten und wenn sie dabei aus dem eigentlich mythischen naturseelenhaft schauenden und wissenden Zeitalter mehr und mehr in das intellektuelle gehen, so schöpft ihre Seele dennoch bewußt und unbewußt immer aus der eigenen eingeborenen mythischen Grundverfassung, selbst dort, wo sie sich anderen Religionen zuwenden oder keine mehr zu haben glauben — auch dort umkleiden sie diese Lehren und ihr Wollen doch immer noch mit ihrem uralten Mythus. So ruht dieser als derselbe Eine in allem Menschenwesen, aber jedes Wesen, jedes

Grundvolk, jede Rasse hat ihn auf eigene Weise dem eigenen Seelentum gemäß erlebt und gestaltet. Wir alle sind dieses Urwissens in den Untergründen unserer Seele heute noch teilhaftig und können dessen im Leben mächtig werden, wenn es uns gelingt, es bei uns wahrhaft zu erschließen. Das ist der Wert des Forschens und Eindringens in scheinbar so ferne, tote, lebensfremde Dinge.

Wem, der nur einen Tropfen jener Glut in sich trägt, wäre es nicht wie ein verratendes Raunen schon durch die eigene Seele gezogen — jenes große Gefühl unbestimmter Sehnsucht, das in uns aufklingt, wenn wir im Ringen um die lebensbefreiende Klarheit, über der Tage und Jahre Bruch und Umbruch und Anstrengen und Kämpfen und Zweifeln hinweg Urworte des natürlichen Daseins hören? Wenn wir hineinblicken, wie von außen nur, in die so rätselvolle Welt der Götter mit ihren menschlichen Eigenschaften, und doch wieder mit ihrer dem Menschen fremden und übergeordneten, sich ihm entziehenden, dann wieder geneigten, erhebenden, dann wieder zerstörerischen Gewalt? Und wo nur eine Spur dämonischen Bewußtseins lebt, erlebt und gefühlt wird in einem Menschen — hat es ihn nicht geschauert, wenn er in Mythen und Märchen, sei es der eigenen Ahnen, sei es anderer, fremder Völker, diese heidnisch-lebendigen Götter sah, die bei allem lichten Wesen eben doch unheimatlich für die Seele sind, unheimlich, besonders dann, wenn sie zuletzt als dunkle Dämonen erscheinen?

Aber was sind sie, die Götter? Wir wollen sie, sagt ein Forscher, der von den altindischen Göttern spricht, in ihrem eigenen Wesen sehen, nicht am griechischen Maß messen. Wenn wir es lernen könnten, das besondere Wesen der einzelnen Götter zu erkennen, wenn wir zu unterscheiden wüßten, wie jeder von ihnen auf seine besondere Weise eine kosmische Macht, einen Seinswert der Welt und einen Typus menschlichen Verhaltens in göttlicher Vollkommenheit darstellt, so würden wir verstehen, was sie sind. Aber sie sind nicht eine nur hochgeistige Symbolisierung, noch weniger sind sie eine Allegorisierung urtümlicher Naturgewalten und Naturseelenzustände. Etwa die Urgewalt des Lebens, die sich in Dionysos offenbart, sagt Otto, ist nicht durch das Bild des Jahreszeitenwechsels und derartiges erschöpft, sondern gehört einer viel tieferen Schicht des Seins an. Eben darum ist er ein Gott. Ein Gott ist aber nicht ein souveräner Herr in seinem Gebiet, sondern er selbst ist und lebt und leidet mit dem Reich, in dem er herrscht. Die Urprozesse, die sich da abspielen, vollziehen sich

an ihm selbst. Ist es ein Reich allmächtig hervorbrechenden Lebens, so muß er selbst als Kind geboren werden, weil Geburt das Urphänomen seines Daseinskreises ist. Ist es ein Reich des Vergehens und Sterbens, so muß er selbst in den Tod gehen und die Bitterkeit des überwältigten Lebens kosten. Was er selber ist und wirkt, widerfährt ihm selbst.

Das Wesen der Götter durchdringt ebenso die Natur, wie es den Menschen und seine Naturseele — nicht die ewige Seele, den Gottesodem — durchdringt. Dies bezeichnet die Wesensgrenzscheide des heidnischen Götterwissens und des offenbarten Wissens um die Schöpfung des Menschen, der aus dem lebendigen Bund mit Gott, dem Ewigen, dem Vater gefallen ist. Der echt heidnische Mensch erlebt die Götter im Kosmos wie in der eigenen Naturseele. Daher das unmittelbare Bewußtsein, daß sich im Menschen als dem Mikrokosmos der göttererfüllte Makrokosmos darstellt, daß der Mensch von den naturhaften Göttergewalten abhängig ist, aber in gewissem Betracht auch diese von ihm. Sie sind endlich wie er, wenn auch in der Zeit langlebiger, und sie wandeln sich und altern. Über allem dem steht das unergründliche Schicksal. Götter also sind Naturseelenkräfte, so mannigfaltig, so bestimmt, aber auch so fließend und wandelbar wie die sichtbare und unsichtbare Natur selbst.

Wir sagten, die Götter seien dämonisch. Was heißt das? Dämonisch ist nicht etwa böse, erzböse, satanisch; sondern es ist, womit wir uns vorläufig begnügen, lediglich der Naturseelenzustand, in dem sich jede abgegrenzte Form in ihrer Eigenausgestaltung vollenden will zu sich selbst als zum Höchsten, trotz ihres eingegrenzten Wesens. Das ist die innere Ruhelosigkeit des Daseins, auch der Götter. Sprechen wir gemeinhin von dämonisch, so verstehen wir wohl einen inneren Zustand darunter, der sich äußerlich in immer mehr sich steigernder, ja übertreibender, schließlich die sinnvollen Grenzen sprengender Art darstellt, und so immer mehr in einen ausgesprochen zerstörerischen, furchterregenden, zuletzt aber zerfallenden oder fratzen- und larvenhaft leeren Zustand gelangt. Aber selbst die äußerlich noch unverzerrte Form des Dämonischen ist schon innerlich Larve oder Fratze, da sie, statt der reinen urbildhaften Idee zu dienen, aus der alles Dasein quillt, sich sucht, sich selbst will und dafür, statt dienend zu verharren, eben dieses urbildhafte Gottesleben um ihrer selbst willen auf sich hinzulenken, an sich zu reißen sucht. So kann sie sogar den Eindruck von Schönheit und Gemessenheit machen, sie kann von

klassischer Vollendung sein, und doch ist eben dies bloß „Haltung", um sich selbst zu verwirklichen im eigensten Wesen, um eben nicht zu stehen im ewigen Schöpferdasein — eingegrenzt im Eigen-Wollen zu ihrem Dasein. Diesen dämonischen Eigenwillen zum Dasein sah der Genius Schopenhauers als Wesen der endlichen, der „möglichst schlechten" Welt. Dämonie, abgegrenztes naturseelenhaftes Göttertum ist also die notwendige und durch alles hindurchziehende Art des gestaltenden endlichen Daseins, und wir beginnen zu verstehen, weshalb auch das erhabenste Götterwesen nicht der wahre Schöpfer sein kann. Das nun schimmert im Mythus durch als mehr oder weniger bewußtes Wissen. Deshalb werden auch die Götter, die niederen wie die höchsten und erhabensten, an ihrem innerlich gebrochenen, weil dämonischen Wesen zugrunde gehen.

Aber für den Menschen, der in seiner begrenzten Zeitlichkeit und in der steten Not und Bedrohung seines Daseins von innen her in seinem natürlichen Wesen, wie von außen her unter ihrer Gewalt steht, fragt es sich immer wieder entscheidend, ob ihm die Götterdämonen Freund seien oder Feind? Und wir, die wir aus einer anderen geistigen Lage als unsere Urvorderen jenen gegenüberstehen: wir wollen heute wissen, was sie ehemals waren. Nicht philologisch wollen wir es wissen, sondern wir möchten, daß sie aus den Mythen und dem Geist unserer Urahnen selbst noch zu uns sprechen. Gehen sie uns heute noch etwas an in unserem eigenen Leben? Wirken sie noch? Oder sind sie heute wie ehemals nur tote Bilder, und sind die Mythen und Religionen und Kulte, die sich auf sie bezogen, nur leere Phantasien gewesen? Das hat man wirklich gemeint, und die Aufklärung unserer Jahrhunderte hat nichts Besseres dazu zu sagen gewußt. Wir aber betreten nicht den Boden solcher entseelten Lehren, sondern wir forschen nach der inneren, der wahren seelengeschichtlichen Wirklichkeit, die darin liegt.

Es ist gar kein wesenhaftes Verstehen etwa des Mythus vom verlorenen Paradies, wenn wir in verschiedenen Überlieferungen allegorische Ausdeutungen finden; daß etwa der Garten Eden als der gestirnte Himmel genommen wird, Mond und Sterne sollen die Bäume darin sein. Die Hineinführung Adams in den Garten Eden, damit er ihn bebaue, soll die auf einmal am Abendhimmel erscheinende Mondsichel sein; und die Größenverhältnisse von Mond und Sternen zueinander für unser Auge beweise die übergeordnete Wächternatur des Adam. Als man später zu ahnen begann, sagt Böklen, daß die

Ausdehnung des Mondes größer sein könnte, als sie dem Auge sich darstellt, und daß der Mond selbst eine Art Erde sein könnte, sei man dazu übergegangen, das Paradies in die Mondlandschaft selbst zu verlegen. Das sind Erklärungen, die keine Ahnung von der metaphysischen Wirklichkeit der Mythen haben. Zum Wesen des Mythus sagt ein anderer Forscher, gehöre nicht nur die Schilderung des äußeren Verlaufs der Naturerscheinungen, der uns etwa allein im Bild dargestellt würde; es gehöre dazu auch das Erscheinen der Beseeltheit aller Natur. Animistische Naturanschauung nenne man dies: dem mythenbildenden Frühmenschen erschienen in der Natur unterschiedliche seelische Wesenheiten; und da diese sich im Menschen selbst mit seinen Gefühlen und seinem Sinnesleben und seinen Träumen darstellen, wie sie sich auch als Bildungen der Natur darstellen, so schaffe sich der mythenbildende Mensch spirituelle Abbilder, übertrage sie in alle Naturbeziehungen und schreibe auch den leblosen Dingen seelische Elemente zu. Diese Auffassung der Mythen ist nun freilich tiefer als die erst angeführte, aber doch ist sie zu intellektuell und psychologisch, und mit der Psychologie und dem Intellekt kommt man vor dem Mythus nicht weiter.

Tiefer dringt die Erklärung der Mythenbilder und ihrer Götterwesen bei C. G. Jung. Wie der lebende Körper, sagt Jung, seine Eigenschaften von Anpassungen und Funktionen an die ihn umgebende physische Natur hat, so müsse es auch seelische Entsprechungen zu den physischen Umweltbedingungen geben. Der tägliche Sonnenlauf, der Wechsel von Tag und Nacht müsse sich in der Seele immer wieder abbilden in Form eines seit Urzeiten gleicherweise einprägsam gewordenen Bildes. So fänden wir etwa beim archäischen Menschen die mythische Darstellung der Tageszeiten folgendermaßen: An jedem Morgen wird ein Gott-Held aus dem Meer geboren und besteigt den Sonnenwagen. Im Westen erwartet ihn die große Mutter, die ihn am Abend aufnimmt und verschlingt. Dann durchwandert er den Drachenbauch im Grund des Mitternachtsmeeres. Nach furchtbarem Kampf mit dieser Nachtschlange wird er am Morgen neu geboren. Warum registriert, so fragt Jung, der Frühmensch überhaupt den tatsächlichen, man möchte sagen nüchternen Naturvorgang in solcher Form? Weshalb gibt er uns ein seelisches Darstellungsbild, ja wenn man so will, eine Phantasie über den Vorgang? Jung weist auf entsprechende Anschauungen heutiger Primitiver hin: nicht Stürme, nicht Donner und Blitz bleiben als Bilder in der Seele, sondern die

durch das Erlebnis angeregten Phantasiebilder. Er selbst habe einmal ein sehr starkes Erdbeben erlebt, sein unmittelbares Gefühl sei nicht gewesen, daß er auf der bekannten Erde stünde, sondern auf der Haut eines riesenhaften Tieres, das sich schüttelte. Es präge sich also nicht die nüchterne Tatsache ein, sondern das Bild darüber, die Phantasie. Gefahrvolle Situationen des Leibes oder der Seele erregen Affektphantasien; und da solche Situationen stets typisch wiederkehrten, so bildeten sich daraus feste mythische Motive.

Diese grundlegenden gleichartigen mythischen Bilder und Motive nennt Jung Archetypen des Mythischen. Zu diesen Archetypen gehören die Drachen in den Wasserläufen, die Teufel in den Wüsten, die Totengeister in den Felsenklüften, die Wasserschlangen in den Meeren, die Nixen in den Quellen und Seen, die große Schlange oder der große Frosch, die alles Wasser einschlingen und es den anderen Wesen vorenthalten, bis der starke oder der listige Held kommt und es ihnen wieder nimmt; oder das Bild der irgendwo weit hinten in der Welt stehenden und zusammenschlagenden Klippen, wo die Sonne jeden Abend hinausschlüpft oder wo die abenteuernden Schiffer hindurch müssen; wir kennen es im altgriechischen, aber auch ausgeschmückt und variiert im nordischen Mythus.

Aber dürfen wir wirklich so spätzeitlich einfach die Entstehung der Mythen deuten? Und wie ist es mit den Mythen, die sich gar nicht auf selbsterlebte Naturvorgänge beziehen, sondern von Dingen berichten, die weit über die physische Erfahrung des Menschen, auch des Frühmenschen hinausliegen müssen — also von Weltentstehungen, vom Erschaffenwerden des Menschen und der Natur? Alle solche Erklärungen, die von der intellektuell-psychologischen Seite an jene Weltschau herantreten, leiden an einem, man könnte fast sagen Charakterfehler unserer Epoche: daß man sich eine andere Beobachtung der Natur gar nicht denken kann als die mittels des Wachverstandes und psychologischer Eindrücke. Wir mit unserer Wissenschaft meinen immer, daß wir erst damit einen sicheren Weg, eine unfehlbare Methode gewonnen hätten und daß frühere Jahrtausende armselig und kindisch gewesen seien in ihrer Lebensbeobachtung und Lebensführung. Es ist nicht richtig, daß die naturnahen Frühmenschen Wirkliches und Phantastisches vermischt hätten und mit den Schreckensprädikaten ihre Himmels- und Wetterbeobachtungen ausstatteten. In Wirklichkeit verhielt es sich ganz anders.

Denn es ist eine nicht wegzuleugnende und uns Kulturmenschen

auch beschämende Tatsache, daß gerade die naturnahen Völker eine außerordentlich feine und richtige, zum mindesten hellsichtige Naturbeobachtung und Naturkenntnis haben und sehr wohl zu unterscheiden wissen zwischen den sinnenhaft wahrnehmbaren Vorgängen und einer anderen Art von Sichtbarkeit und Erlebbarkeit der Dinge, die auf einer anderen Ebene der Wirklichkeit verläuft. Das macht sich beispielsweise gelegentlich in der Sprache geltend, wie fein der einzelne Vorgang vom anderen unterschieden wird. So hat der Eskimo für die Tätigkeit des Fischens bei jeder Fischart auch eine andere Bezeichnung, die eben Wesensunterschiede auch des Verhaltens einschließt; der südamerikanische Aymara gebraucht für die Tätigkeit des Tragens etwa zwölf verschiedene Worte; er unterscheidet dabei u. a. das Tragen leichter und schwerer, großer und kleiner, lebender und lebloser Dinge, und innerhalb der lebenden wieder, ob er ein Tier oder einen Menschen trägt. Oder man weist auf des Frühmenschen unterscheidendes Vermögen für Helligkeitsgrade, Tonwerte, Abschattierungen der einzelnen Farben hin; es übersteigt unser eigenes Wahrnehmungsvermögen bei weitem, wie auch unsere empfindenden, benennenden, bezeichnenden Fähigkeiten mit denen des Früh- und Naturmenschen in keiner Weise gleichen Schritt halten können.

Die neuere Mythen- und Sagenforschung, soweit sie sich nicht in den angedeuteten Bahnen psychologisierender Erklärungen bewegt, behandelt das Problem mehr im romantischen Sinn und spricht vom Erleben der Götter oder vom Erleben des Naturwesens, aber doch immer wieder in einem unserem ästhetischen Gefühl entsprechenden Ausdeuten. Aber die Einfühlung in die Natur, wie wir sie üben, ist eine rein periphere spätzeitliche Seelentätigkeit, in der man sich selbst sucht und will, auch wenn man sich scheinbar hingebend vergißt; mehr nicht. Wir wissen von ganz anderen Zusammenhängen, viel tiefer und viel wirklichkeitsnäher, oder sagen wir wirklichkeitsinniger, als es diese Einstellungen erfassen. Denn „Mythologie ist keine Altertumswissenschaft, sondern transzendente Wirklichkeitsforschung". Die Erscheinungen und Dinge und Wesen der Natur sind wahre Symbole eines inneren lebendigen Daseins; sie sind Ausdruck für eine übersinnenhafte seelenvolle Wirklichkeit. Diese innere Wirklichkeit kann gar nicht gegenständlich erfaßt, auch nicht unmittelbar als solche gesagt, benannt, beschrieben werden, sie kann nur in Gleichnissen und Symbolen, in unserem Fall in Mythen, dargestellt werden. Wenn aber nun Symbole innerer Wirklichkeiten existieren, nicht von

Menschenhänden gemacht, nicht vom Menschengeist erdacht, sondern wenn ein höherer Geist Symbole setzt, ein höherer Geist, in dem das Unsagbare, das Unbeschreibliche Wirklichkeit und Wahrheit ist — dann ist die dem Menschen in solchen Symbolen entgegentretende Wirklichkeit selbst Symbol höherer Geisteswelt. Ein solches Symbol ist die Natur, und Symbol sind ihre einzelnen Erscheinungen und Bezirke. Daher ist auch das Künden dieser inneren Welt, ihres Werdens und Lebens Symbolbild, also Göttergestalt und Mythus.

Nehmen wir die babylonische Sage vom großen Drachen am Himmel. Da wird berichtet, daß einst, als die Götter beisammensaßen und tafelten, ein wüstes Gebrüll sich erhob, wie von einem großen Sturm. Da war aus den Enden der Welt ein Drache ausgefahren und trieb vor sich her alle die Helden und Reisigen des Weltalls. So, wie der echte Drache auf den Menschen schreckend einwirkt, so wird zu diesem Schreckbild gegriffen, um bildlich auszusprechen, was an sich unsagbar ist, weil etwas Kosmisch-Seelenhaftes geschah, das zugleich ein Übersinnliches war, das sich im Raumzeitlichen darstellte und somit symbolhaft erscheint. Alle Dinge der höheren inneren Wirklichkeit können aber nur in einer Bildsprache verständlich gemacht werden, und diese Bildsprache ist der Sinnenwelt entnommen. Aber gerade die darinliegende übersinnenhafte Welt sieht der mythische, der mythenschaffende Mensch. Er hat eine wahre, eine wahrhafte Innensicht auf die Dinge der Natur, er hat nicht Einfühlung nur; und deshalb sieht er in den äußeren Erscheinungen die wesensmäßigen, die lebendigen, nicht die mechanisch äußeren Zusammenhänge.

Die Mythen mit allen ihren verschiedenen Inhalten und Bildern und in all den vielen Abschattierungen und Ausgestaltungen, die sie in den einzelnen Völkerseelen erfuhren, bringen allesamt ausnahmslos zur Darstellung: die Erschaffung der Natur, der sichtbaren sinnenhaften Welt mit allen ihren sinnlichen und übersinnlichen Erscheinungen; sodann die Gestaltung der Naturkräfte und ihr gegenseitiges Aufeinanderwirken, unter dem Bild von Riesen, Göttern und sonstigen Wesenheiten; weiter die Erschaffung des Menschen in seinem und der Natur ehemaligen Paradieszustand; endlich den Gang in die Not, in das gebrochene Dasein, endend mit dem Weltuntergang. Dies alles ist allen Mythen gemeinsam, alles Verschiedenartige und Einzelne ist stets merklich mittelbar oder unmittelbar darauf bezogen. So sind die Mythen sinnbildliche Darstellungen und Erklärungen des natur-

haften Geschehens, des Werdens wie des Vergehens der Natur, der Welt, der Götter und Menschen, aber nicht dargestellt in einer mechanischen Aufeinanderfolge und Bewirkung, sondern als lebendiger Ausdruck innerer und innerster Natur- und Weltwesenheiten, deren Offenbarwerden eben diese Welt, diese Natur ist, und die vom Menschen gesehen, erlebt und begriffen werden. Die Mythen sind also Geschichtsschreibung mit innerer Sicht, sie geben eine Natur- und Menschengeschichte dem Wesen nach, wenn auch in Bildern und Symbolen, die uns phantastisch dünken. Alles, was uns so aus den Urzeiten herkommt, ist nicht nur erzählt um des äußeren Ablaufs und Geschehens willen, sondern es ist zugleich eine Darstellung mit innerer Bedeutung.

Wir müssen also, wollen wir sowohl die Mythen und die Mythenentstehung wie das Wesen und Schauen des archäischen Menschen selbst einigermaßen verstehen, dahin gelangen, auch diese Innenwelt der Natur, ihre seelische Seite und symbolhafte Bedeutung zu erkennen; so wie wir einen Menschen erst kennen, wenn wir ihm von innen her seelisch begegnen. Wir in unserem „aufgeklärten" Sinn bleiben solchem inneren Erfassen des Daseins, der Natur, der Geschichte, des Lebens abhold; es geht vielen Tausenden so mit den Symbolen und dem Wahrheitsgehalt der Religion. Wir verwechseln den Wirklichkeitswert, weil wir ihn nicht mehr lebendig fühlen oder sehen und ihn verkennen, mit leerem Gedankenspiel, Selbsttäuschung, bestenfalls mit unverbindlicher Dichtung und Allegorisierung; wir verpsychologisieren bestenfalls das Leben. Darum bleibt uns bei unserer technisch sonst so erfolgreichen und überwältigenden Forschungsweise die Natur ein äußerlicher Gegenstand und als solcher unenträtselt, wir sehen und erleben nicht ihr Wesen, ihre Seele. Und so haben wir auch den Sinn für das Mythische verloren und finden keinen Eingang zu ihm in die Vergangenheit; mehr haben wir davon verloren, als es an sich bei der sonstigen Entwicklung unseres Denkens notwendig gewesen wäre, auch bei aller notwendigen mechanistischen Forschung, die ihren Platz an der rechten Stelle haben muß. Heute erst langsam scheint sich wieder unter vielen Verhüllungen, Mißverständnissen und Vergewaltigungen der Sinn für die naturinnige Wahrheit, die auch in den Mythen der Vorzeit so überstark ertönt, zu regen, wir ahnen wieder, daß es eine Sphäre gibt jenseits des zerlegenden und wieder zusammenfügenden Verstandes, zu der dieser nicht den entscheidenden Schlüssel hat. Wird das freilich als

Phantasterei verschrien oder als leeres Spekulieren beargwöhnt, wird die dazu nötige Phantasie mit Phantasterei verwechselt, so kennt man eben nicht die herbe Selbstüberwindung vor einem schwierigeren Denken, als es das gewöhnlich lineare Denken ist, und weiß nicht, welche Art Arbeit und Streben dem zugrunde liegt. Es geht um jene Wirklichkeit, die am Ende des „Faust" ausklingt in das tiefste und reifste Wort, das Goethe wohl sprach: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis."

So sagen wir jetzt: Mythus ist nicht Dichtung, sondern Mythus in seinem Ursinn ist gerade das, was ihn von jeder Dichtung im späteren Sinn unterscheidet, in die er später wohl oftmals gegossen wurde. Mythus ist das große seelenhafte Einheitserleben im Geschehen, jenseits aller persönlich bewußten Dichtung. Er geht in seiner Gestaltung weit über alles persönlich Bewußte hinaus, wie er auch aus anderen als den persönlich bewußten Regionen des Menschen kommt. Ein Sonnenmythus ist nicht eine Dichtung, sondern ist ein inneres Erschauen der metaphysischen Ursonne, ist ein bildhaftes, aus Tiefenschichten des Daseins geschöpftes Urwissen und Aussprechen der in der physischen Sonne sich kundtuenden übersinnlichen, seelenhaften, urbildmäßigen Wirklichkeit. Die physische Sonne, das physische Kleid zu erforschen, ist Sache der mechanistisch-intellektuellen Wissenschaft; das andere ist — mythische Forschung. Das äußere Geschichtliche, das äußere Naturgeschichtliche ist nicht die Vollwirklichkeit, sondern die zeitliche Gestaltung; es ist die aus einer höheren Verfassung, aus einer höheren „Macht" geprägte symbolische Außenseite zur metaphysischen Innenseite; es ist ein Offenbarwerden des Übersinnenhaft-Wirklichen, des Unaussprechlichen, dessen, was wirk-lich ist im wörtlichen Sinn.

Allzulange, sagt Rud. Otto in seinem schon zitierten ausgezeichneten Werk „Dionysos", nach dem wir seine Worte etwas umschreiben, habe man sich die sinnlose Mühe gemacht, das Wirkende aus dem Ohnmächtigen abzuleiten. Es sei gedankenlos, das Erzeugende auf das Nichterzeugende, den Mythus auf Wünsche, Ängste, Sehnsüchte zurückzuführen und die lebendigen Urbilder, die Ideen auf Nützlichkeitsvorstellungen und Verstandesdenken; wo sie doch selbst erst ein rationales Denken möglich machten. Die Erkenntnis des Wesenhaften könne nicht von der äußeren Zweckanordnung ausgegangen sein. Nicht anders sei es mit der Offenbarung: nie könne man das Späte, sofern man sinnvoll erklären wolle, als den Anfang setzen. Die Offenbarung sei nicht eine heimliche Zuflucht ängstlich

und irre gewordener, auf sich selbst zurückgeworfener Seelen. So sei auch der Mythus, die Innenschau und das zweckfreie Wissen das Erste, der Anfang. Darum seien die echten Mythen und Religionsoffenbarungen auch unmittelbare, vom klügelnden Verstand nicht zu ergründende Urwahrheiten. Man meine immer, der Mensch habe einstmals von außen nach innen erfahren? Nein, es war immer von innen nach außen.

Wie sich in der organischen Natur — wie legten es schon in der Einleitung dar — der Grundtypus aus sich gestaltet, aus sich da ist: wie er von innen her erscheint, sich damit erst den Zusammenhang seiner Umwelt schaffend, mit der er sich in Wechselbeziehung physisch gestaltet und in der Zeit entfaltet, so tritt auch immer das, was dem Ablauf des Daseins erst zur äußeren Verwirklichung verhilft, aus dem inneren Sein hervor. Immer wieder sei es gesagt: wir müssen mit dem leeren Entwicklungsgedanken der letzten Epoche brechen.

So lebt in den uralten Mythen ein höheres Uranfängliches und deshalb ein Tieferes als etwa nur eine äußere Geschichte und Naturgeschichte der ursprünglichen Welt und Menschheit. Es lebt darin auch Tieferes als nur psychologische Eindrücke, die ein unentwickelter Verstand etwa noch nicht hätte verarbeiten können. Es lebt darin ein überzeitliches Urwissen, das sogar über den Menschen selbst hinausweist. So wie wir die gewöhnliche Historie der Völker gar nicht verstehen, wenn wir nur den Verlauf der äußeren Tatsachen beschreibend aneinanderreihen; so wie sie uns gar nichts oder doch nicht das letzthin Wissenswerte, Bedeutende und Bedeutsame sagt, sondern wir erst dann ein wahrhaftes Gesicht davon haben, wenn wir den Sinn, das innere Leben und gestaltende Wollen darin erblicken — so müssen uns auch die Ursagen und Mythen nur ein äußerliches, totes Wissen bleiben, wenn es uns nicht gelingt, aus ihnen das Überbewußte zu erahnen und vielleicht durch ein inneres Miterleben, nicht ein bloßes „Einfühlen", in sie einzudringen. Sie sind Symbol lebendig wirksamer Innenwelt. Sie beruhen nicht auf einer äußeren Beobachtung und Wiedergabe der Naturabläufe schlechthin, sondern auf einem überpersönlichen seelischen Eindringen in das Unbewußte des Naturgeschehens und auf einem danach in das menschliche Wachbewußtsein herübergebrachten Sagen um die Natur und ihre inneren Kräfte. Der Mythus meint, sieht und sagt das Innere der Natur, wo alles in einem übersinnenhaften Leben eine immerwährende Schöpfung und Neugestaltung ist. Und das ist nur in Bildern aussprechbar.

So zeigen sich dem mythischen Menschen die Götterkräfte der Natur, die auch in seiner naturhaften Seele leben.

## *Paradies und Paradiesvertreibung*

Wir versuchen, in die Grundlagen der Mythenwelt vorzustoßen. Einen großen Urmythus finden wir da, halb bewußt, halb unbewußt noch in uns selbst lebendig, der durch alle Völker und Zeiten geht bis auf den heutigen Tag, bald deutlicher, bald verhüllter, bald eindeutig-klar, bald verschleiert und verzerrt und mit anderem durchkreuzt, in den Mythen und Sagen und Religionen der Menschheit erscheinend. Aus unserer Urväter mythischem Wissen klingt es noch zu uns herüber: An dem aus der herrlichen Schöpferkraft sich entfaltendem Baum nagt der Wurm, die Schlange, das Verderben. In allen echten Religionen liegt eine Gehaltenheit, beruhend auf dem Bewußtsein und Gefühl, daß des Menschen Leben nicht nur im äußeren Sinn hinfällig und unzureichend ist, sondern daß es von innen her, ganz unabhängig von der Zeit und den äußeren Gegebenheiten, irgendwie so ist, wie es nimmer sein sollte und sein müßte, wenn nicht irgend etwas jenseitig geschehen wäre, was dieses In-Ordnung-Sein dauernd in Störung hält und unser Wollen und Empfinden und Können immer unzureichend sein läßt gegenüber dem, was von unserem unbetrogenen Inneren gefordert ist. Im Grunde ist alle Religion die Lehre darüber, daß der Mensch unerlöst und gebunden ist, daß er die wahre Freiheit und Heimat nicht kennt, nicht findet; jede Religion ist auch eine Lehre über den Weg oder die Hoffnung auf eine irgendwie geartete einstige Erlösung.

Jener große Wahrheitsmythus nun berichtet uns vom verlorenen Paradies und erklärt eben damit das Unzureichende unseres menschlichen Dasein. Der Mythus von der urbildhaft reinen paradiesischen Erschaffung des Menschen und der Natur und dem aus dem abwendigen, sich selbst zum Gott machenden Geist geschehenen Sturz ist uns am unmittelbarsten und eindeutigsten in den biblischen Urberichten übermittelt. Es ist heute viel Vorurteil über jene alten Weisheits- und Wissensbücher verbreitet, die aus babylonisch-sumerischen Quellen stammen. Wir mögen sie im später darüber gebreiteten christlichen Licht sehen wollen oder nicht — eines ist gewiß: daß uns hier früheste innerste Urgeschichte der Menschheit überliefert ist, die weit über alles

zurückführt, was wir aus der Geschichte und Urgeschichte, wie sie die Wissenschaft heutzutage kennt, schon wissen oder zu wissen glauben. Hier tun sich Urgründe, zunächst metaphysischer, dann physischer Art auf, die weit, weit vor der Entstehung der Völker und der Urrassen liegen, weit vor dem Zeitalter der Sintflut, das wir in eine erdgeschichtlich frühe, vortertiäre Epoche verlegen. Ein Frühmenschentum tritt uns da entgegen, von dem wir nur ahnend etwas zu erschließen vermögen. Aber man kann, so meinen wir, die ganze Seelen- und Geistesgeschichte der Menschheit nicht verstehen, man kann weder das Heidentum noch das es ablösende Christentum verstehen, wenn man die innere Wahrheit dieses Urmythus nicht in ihrem Wesen erfaßt und begreift. Es geht darin um die eindeutige Darstellung des Wesens der Schöpfung, um den Sinn des Welt- und Menschendaseins, und so ist er echte Geschichte, weil er eben den Sinn der Geschichte zeigt. Dieser Mythus sieht das Menschendasein und seine Entfaltung, er weiß um den „Urmenschen", um die Urform.

Was wir die Schöpfung nennen und als solche erleben, ist im Wesen ein Ausströmen, aber auch ein sich selbst Eingrenzen der ewigen unergründlichen Gottheit. Wir können auch hier nur übertragen in Bildern sprechen. Indem die Gottheit zum Gott wird, der seine Lebens- und Schöpferkräfte aus sich strahlen läßt, entsteht eine urbildhafte Daseinswelt, mit allen Abstufungen von Wesenheiten, ein Urgeisterreich und ein Urnaturreich. Diese Ausstrahlungskräfte nun sind als lebendige Potenzen die Diener Gottes an seinem Schöpfungswerk; sie gestalten es, indem sie sich selbst in den Urbildern manifestieren. Indem dies gechieht, ist aus der ewigen Gottheit der Schöpfer geworden, der seiner Schöpfung Leben und Dasein gibt. Gottes, des Schöpfers Schaffen aber ist kein Setzen und Machen, ist auch kein bloßes metaphysisches Bilderspiel und Begriffsspiel, sondern es ist des Schöpfers eigene Lebenswirklichkeit mit ihrem ganzen tiefen und furchtbaren Ernst, von größter sittlicher Bejahungs- und Willenskraft — wenn man so menschlich davon reden darf. Aber Gott, der Schöpfer, geht nicht etwa pantheistisch in seiner Schöpfung auf; er wird nicht selbst Natur, auch nicht die metaphysische Urnatur; sondern Gott bleibt Gott, der über seiner Schöpfung stehende und auch ohne sie seiende Gott: das große Du, nicht ein Es. Trotzdem lebt alles aus seinem Leben.

Gott läßt nun die von ihm ausgestrahlten, von ihm erschaffenen Wesenheiten wirken; sie beginnen, den Kosmos zu bauen. Aber noch

nicht als physische Natur, wie wir sie jetzt um uns haben, sondern es ist noch die urbildhaft metaphysische Natur: es ist die Paradiesnatur. Diese aber ist „Urnatur", ehe physische Zeit, ehe physischer Raum gesetzt war. Als Licht und Sonne ward, ward nicht physische Körpersonne, sondern es ward metaphysische Ursonnenwesenheit; als Pflanze und Tier ward, waren es nicht die physischen Gattungen der Pflanzen und Tiere, sondern die metaphysischen Urwesenheiten, die Urseelen und Urtypen, die „Urformen". In diese paradiesische Welt wurden die Kreaturen in solchem Sinn hineingeschaffen, es ist ihr ursprünglicher Lebenszustand vor der diesseitigen Zeit. Aber als letztes höchstes Ziel schwebte in allem Anfang der Schöpfung Gott die Erschaffung eines Wesens vor, das, urnaturhaft zwar gleicherweise entstehend, doch, indem es geworden war, durch einen besonderen Schöpfungsakt ihm ebenbildlich wurde und zu seinem Schöpfer-Ich das Du ihm werden sollte: der Mensch.

Um so den Menschen als reines Ebenbild Gottes hervorgehen zu lassen, mußte bei diesem letzten Schöpfungsakt zuvor alles abgestreift, d. h. für sich urbildhaft verwirklicht worden sein, mußten alle zuerst mitwirkenden lebendigen urbildhaften Kräftegestaltungen sich ausgewirkt haben, die das Hervorkommen des reinen Urbildes Mensch noch beeinträchtigen konnten. Denn der Mensch sollte mehr werden als ein Naturgeschöpf. Zwar baute die Naturseele seinen Körper wie den aller anderen Wesen, und so ging er aus der Natur hervor; aber über dem wollte ihm Gott, wie es im Mythus heißt, seinen lebendigen Odem eingeben, Geist von seinem Geist als neues Urbild. So mußte alle Wesensschöpfung in ihrer eigenen urbildhaften Gestaltung ausgegeben sein und sich in ihrer Eigenentfaltung zeigen, damit das zutiefst gewollte Menschenurwesen, von allem Tierischen unbeeinträchtigt, hervortreten könnte, indem es über der Natur Gottes Odem empfing. „Gottes Odem" aber ist nicht Geist im verstandlichen Sinn des Intellektes, sondern ist innere sittliche Verantwortlichkeit zu der Freiheit der Entscheidung vor dem urgründigen, nicht dem tabumäßigen Gut und Böse. Wir werden später diesen Unterschied noch deutlich hervortreten sehen. So sollte der Mensch nicht nur Natur schlechthin sein, sondern Gottes Ebenbild; er sollte „im Zwiegespräch mit ihm stehen". Gott befiehlt ihm nicht unpersönlich wie den Naturgeistern, den Naturkräften und im Geisterreich den Engeln, die nur seine Boten, nur Vollbringer seines Auftrages sind: er will dem Menschen persönlicher Gott sein, Gott-Vater, das große Du. Darum ist der

Mensch seiner ewigen Seele nach über allen Engeln, ist nicht Diener, nicht Bote, sondern Hausgenosse und Kind.

Da nun alles in der Schöpfung, also die Schöpfung selbst, durch und durch Leben aus Gott, somit durch und durch lebendig ist, so ist sie auch bei aller äußeren Vielgestaltigkeit innerlich lebendige Einheit; es kann nicht irgendwo ein Nichtzusammenhang sein. So war auch das Erstehen des Urbildes Mensch zugleich höchster Ausdruck der Gesamtschöpfung, war die Vollendung, war die Krone der Schöpfung. Der Mensch war so im Geist Gottes, danach in der geschaffenen Wirklichkeit Ziel, Sinn, Inhalt des ganzen Werdens. Und so konnte, wie es sinnvoll im Mythus heißt, nachdem der Mensch als Ebenbild Gottes dastand, Gott sein Werk ansehen und sagen, es sei vollendet.

Vor der Erschaffung der paradiesischen Natur gab es ein erschaffenes Geisterreich. In dem reinen Reich des Geistes herrschte das Prinzip der inneren, der „sittlichen Freiheit", das ist eine Wirklichkeit jenseitiger Art, die dem Geist seine Eigengestaltung ließ und von der wir eine Vorstellung haben, da wir sie als ein höchstes Ideal selbst erstreben, das in einem Leben ohne Gott, der alles ist, nie Wirklichkeit werden kann. Der letzthin freie Geist kann es nur in Gott, nicht außer oder gegen Gott sein, aber er muß es selbst entscheiden. So war auch in den reinen Geistern der Urschöpfung die Freiheit zum Bejahen und Verneinen von Grund aus da. In der paradiesischen Schöpfung aber standen sich das Geisterreich und das Naturreich gegenüber. Seine Verbindung sollte das Geisterreich mit dem Naturreich bekommen eben durch die Schöpfung des Menschen. Als Naturwesen war der Mensch mitsamt der urbildhaften Pflanzen- und Tierwesenheit geworden; als Geist hatte er Gottes Odem empfangen und war dadurch nicht nur herausgehoben aus der in ihm wirkenden urbildhaft organischen Natur, sondern zugleich auch stand er im Geisterreich, aber an Gottes Herzen. Im Geisterreich nun war höchster Geist der, den der Mythus den schönen Engel nennt. Er gerade sollte, wie Schelling so tiefgründig es sah, durch den Menschen die Verbindung mit der Natur herstellen. Das war der Auftrag Gottes an ihn. Wäre dies erfüllt worden, dann wäre paradiesisch das geschehen, was wir zu allen Zeiten ersehnen; daß sich in uns Geist und Natur zur höchsten Verklärung des Daseins vereinigten, im Angesicht Gottes, des Ewigen Vaters und Schöpfers.

Doch in der Geisterwelt war indessen ein Bruch geschehen. Der schöne Engel, auf Grund seiner Freiheit, wendet sich ab von Gottes

Angesicht, er sucht in der Verneinung von Gottes Willen seine Freiheit durch sich selbst, er sucht sein Wesen als den Gott über die gesamte Schöpfung zu setzen. Dies aber war nur möglich durch eine vollkommene Verselbständigung der Verneinung selbst. War diese zuvörderst, sozusagen ideell, mit der Schöpfung von Gott gesetzt, weil eben an der Verneinung als Gegenpol Gottes Bejahung sichtbar ward; war die Verneinung sinnvoll und schöpfungsträchtig, insofern sie an Gott gebunden war – so nahm sie jetzt in der vom großen Engel an sich gezogenen Form selbst verneinende Eigenwirklichkeit gegen die Schöpfung an und setzte sich selbst als Prinzip. Es kam zur Trennung von guten und bösen Geistern in einem urtümlichen Sinn, es entstand das Erzböse.

Der schöne Engel wendete sich von Gottes Angesicht, er wendete Gott den Rücken zu, statt ihm ins Angesicht zu sehen, sein Wort und Befehl zu hören, gehör-sam in der Schöpfung zu wirken zu ihrer geistigen Verklärung. Er setzte nun sich als Losgelöstes, als Absolutes, und konnte es nur durch die absolute Verneinung ohne Liebe zum Bestehen der Schöpfung. So empfing er das überallhin ausstrahlende Licht Gottes nicht mehr ins Angesicht; sein eigenes Angesicht ist Nachtseite geworden, mitten in der Schöpfung, mitten im Geisterreich, wie die dunkle Planetenseite, die sich vom Antlitz der Sonne abkehrt. Und so ist in ihm Nacht, auch wenn seines Geistes kaltes Licht er leuchten läßt. Damit hat er den ursprünglichen heiligen Sinn der Schöpfung verkehrt und ist dadurch, wie es in der Sage heißt, selbst der Verkehrte, der „Nichtseinsollende" geworden.

Eben diese Abwendung und Abwendigkeit nun ist es, die Gott, da er wesensmäßig selbst nur bejahend ist, nun auch selbst bejaht, nicht mit Worten, nicht mit Duldung, sondern eben wesensmäßig. Er läßt ihr das wirkende Leben, mit dem er selbst die Verneinung als Gegenpol der bejahten Schöpfung setzte. Er überläßt dem gefallenen Engel die Kraft, der sie in seiner Abwendigkeit nun ver-wenden kann, wie es seinem Eigensinn und Losgetrenntsein von Gott, dem Ewigen, entspricht. Das ist das Wesen der fürchterlichen „Gerechtigkeit" Gottes, daß er selbst jedem Wesen seine Kraft läßt und sie ihm hingibt, auch der „Sünde", das ist dem, was sich von ihm sondert, zuletzt auch der kalten Verneinung des abwendigen Geistes. Darum hat die Sünde und der abwendige Geist Macht und Gewalt bekommen in aller Natur, mit Gottes Zulassung. Das grundsätzlich Verneinende schließt als unbedingter Gegensatz zu dem ewig schaffenden, das Geschaffene mit

seinem Wesen immer nährenden Gott auch jede schöpferische Liebe aus.

Wenn Gott Kreaturen schafft, so will er sich stets in sie ergießen; er will sich zeitlos, ewig in sie ergießen, sie sollen teilhaftig sein seines Lebens. Es liegt, da Gott alle Freiheit läßt, an den Kreaturen selbst, wenn sie sich absperren, wegwenden von Gott und sich gegen ihn verschließen. Zugleich aber bleibt Gott durch seine unendliche Liebe bereit; und würde der Verneiner heute die Hinwendung zu Gottes Angesicht in Freiheit wieder vollziehen können, so würde Gott mit seinem ganzen Licht, mit seiner ganzen Schöpferliebe wieder in ihn strömen und ihn erfüllen. Doch da sich der gefallene Engel in das absolute Nein und Nicht stellte, kann er wesensmäßig die Rückkehr nicht mehr vollziehen.

Indem Gott, der Schöpfer, sich gegenüber seiner Schöpfung, die aus seinem Leben strömt und daraus lebt, selbst eingrenzt und dennoch als Gott nicht in ihr aufgeht, hat er ebenso den Urnaturkräften wie den Geistern die Selbständigkeit zu ihrer eigenen Wesensdarstellung gegeben; sie sollen sich betätigen, verwirklichen nach ihrem Wesen, „jedes in seiner Art". Dieses in der Urnatur mitgesetzte Prinzip der inneren Verselbständigung schließt freilich auch hier vor Gott die Möglichkeit einer Verselbständigung gegen Gott mit ein, doch nur wenn der Geist der Verneinung eindringen und die „fromme" Urnaturseele vergewaltigen würde. So hat Gott in alles und jegliches urbildmäßig die Freiheit der Selbstentfaltung bis zur Abwendung von Gott gelegt und läßt ihm das Leben. Wir Menschen müssen das uns Verneinende ausschließen bei unserem Werk, müssen es verfolgen und zu vernichten suchen. Darum ist unser Werk nie ewig, denn wir haben nicht die große umfassende Kraft und Liebe eines alles umhegenden Lebens, das größer und umgreifender wäre als jegliche Verneinung, die ihm begegnen könnte.

Dieses Prinzip der inneren Verselbständigungsmöglichkeit und -freiheit in der Urnatur, durch den Einfluß des Geisterreiches, ist im biblischen Mythus symbolisiert als die Schlange. Die Schlange ist das Symbol jener sowohl lichten wie düsteren Urnaturregung, die sich zur Darstellung ihres Wesens nach des Schöpfers Willen verselbständigen soll, es aber im eigenen und damit dem Verneiner zugänglichen Sinn auch gegen Gott tun kann. Diese urnaturhafte Wesenheit der „Schlange" ist daher notwendig mit in das Paradies gelegt, ist nicht etwa ausgeschlossen davon. Noch fügt sich diese Urnaturregung der

Selbständigkeit in die Paradiesnatur völlig mit ein. Der Urmuttergrund Natur war noch verklärt, noch nicht vom abwendigen Geist in seinem Wesen verkehrt.

Die große Sehnsucht und das urtümliche Wissen um das einstige Paradies kommt in der tiefen Idee der einstmaligen Eingeschlechtlichkeit des Menschen und ebenso des Schöpfers selbst überall zum Ausdruck. Im biblischen Mythus, ergänzt durch einige Überlieferungen, haben wir deutlicher dieses Bewußtsein der ursprünglichen Doppelgeschlechtlichkeit des ersten, göttlich unversehrten Menschen. Danach war Adam zuerst „der Mensch an sich", war noch nicht das Doppelwesen Mann und Weib, wie wir es allein naturhaft kennen und wie es nur so auch physisch existieren kann. Vielmehr hören wir, daß Gott Adam erst in einen tiefen Schlaf versenkte; das kann doch nur heißen: ihn seines bis dahin bestehenden Wesens entkleidete. Als Adam aber erwachte, da war aus ihm der Mensch in seiner Polarität Mann und Weib getrennt geworden. Und nun heißt es in einer anderen Überlieferung wörtlich: Adam erblickte Heva und rief: „Diesmal ist sie's". Es müssen also im Werden des Adam schon andere Stadien vorausgegangen sein, wenn erst bei diesem Wandel der Gegenpol ihm als der rechte erschien. Und dürfen wir annehmen, daß jene etwa vorausgegangenen Stadien am Ende doch noch tiernahe gewesen sind? Da blicken wir plötzlich wie durch einen schmalen Spalt ins Innere eines Geheimnisses, den uns der Bericht im Pentateuch, weil unvollständig, mehr verhüllt als öffnet. Es liegt darin schlechtweg das Geheimnis unseres Daseins.

Aber hier handelt es sich nicht um Darstellung einer sinnlichen Welt diesseitiger Körperlichkeit: Doppelgeschlechtlichkeit heißt Vorgeschlechtlichkeit — eben jener Urzustand, der das paradiesische Bild des ersten Adam, des vorirdischen Menschen meint, der nach Jakob Boehmes tiefgründiger Lehre noch im geistleiblichen Zustand war. Es ist der Ur-Adam, der in dieser rein gottzugewandten Lebenswirklichkeit ermüdete, in Schlaf sank und danach als Mann und Weib, immer noch in urpolarer paradiesischer Reinheit, lebte. Aber die herausgestellte Zweiheit des Geschlechts führte notwendig zum gegenseitigen Erkennen: not-wendig, denn es war nun ein zu einander Streben, da die innere Einheit verloren gegangen war. Man vergegenwärtige sich einmal, sagt Karutz, daß der Erkenntnisvorgang zugleich ein Sichselbstaufgeben, ein Hineingehen in den Anderen, ein Hingeben des Eigenen, ein Opfern und Sterben in diesem Sinne ist, und man wird

verstehen, wie die Mysteriensprache von „speeren" und „töten" reden kann; man wird Mythen und Märchen verstehen, in denen scheinbar grausames Morden und Sterben vorkommt.

Der Mensch selbst war in seinem Urstand noch völlig gehörsam dem ihm von Gott gegebenen inneren Lebensgebot, sowohl als Natur- wie als Geistwesen. Gott hatte es ihm versagt, das heißt, zu seinem ebenbildlichen Geist gesprochen, das ihm gegebene Licht nicht selbstsichtig und selbstherrlich zu verwenden. Der Mensch sollte nicht aus sich selbst heraus sein Lichtbringer sein; er sollte sein Wissen und Wirken unmittelbar aus Gottes Mund erfahren, denn er war Gottes Kind und Hausgenosse; sein Geist war nicht erschaffen, sondern war Gottes Odem selbst, und so schaute er mit diesem Geisteslicht Gott unmittelbar, vernahm unmittelbar das Wort des Lebens aus Gottes Mund. So sollte und konnte er, sofern er sich nicht selbst das Leben und die Erkenntnis nahm, sondern es unmittelbar aus Gott lebendig in seinem Wesen empfing, wahre Erkenntnis, wahres Leben jederzeit haben, und stand darin ungefährdet. Er sollte un-schuldig sein als Gottes Kind. So wäre er über der Natur, aber auch über dem Geisterreich gestanden, nun vor Gott, einzig aus ihm lebend und die verklärte Verbindung zwischen beiden Reichen bildend. Es wäre unbeschreibliche Herrlichkeit gewesen.

Es mußte, wie es Schelling wieder so großartig darlegt, für den gefallenen, verneinenden Geist von letzter größter Bedeutung sein, zu bewirken, daß die gesamte Geisterwelt, aber auch die gesamte, zur Verselbständigung befähigte Naturseele im Urbild noch sich von Gott trennte; denn nur so konnte er endgültig herrschen, das heißt: selbst der höchste Gott sein. Er sucht die Kreaturen nicht, wie Gott, in der Liebe, sondern damit sie dienstbar werden seinem Ziel der Vernichtung. Er gibt sich nicht, wie Gott, in sie aus Liebe zu ihrer eigenen Verklärung, sondern wenn er Eingang gefunden hat, sucht er zu vernichten. Er erfüllt nicht wie Gott, sondern zerstört. Er ahmt das Sichgeben nur nach, er ist Gottes Fratze. Ja, es geschieht noch mehr: er will sich nicht nur an Stelle Gottes in die Schöpfung setzen, im Geisterreich wie in der Natur; er will Gott selbst weghaben, vernichten. Grundsätzliche Gott- und Daseinsverneinung, unbedingteste Verneinung von allem, was Gott ist und aus Gott strömt, was überhaupt Dasein hat. Wäre aber alles vernichtet, so müßte er zuletzt sich selbst vernichten wollen, denn er ist ja selbst noch aus Gott gesetzt.

Es gab keinen anderen Weg zu diesem Ziel, als sich an jenes Wesen

zu wenden, das selbst Geist aus Gott und selbst Krone der Natur war: an den Menschen. Gewann er ihn, so hatte er Macht in beiderlei Reich. So mußte sich das Ziel der Verführung notwendig auf den Menschen richten, denn in ihm war, da er Geist und Urnatur in einem war, die Möglichkeit gegeben, entscheidend beide Reiche von Gott wegzuführen. Da aber der verneinende Geist unmittelbar Gottes Odem im Menschen nicht angreifen und bewältigen konnte, so wendete er sich zunächst an das Naturseelenhafte im Menschenwesen, das, wie der Geist, auch mit der Freiheit zur Verselbständigung gegen Gott ausgestattet war — symbolisch gesprochen: er wendete sich an die Schlange in der paradiesischen Natur. Und diese Seite seines Naturwesens raunte nun dem Menschen zu, sich nicht mehr an Gottes Gebot zu kehren, die innere Bindung zu lösen. Wie ging das zu?

Wir dürfen nicht wähnen, daß es eine bloße Verführung zur Sinnenlust war — es lag viel tiefer als das, was wir in unserem gebrochenen irdischen Dasein „die Sünde der sinnlichen Lust" nennen; die ist eine Mitfolge geworden des Sturzes, aber ist nicht das allein Wesentliche. Der Mythus erzählt es ganz eindeutig; gerade das hat der Versucher dem Menschen nicht zugeraunt. Er hat ihm nicht gesagt: Stürze dich in die Sinnenlust; verwende dein Naturdasein zu deinem eigensüchtigen Genuß; mache dir ein Wohlleben in der Natur, im Garten Eden — gerade das hat er ihm nicht gesagt und ihn nicht verführt zu dem, was wir so gemeinhin Lust und Sündigkeit nennen. Sondern er hat — und nun erschrecken wir vor uns selbst — den Menschen auf etwas ganz Hohes und Herrliches und schwer zu Erringendes hingewiesen, das er sich nehmen sollte; auf etwas, das wir bis zur Stunde als das Erhabenste preisen, als herrlichsten Besitz: die geistige Erkenntnis des von Gott unabhängigen Wesens, und darin die eigene Selbsterhöhung und Selbstvollendung. Er hat dem Menschen seinen Geist, nicht seine urbildhafte Naturseele schlechthin verführt. Er hat ihm gezeigt, den Odem Gottes selbst, d. h. die freie ursittliche eigene Verantwortlichkeit, statt zur Bindung und zum Gehörsamsein vor Gott, nun zur Selbstvergottung zu ver-wenden: „Du selbst kannst sein als dein Gott und selber wissen, was Gut und Böse ist". Das ist das Urwort des Abfalls, das Urwort der Erzsünde, d. i. der Erzsonderung von Gott im Geist; aber nicht die warme arme Sünde des Blutes, das doch nur von unserem abgefallenen Geist, der sich allein und nur sich meint ohne und gegen Gott, wie ein Tier zu Tode gehetzt wird. Die Natur ist nicht schlecht, nur der abwendige Geist ist es.

Der Mensch folgte der Verführung und nahm sich die Erkenntnis ohne Gott. Durch seine Naturseele hatte dies Eingang in ihn gefunden. Als so das Menschenwesen in sich dem Abwendigen, dem Verneiner Raum gönnte und zu lebendigem Wesen und Wirken verhalf, indem es den Odem Gottes an den Verneiner hingab, da hatte sich das zugetragen, was der Mythus den Sündenfall durch die Erkenntnis nennt. Es war der Bruch des Paradieses. Wenn aber die unsterbliche, die ewige, nicht die Naturseele des Menschen, aus Gottes Odem das letzte höchste Ziel, die Krönung der Schöpfung gewesen war, so war eben mit dem Herausbrechen der Krone auch das Gewölbe der urbildhaft reinen, der paradiesischen Schöpfung zerstört. Der Mensch riß, wie es im Mythus heißt, die ganze Schöpfung mit in seinen Sturz.

Damit ist die gesamte Naturseele durch den Menschengeist, der als höchste gottbegabte Wesenheit urbildhaft in der Schöpfung stand, in den dämonischen Zustand getreten. War die gesamte Natur in dem an Gott gebundenen paradiesischen Urzustand in ihrer bildhaften Auswirkung Gottes Willen gemäß geblieben, so trat sie nunmehr in allen ihren Wesenheiten in den eigensichtigen, sich selbst schlechthin wollenden und suchenden, das ist dämonischen Zustand; sie macht sich selbst zum Daimonion, d. i. zum Gottbild, sie vergötzt sich. Nun sieht jedes Wesen, jedes Urbild, jede Lebenspotenz sich selbst, sucht sich allein um seiner selbst willen zu verwirklichen. Damit tritt jede Lebensform aus dem reinen überzeitlichen Urbild in die Vielheit und Endlichkeit der äußeren Gestaltung, in die Not von Zeit und Raum, von Geburt und Tod.

Es entstand als Manifestation dieses Innenzustandes die überall in sich abgegrenzte diesseitige, die physische, die vergängliche, die gebrochene, die mit dem Tod behaftete Natur; es entstanden die stets kommenden und wieder vergehenden Einzelindividuen, die Vielheit der Einzelwesen; es entstand der Kampf ums Dasein, die Lieblosigkeit in der Schöpfung. Es war Feindschaft gesetzt zwischen den Wesen, die Natur war nicht mehr im Frieden von innen her. Jedes folgte, mußte drangvoll folgen dem Eigen-sinn der Selbstvollendung; die Gotteskraft war ver-wendet, damit jede Form sich selbst zu ihrem eigenen Wesenssinn und Wesensziel entwickelte, nun nicht mehr aus Gott und für Gott, sondern für sich und ohne, ja gegen Gott. Es ging die Schöpfung aus der paradiesisch unsterblichen Natur in den unparadiesisch sterblichen diesseitigen Zustand über. Sie stellte sich nun dar als Symbol, als lebendiger Ausdruck der ihr innewohnenden gött-

lichen Urform, aber gebrochen als diesseitige Welt. Das war der Einfluß, das Einfließen des Verneiners, des Zerstörers in das ursprüngliche, urbildhafte Dasein, vermittelt durch den Geist des Menschen. Der Mensch aber stand nun mitten in der entgotteten Natur, er war herausgestoßen aus seiner wahren Heimat, aus seiner Gottesnähe; er fand sich verlassen, vertrieben aus dem Paradies; er sah, wie es im Mythus heißt, daß er nackt war, ungedeckt, nicht mehr in der Un-Schuld geborgen.

Die Natur war aus dem urbildhaft reinen Zustand in den dämonischen Lebenszustand getreten. Dämon und Dämonie ist Verschleierung des Ewigen. Dämonie ist nicht etwa von sich aus das Erzböse, sondern es ist nur das Geistig-Naturhafte, das infolge des Einfließens des Verneiners nun nicht mehr als Naturseele Gott dient, sich nicht um Gottes Willen entfaltet, sondern um seinetwillen. Aber es ist nicht bewußter Geist, sondern kann nur von ihm befallen und gezwungen werden. Es bleibt Natur und hat nur als solche, nicht als „böses Prinzip", wie man es oft mißverstand, den Drang der Selbstverwirklichung, der als „Schlange" in ihm gottgegeben lag, nun außer Gott. So drängt es unruhvoll auch über sich selbst hinaus. Doch da es nie Erfüllung findet, denn die läge nur in Gottes Leben, so übersteigert es sich immerzu um seinetwillen; es kann und will nur sich allein wissen, haben und sehen und kann doch durch das Streben nach endloser Ausdehnung und Ausweitung nie zum Wesenhaften gelangen.

Dies alles braucht nicht nur äußere Raserei und Drang zu sein, es kann auch in äußerer Ruhe, Lieblichkeit, ja Erhabenheit geschehen, und ist doch ruhelos drängend und verschmachtend. Dämonisches, Selbstvergötztes, sich an sich selbst Er-götzendes ist so nirgends Symbol, nirgends Lebensausdruck oder Wirken des Ewigen und Heiligen und Erzguten, sondern ist stets Symbol des Abfalls. Es ist selbst nicht böser Geist und Verneiner, aber es ist von ihm in dessen Gefolgschaft hineingedrängt, es wird für des Verneiners Zweck gegen Gott in der Natur benützt, der Geist umkleidet sich damit, rafft es an sich; bildlich ausgedrückt: es wird vom Teufel geritten, er fährt mit ihm einher, lieblich und erschreckend. Da ist nichts gotterfüllt, es ist larvenhaft, es ist im Ende Öde.

So ist seit dem Bruch des Paradieses alle Lebensform eine notwendige Bindung für das Dämonische, die es aber immerfort sprengen möchte; doch sobald es dies tut, verliert es seine abgegrenzte Scheinwirklichkeit. So ist es gebannt in einen furchtbaren Zwiespalt des Da-

seins. Es muß, um sich als Einzelwesen zu bejahen gegen Gott, sich gegen die in ihm ruhende urbildhafte Reinheit abgrenzen, es muß diese umschleiern, umdüstern. Es darf um seiner Selbstbejahung willen nicht Raum gegen dem alles begründenden Urbildhaft-Ewigen, das noch auch in ihm in stiller Kraft und Klarheit lebt, aus dessen Lebensquell es im Grunde selbst gespeist wird und zu dem es zurückfände, wenn es im tiefsten Inneren wieder den Blick auf Gottes Angesicht fände. So aber bleibt es Schleier, den es um die alles überstrahlende Gottesglorie wirft. Und doch ist ihm seine dämonische Bindung in die Form, die es um seinetwillen auf sich nehmen muß, unerträglich; so bindet es sich nur zum selbstsüchtigen Zweck, es wird, innerlich gesehen, als Larve zugleich Träger des Lügners. Der Lügner herrscht durch den Abfall des Menschen. So ist alle begrenzte Natur qualvoller Widerspruch der Form mit sich selbst, ist Unerlöstsein und steht in der hoffnungslosen äußeren Endlosigkeit von Zeit und Raum, steht lebendig im Tod.

So steht die Naturseele im Bann der vom Verneiner gedrängten Dämonie. Und diese Naturseele ist auch des Menschen Erbteil, ist sterblich. Und eben deshalb, aber auch nur deshalb, ist auch die rein sinnenhaft natürliche Seite unseres Lebens im „gefallenen Zustand". Es gibt viele religiöse und irreligiöse Mißverständnisse darüber, wenn das Wort zu hören ist, daß unsere Natur verstrickt sei in die Erbsünde, wie der Geist in die Erbschuld. Spricht man aber von der Erbsünde, so ist es eine Verzerrung und Anmaßung, dabei in sittliches Tönen zu verfallen. Im Paradies schon hatte Gott den Menschen in die polare lebendige Gegensätzlichkeit von Mann und Weib gekleidet und im urbildhaft reinen Zustand beide Elemente aufeinander angewiesen. Es muß auch im urbildhaften Sinn da einen ewigen Zusammenhang geben, der rein und göttlich ist und wonach wir uns als aufrechte Menschen alle sehnen, wie nach einem verlorenen Paradies. Aber unser irdisches Wesen ist befallen mit der Dämonie des Daseins, und so wird auch jenes höchste innigste Verhältnis in die Sphäre des Dämonischen gerückt. Spricht man also von „Erbsünde", so muß man wissen, was man damit sagt und sagen darf. Erbsünde und Erbschuld ist es, daß sich der von Gott loslösende Geist selbst zu seinem eigenen Gott setzt und so zu vollenden trachtet; daß der abwendige Geist die ewige Seele im Menschen, den Gottesodem selbst vernichten will, um selbst alles zu durchdringen und zu beherrschen; daß er sich dabei

auch der Naturseele bedient, um selber der Herr der Schöpfung, das heißt zuletzt: ihr Vernichter zu werden.

Dieser metaphysische Zusammenhang, diese Verkehrung der Gottesschöpfung, diese in das Leben getretene Dämonie der Selbstverwirklichung und die unerlöste Bindung an dieses so gebrochene Dasein — das ist der Urmythus, aus dem allein das diesseitige geschichtlich-urgeschichtliche Leben der Menschheit ganz zu verstehen ist.

## *Schichtungen oder Zeitalter der Seele*

Wir versuchen nun, aus den Mythen und Sagen ein Bild zu gewinnen von der Entfaltung der frühesten Seelenschichten im Menschen bis herauf in unsere Zeiten. Wir spiegeln die Anlagen unseres Geistes und unserer Seele in allem dem, was wir aus der Geistesgeschichte der Menschheit von ihren Fähigkeiten und Bestätigungen wissen. Die sich aus dieser Selbstbeschauung des Geistes ergebenden Bilder mögen wir als Symbole nehmen, um das Unaussprechliche der Geschichte, ihren Kern und ihr Wesen bis in früheste Urzustände uns irgendwie nahezubringen. Wir benützen Bilder und Gedanken aus der Welt des Mythischen, worin, wie wir sahen, eben das Wesenhafte und Unaussprechliche der „Geschichte" enthalten ist.

Der Urmythus der Menschheit und daher die Urwahrheit bis auf diesen Tag ist das Wissen um das einstige Paradies und um den Sturz des Menschenwesens aus ihm. Der Mensch im Urzustand bedeutet das paradiesische Dasein. Das Ebenbild des Schöpfers, der lebendige Geist odem Gottes in ihm, war noch ungetrübt, aber die Abwendung des Geistes aus dem Gehörsam zu Gott und dem unmittelbaren Schauen in sein Angesicht war der Bruch des urbildhaften, ursprünglichen Paradieslebens. Mit dieser Abwendung hatte der Mensch sein eigenes und der Natur Wesen verändert; so, daß er von sich aus nicht mehr Gott unmittelbar anrufen, nur unbestimmt sich seines Wortes erinnern, mit seinem Wesen nicht mehr lebendig in den paradiesischen Daseinszustand zurückkehren konnte. Im biblischen Mythus steht dafür ein Bild: Gott stellte einen Engel mit dem feurigen Schwert an die Pforte des Paradieses, und der Mensch konnte es nicht mehr betreten. Das aber wissen wir bis zur Stunde.

Immer mehr entfernte sich der Menschengeist aus der Erinnerung an Gott den Schöpfer und Vater, er wurde blinder und blinder, es

war die Verschleierung eingetreten. Aber da doch alle Schöpfung aus Gottes Leben lebt und west, so sah und erfuhr der Mensch nun Gottes Ausstrahlungen, er fühlte dessen Pulsschlag in der Natur bei sich selber; aber er wußte von Gott nicht mehr unmittelbar im lebendigen Schauen und Zwiegespräch. So sah er jetzt die naturseelenhaften Kräfte, er entdeckte sie im Zustand ihrer Vergottung, ihrer Vergötzung, er entdeckte die Götter. Er begann mit ihnen und gegen sie zu leben, statt mit Gott, dem ewigen einen Vater und Schöpfer. So ward der Mensch Diener und Knecht der mächtigen seelischen Naturgewalten, weil er sich nicht mehr als Kind Gottes erlebte.

Dieser neue Seelenzustand, worin nun der Mensch eingebettet war, ist jedoch noch nicht der grob physische gewesen. Das Schauen und Erleben spielte sich noch in einer für unseren späteren Lebenszustand durchaus übersinnlichen, wenn auch zeitlich-endlichen, nicht mehr ewigen Natursphäre ab. Es war nicht die paradiesisch urbildhafte, sondern es war die für den gottabwendigen Geist dämonische Sphäre. In dieser übersinnlichen Naturseelenschicht begegneten dem Menschen nun die webenden Bildekräfte der Natur, die Ausstrahlungen Gottes; Gottes Kleid, doch nicht mehr Gott selbst. So war dem Menschen die Schöpfung belebt von Götterwesen in allen Arten und Erlebnisformen, in allen Abstufungen, mit engeren und weiteren Verkettungen untereinander und mit ihm selbst — ein unerschöpfliches Reich, worin er, auf sich und seines Geistes Kraft oder Urkraft gestellt, mit seiner sichtigen Seele nun von Entdeckung zu Entdeckung schritt. In den Bäumen und Bächen, im Fels und dem Mineral, in den Pflanzen und Tieren sah er die schaffenden, wirkenden und webenden Gestaltungskräfte. Die ganze Natur war ihm von innen heraus belebt und beseelt. Er sah und erlebte jene Naturwelt um und in sich, die unserem hart und nüchtern gewordenen Dasein, mit dem wir in die grob physische Natur gebannt sind, nur als leeres luftiges Phantasiewesen erscheinen muß. Auch die Sterne, die Sonne, der Himmel, die Sternbilder waren belebt; sie waren ihm der körperhafte Ausdruck und der lebendige Leib hoher und höchster Götterkräfte. Aber nicht mehr als Paradies sah er die Welt, er war selbst sterbliches Wesen geworden mitsamt der sterblich zeitlichen Natur — bei aller übersinnlichen Herrlichkeit, in die er blickte, in der er lebte.

Es war ihm die aus seinem gebrochenen Wesen zurinnende Eigensicht und Eigenmacht noch jugendfrisch, die andere Seite ihm noch nicht in das Bewußtsein getreten. Sie gab ihm das Gefühl einer inne-

ren und äußeren Freiheit und eines physischen Wohlbefindens und naturhafter Gesundheit von unerhörter Weite; er war hellsichtig und hellhörig für das Wesen der Natur, und sein ganzes Dasein schien ihm aus dieser inneren und äußeren Freiheit golden beleuchtet. Noch war das Leid an Körper und Seele gering. Der Körper selbst, in seiner feinsinnlichen Art, hatte unmittelbarsten Anteil an den inneren Wachstums- und Schaffenskräften der Natur, er heilte, wenn er verletzt war — die wahre wirkliche Märchenwelt.

So lag vor dem Menschen noch unmittelbar der Eingang zu den Wohnungen der Götter frei, der großen Götter, nicht etwa nur der niederen wie späterhin; die Götter waren noch Genossen des Menschen, waren ihm Freunde, wenn auch gefährliche, wie wir von Tantalus wissen, mit denen die Urväter noch im Rate saßen, wie es der Mythus erzählt. Daher wußte der Mensch von den noch vor der grob physischen Naturzeit liegenden inneren Umwälzungen und Gestaltungen im Reich der Götter, dem Kosmos; er konnte Wissen haben von kosmogonischen Geschehnissen aus den Anfangszeiten, weil Zeit und Raum und Substanz für ihn noch andere Wesensseiten zeigten. Die Urhebergewalten jenes urtümlichen Geschehens waren ihm vertraut, er nannte sie mit „Namen", er sah ihr eigentliches Wesen.

In dieser ältesten, voll natursichtigen Zeit war der Übergang vom feinsinnlichen Körperleben in den Tod ein leichtes Wechseln der Form ohne Abbruch; es war naturseelenhafte Freizügigkeit hinüber zum Ahnendasein wie zur Götterwelt selbst. Und alles, was die Mythen berichten als unmittelbar naturgegeben, alle jene märchenhaften Dinge und Kenntnisse und Fähigkeiten und Wirkungen, die den Späteren und Spätesten so unerreichbar wurden, daß sie sehnsüchtig darauf zurückblickten und vom goldenen Zeitalter sprachen: das gehört in jene übersinnliche, jedoch, wohl zu beachten, nachparadiesische Frühzeit der Seele. War so das Leben scheinbar unbegrenzt, war der Tod kein düsterer Abschied, nichts Einschneidendes wie für uns naturblind gewordene Menschen, so standen überhaupt die Lebenden mit den für das äußere Auge abgeschiedenen Toten in reger Wechselwirkung.

Auf der Erde war die Zahl der Menschen noch gering, der Raum war weit. Die Natur gab von Bäumen und Sträuchern, von Acker und Vieh und Gewässer reichlich her, was des feinstofflichen Körpers Erhaltung erforderte, und gewiß keine grobe Nahrung, sondern sie nährte ihn mit den inneren wesenhaften Kräften der Nahrung. Es

war, wenn wir wieder auf den biblischen Urmythus zurückgreifen, jene Zeit, jene Seelenverfassung, die uns geschildert wird als eine Epoche, worin das paradiesvertriebene Urmenschenpaar, Adam und Heva, noch allein auf der Erde lebte — bildlich: noch keine Söhne hatte. So lebte der Mensch in Erdenfrühlingstagen und brauchte weder um Nahrung und Kleidung noch um das Land mit seinesgleichen zu ringen. Es war die goldene Zeit, wohlverstanden: schon diesseits des Paradieses, diesseits schon von der Un-Schuld urbildhaften Seins.

Jene urälteste goldene Zeit der Natursichtigkeit war nun durch die in den Sagen nachklingende fremdartige Körperbeschaffenheit des Menschen und ihrer zutage liegenden Fähigkeiten bezeichnet. Das sind die fabelhaften Menschenwesen mit dem wirklichen und symbolischen Scheitelauge und noch unentfaltetem Großhirn. Das Stirnauge war Ausdruck und Symbol für den Natursichtigkeitszustand selbst, für jene andersartige Sinnenhaftigkeit, womit andere Naturzusammenhänge, andere Raum- und Zeitstrukturen wahrgenommen wurden. Es gibt ein Südseemärchen, worin von Menschen die Rede ist, die noch ohne Augen sahen. Bis nach dem langsamen Einsinken in eine tiefere Sphäre, noch paradiesferner als die des goldenen Zeitalters, sich der gröbere Körper herauskristallisierte und Hand in Hand damit auch die natursichtige Seele mehr und mehr umschleiert wurde. Körpervergröberung und Seelenverengung gingen Hand in Hand, der Intellekt begann sich in ersten Regungen und Betätigungen im Zusammenhang mit dem sich umgestaltenden, nicht mehr feinsinnenhaften Körper geltend zu machen. Es kam eine Übergangszeit mit dieser Rückbildung der frühesten natursomnambul wirkenden Sinnesorgane, der Ursinnessphäre. So wurde der Körper allmählich Träger eines Großhirns. Wir treten ein in eine grob physisch-urgeschichtliche Zeit, von der es vielleicht einmal möglich sein wird, durch fossile Reste sie irgendwie auch erdgeschichtlich zu bestimmen, weit vor jener Spätepoche, die wir heute als älteste Menschenzeit ansehen. Dann werden wir auch jene Seelenepoche zeitlich begrenzen können, vorausgesetzt, daß unser mechanistisch geprägter Zeitbegriff überhaupt dorthin seine Sonde richten kann. Vorerst ist dies unmöglich.

Von jener beginnenden Intellektualzeit ab stellt sich jene Seelenschicht an der Oberfläche ein, deren urgeschichtliche Epoche wir das silberne Zeitalter nennen. Der Götterhimmel wurde verhängter, er wurde schwerer zugänglich, er begann mit allerlei Gestrüpp zu ver-

wachsen. Es wurde die natursichtige Schau schwieriger, war nicht mehr so unmittelbar oder nur in seltenerem Aufleuchten noch gegeben. Das feinere Gesicht der Welt, der Natur, des Kosmos rückte mehr und mehr in das Unbewußte; das Unbewußte, das später oder gar heute zugunsten des wacheren Intellekts einen so unendlich viel größeren Raum in unserer eingeengten Sichtwelt einnimmt als damals im silbernen Zeitalter noch. Und dem in seiner Natursichtigkeit geschwächten, gröber physisch gebundenen Menschenwesen begann nun aus der mittelbareren, nicht mehr unmittelbaren Beziehung zu diesem Unbewußten das große magische Leid zu erwachsen.

Was will das heißen: das magische Leid? Nun, wenn vorher der Zugang zum Übersinnlichen unmittelbar vor ihm freilag, so mußte er jetzt mit Anstrengung, mit Mühe und Gefahr und mit Opfer erkauft werden. Wir gebrauchen zum Verständnis ein märchenartiges Bild. Wie wenn zuvor im goldenen Zeitalter, beim Zutageliegen der goldenen Seelenschicht der Zugang zu den Götterwohnungen und Urhebergewalten frei über eine kaum mit Bäumen bestandene Wiesenfläche hin dagewesen wäre, so wuchsen nun allmählich Dickichte ringsum, Wald wuchs mit Schlinggewächsen, mit sumpfigen Gründen, kaum mehr passierbar oder nur mit ungeheuren Mühen und Gefahren des Körpers und Lebens. Wie von unsichtbaren Händen gebaut, wuchs dazu noch eine dichte Ringmauer langsam empor, um das verwachsene Gut abzuschließen, und vor der Mauer fand sich, wie einst vor dem Tor des gefallenen Paradieses, der Mensch selbst. Und als er die Mauer umstrich, wie aus einer Traumwelt und Märchenwelt erwacht, fand er da und dort Pforten, große und kleine, aber sie waren vergittert und verrammelt, und er mußte die Wächter, deren er ansichtig wurde, erst beschwören, sie bestechen, ihnen Gold und Nahrung bringen, den Besitz sich selbst vom Herzen reißen, damit sie ihn da oder dort zuweilen einließen und er sich durch das Gestrüpp und die Sümpfe mühsam einen Pfad zur Behausung der Göttergewalten bahne und von ihnen als fahrender Sänger sich eine Münze erbettele, aber vor Abend noch, damit er nicht in dem Wald umkomme durch die darin umgehenden Dämonen. Und er mußte geplagt, zerschunden zurückkehren und den Mauerring wieder verlassen, den die Wächter verschlossen.

Damit war eine neue Seelenschicht zutage gekommen, die frühmagische Weltzeit gegeben. Die Zeit des einst unmittelbaren Schauens in die Götterwelt, wie gesagt, war zu Ende, der Intellekt begann

stärker mitzusprechen, und durch ihn erst mußte das Eindringen in den Mauerring bewirkt werden. Aber immer noch war in dieser Übergangszeit von der alten Natursichtigkeit soviel da, daß der Mensch um das lebendige Weben der Naturkräfte wußte und es fühlte. Der Intellekt wuchs, und das mythische Wissen lebte nunmehr in erinnerungsschwangerer Überlieferung unter den Menschen, aber es blieb als lebendige Wahrheit ihnen bekannt. In diesem seelengeschichtlichen Augenblick, wo die freiere Verbundenheit mit den Göttern zu erlöschen begann, stellte sich jenes merkbare Verlorensein und mit ihm jenes Suchen, jenes angstvolle Begehren ein, das sich nun als das beginnende große magische Leid des kommenden Menschentums erwies, geboren aus einer zum erstenmal grob sinnlich bewußt werdenden Notdurft des Daseins, des paradiesverlorenen Daseins, das sofort den Zwang und die Notwendigkeit zum magischen Handeln den Naturseelengewalten gegenüber empfand und betätigte.

Es begann mit diesem silbernen Zeitalter die innere und äußere Not bewußter zu werden. Die Menschen mehrten sich und bevölkerten die Lande, nach dem biblischen Bild: Adam und Heva bekommen Söhne. Mit ihnen wuchs der Mensch in den Raum der Erde. Zugleich geriet er dadurch in stärkere Abhängigkeit von den Göttergewalten, die alle ihre Orte in der weiten Natur hatten und schließlich in immer größerer Zahl ihm erschienen und von ihm auch kultisch gescheut werden mußten, während er früher nur den großen Hauptgöttern in ihrer Behausung fast noch wie ihresgleichen begegnet war. Aus den wenigen, die er einst anzusprechen wußte, waren nun die vielen allgemach geworden, aber die vielen waren auch größtenteils die niederen. So entstand ein stärker fühlbarer Abstand zwischen dem Wollen und Müssen des geistigen Bewußtseins und dem Vermögen seiner Naturseele.

So war die Weltepoche, die entfaltete Seelenschicht, der Seelenzustand des nunmehr magisch denkenden und kultisch handelnden Menschen gekommen, der auf solche Weise der Götterkräfte habhaft werden und sie beeinflussen oder weghalten mußte. Der Mensch mußte mehr und mehr den Göttern von außen her beizukommen trachten, begegnen, wenn auch immer noch naturseelenhaft lebendig; nicht, wie in der Spätzeit, nur noch mit der Zaubertechnik entarteten Heidentums. Es war die Zeit der Opferkulte. Wir haben es wieder im biblischen Mythus unter dem Symbol der opfernden Brüder Chain und Habel. Jetzt erst bildeten sich unter dem Einfluß ihrer Götter

die Menschengruppen völkerartigen Charakters aus, deren jede um ihre wesentlichsten Opferkulte geschart war, weil jede im Bannkreis, im Dienst bestimmter Götterwesen stand, die an bestimmte Räume und Dinge gebunden waren. Da kam Fehde unter die Menschen, als Folge der Abgrenzung; man trachtete nach den Besitztümern der anderen — Besitztümer nämlich, deren die einzelnen durch bestimmte Götterkulte teilhaftig geworden waren. Man trachtete, sich der wirksamen götterbannenden Kulte der anderen und damit der Götterkräfte und Götterleistungen selbst zu bemächtigen. Denn je nach den naturseelenhaften Anlagen der Menschengruppen, je nach dem Himmelsstrich, je nach dem Ort unter den Gestirnen und den Läufen der Gestirne waren sie ja dem Einfluß bestimmter tellurischer oder kosmischer Götterwesen, Göttergewalten ausgesetzt, waren sie selbst durch diese ihre Kultveranstaltungen der Götterkräfte mächtig geworden. Diese nun spendeten ihnen Dinge, deren wieder andere Gruppen mit ihren Göttern nicht habhaft werden konnten. Und vor den Opferaltären mit aufsteigendem oder mit schwelendem Rauch gab es Gier, Fehde, Mord: es spielte sich die Szene zwischen Chain und Habel ab. Kriegerkleid trugen sie, und wer es nicht trug oder zu tragen vermochte, begab sich hörig unter den Schutz des Mächtigeren oder wurde der kriegerischen Gruppen Beute.

Dieser urtümliche Zustand des Heraustretens aus der unmittelbaren feinsinnlichen Verbundenheit mit der Natur sowie das Übergehen aus dem „mit dem Vieh lebenden" Zustand in den intellektual kultivierten wird in einem Teilstück des babylonischen Gilgameš-Epos behandelt. Dort erscheint vor den Toren der Stadt ein die Hirten schreckender Wildling, den sie nur dadurch bändigen können, daß sie ihm eine Tempeljungfrau zuführen, an deren Reizen er sich sättigte. Als dies in tagelanger Umarmung geschehen, erwachte er zu sich selbst und sah, wie sein Vieh sich nun vor ihm fürchtete, ihn floh, nachdem es vorher mit ihm in voller Seelengemeinschaft gestanden hatte. So war er aus seiner ursprünglichen Natur vertrieben — es ist nicht das Paradies der Bibel gewesen, sondern die Seelenschicht des goldenen Zeitalters — und folgte der Frau nun „hinein in die Stadt" zum König.

So war es mit dem Hervorkommen der Seelenschicht des silbernen Zeitalters zum erstenmal dem wachgewordenen Intellekt sichtbar geworden, der Menschenseele fühlbar geworden, daß ein grob physischer Zustand den Kampf ums Dasein mit sich brachte, der dem gefallenen

Menschen aufgenötigt wurde. Ein ungeheurer Zwiespalt des Lebens wie des Erkennens kam nun über den Menschen. Er sah in bewußterer Form die Wirklichkeit der Vertreibung aus dem Paradies, wovon ihm der Mythus seiner Ahnen berichtete; er sah, wie, kaum bemerkbar zuerst, sich der Abstieg in die gebrochene Wirklichkeit des Daseins vollzog, ehedem im goldenen Zeitalter reizvoll und lebensfrisch noch erscheinend; wie die Sünde anfänglich lockende Trauben reicht, bis sie sich mehr und mehr auswindet wie die Schlange und ihr düsteres Antlitz erscheint. Voll erklang ihm das Thema in dem großen Musikstück, das Geschichte des Menschengeschlechts heißt: die Auswirkung des Paradiessturzes, erstmalig dem Menschen wachbewußt geworden, als das goldene Zeitalter zu Ende war.

Auch das silberne Zeitalter ging zu Ende, es kam der eherne Zeitzustand herauf. Die Götter wirkten nun durch die Volkskörper, zu denen sie naturgemäß gehörten, die Völker wurden abhängiger und abhängiger von den Urheberkräften, den Göttergewalten, sie versanken in immer schwerer werdenden Dienst, in dem Maße, als die niederen und düsteren Seelengewalten in ihnen und der Natur sich darstellten und Gewalt in ihrem Bewußtsein gewannen. Der Mensch wurde nun intellektuell völlig wach, ward mehr und mehr angewiesen auf seine in das Diesseitsbewußtsein sich verlegende Geisteskraft, aber das magische Bewußtsein und Können war bei ihm noch lebendig wirksam. Nun mußte er sich mit seinem intellektuellen Wissen und Erkennen selbst die Bedingungen zu einem breiteren Leben schaffen, um so der Natur allgemach und unter vielen Rückschlägen abzuringen, was möglich war und ist. Es begann das mechanistische Eindringen in die Natur von außen her, unter Abminderung des magischen Wissens und Handelns. Das war das eiserne Zeitalter mit dem geschärften Geist, mit dem mehr und mehr sich verlierenden magischen Götterdienst, die Natur wurde lebensleerer und wurde ihm kalt und fremd. Nun vergeistigte der Mensch seine Götter, sie wurden ihm zu philosophischen Problemen. Da er aber unentwegt von den Naturseelengewalten abhängig bleibt, in die er verstrickt ist, da er, was auch seine Seelenlage sei, der Mikrokosmos im Makrokosmos bleibt, so durchschaut er es in sich, daß auch diese Naturseelengewalten nicht letzthin unabhängig sind, sondern selbst bedingte, vergängliche Kräfte der Natur.

So eröffnete sich ihm ein mythisches Erahnen, ja ein Wissen um eine doch noch übergeordnete, letzthin unbedingte Macht. Aber da

er den Einen-Ewigen nicht mehr kannte und zu schauen vermochte, so erscheint seinem Bewußtsein das unergründbare, auch über dem Dasein der Götter waltende Schicksal. Dem sind sie, wie alle Natur, untertan, und werden ihm zuletzt auch selbst erliegen. Das Urschicksal, aus dem alles wurde, wird sie einst auch wieder einschlingen. Mit der Götterdämmerung und dem Jüngsten Tag wird das Weltall vergehen, damit eine neue, erlöste Welt einst werde. Dem Urschicksal selbst aber kann der Mensch nicht opfern, er kann es nicht lenken, nicht zwingen wie die Götter; es steht über allem Erkennen und allem Kult und aller magischen Kraft und deren Rückwirkung, also auch über dem Einfluß der Götter selbst, und kann durch ihre Vermittlung weder berührt noch beeinflußt werden. So steht der aus dem Paradies Vertriebene zuletzt in der vollen Weisheit seines Geistes vor seiner Sphinx, die ihn anstarrt und ihn fragt: „Was ist der Mensch?" aber auch: „Was sind die Götter?"

Das Weltuntergangswissen, das Wissen auch um der Götter Dämmerung nun ist nichts anderes als die aus dem Unbewußten gespeiste großartige Zusammenschau der endgültigen Bereinigung des Gegensatzes zwischen den zwei Welten: der urbildhaft paradiesischen unschuldigen und der gebrochen schuldbeladenen endlichen. Es ist, aus dem Unbewußten genährt, das mythische Bild um den Austrag der Erbschuld in der Schöpfung. Hier sind verschüttete Brunnen wieder aufzudecken. Es ist eine Tiefenwelt zu erschließen, deren Wesen einer ganz anderen Einstellung unseres Geistes zu den Dingen und Urgründen des Daseins und zur Natur bedarf, als man dies in den verflossenen Zeiten hatte, um nur ahnungsweise und allmählich einen Schimmer davon wiederzubekommen, was der Mensch in sagenhafter uralter Zeit, als er selbst noch naturverbunden war, was die mythenschaffenden Frühmenschen in ihrer ganzen mächtigen Naturnähe und Naturverbundenheit wollten, dachten und wirklich erlebten und wußten.

## *Weltzeitalter, Weltenjahre, Weltzyklen*

Das Heidentum hat eine mythische Lehre vom Werden, aber auch vom Vergehen des Weltalls, der Schöpfung hervorgebracht; wir berührten sie kurz in ihrer Bildergewalt, als wir vom Werden der Götter, von den absinkenden Seelenzeitaltern und von der Götterdämmerung, dem Weltuntergang, sprachen. Aber noch in einer an-

deren, enger begrenzten Form tritt sie uns entgegen in der abgeklärten spätzeitlichen Lehre von den Weltenjahren und darüber hinaus von dem großen gesamtumfassenden Schöpfungszyklus. Im Sinne des letzteren ist die Schöpfung ein Kreislauf, sie kehrt in sich zurück, wie sie ausströmte. Die ersteren aber, die Kleinzyklen oder Weltenjahre, sind Rhythmen innerhalb jenes Großzyklus, und mit ihnen wollen wir uns zuerst befassen. Wir haben für sie eine äußere Grundlage, aber das Physikalische als solches ist auch hier Symbol einer höheren Innenwelt, die sich darin manifestiert.

Einmal im Jahr läuft die Erde um die Sonne, dadurch sehen wir von Monat zu Monat die Sonne auf dem scheinbaren Hintergrund des Himmelsgleichers wandern. Dieser wird von den zwölf Tierkreissternbildern eingenommen. Denken wir uns die Erde als feststehend, so läuft die Sonne im Jahr einmal durch den Tierkreis. Nun ist die Bahn der Erde um die Sonne kein voller, sondern ein elliptischer Kreis; zugleich steht die Achse der Erde zur Erdbahn in einem Winkel von 23°, Ekliptik genannt, und bleibt zunächst bei einer Jahreswanderung der Erde um die Sonne sich selbst parallel. In Wirklichkeit aber beschreibt im Lauf von 21 000—26 000 Jahren die Achse einen Doppelkegel. Durch diese allmähliche Verlegung bzw. diesen Kreiselumlauf der Erdachse wird der zunächst jährlich festliegende Schnittpunkt der Ekliptik mit dem Himmelsgleicher, der Frühlingspunkt — im entgegengesetzten Bahnfeld ist es der Herbstpunkt — von Jahr zu Jahr um einen ganz geringen Betrag, und zwar entgegen dem scheinbaren Sonnenumlauf um die Erde, verlegt. Das besagt, daß die Sonne alljährlich um ein kaum merkliches Weniges etwas früher an den Kreuzungspunkt der Ekliptik mit der Erdbahn, also an den Frühlingspunkt, kommt. Sie kommt somit für unser Auge jährlich etwas früher in das nächste der zwölf Tierkreisbilder am Himmelsgleicher, es erscheinen somit diese Tierkreisbilder jährlich am Himmelsgleicher etwas nach rückwärts verschoben. Wo chedem etwa das Tierkreisbild der Fische stand, steht heute im Jahreslauf das Widderzeichen, bis es dann an die Stelle des Wassermanns kommt usw. Es ist für das Prinzip der Sache gleichgültig, ob wir dabei die Erde oder die Sonne im Mittelpunkt unseres Weltsystems sehen, ob wir ein kopernikanisches oder ptolemäisches Weltbild haben — auch unser heutiges ist ja hypothetisch.

Nun ist nach astrologischer Lehre der himmliche Tierkreis ein reales Band kosmischer Kräfte und Wesenheiten, die von ihm aus-

gehen bzw. in ihm verkörpert sind. Deren Wirkung und Wesenheit aber wird durch die Planeten, den Mond und die Sonne in bezug auf die Erde jeweils modifiziert erscheinen, wenn der Frühlingspunkt und damit die Jahreseinteilung nach und nach unter immer wieder andere kosmische Bewirkungen kommt: in das Zeitalter des Krebses, der Fische, des Wassermanns usw. Hat aber der Frühlingspunkt in etwa 25 000 Jahren einmal den ganzen Tierkreis durchlaufen, so ist ein kosmisches Jahr, ein Weltenjahr erfüllt. Heraklit, der griechische Philosoph um 500 v. Chr., berechnete das Weltenjahr noch auf 12 000 Jahre; für unsere Berechnung beträgt es, wie gesagt, rund 25 000 Jahre. Im zwölften Teil dessen, also in 2100 Jahren, aber durchwandert der Frühlingspunkt je eines der zwölf Tiersternbilder, und das ist ein „Monat" des heraklischen, auch platonischen Weltjahres.

Im Jahre 150 v. Chr. begann für uns das Zeitalter der Fische; vorher war das des Widders. Die Ägypter des mittleren und neuen Reiches, sagt Künkel, sowie die Juden, die späteren Babylonier und die Assyrer, dann die mykenischen Mittelmeervölker, die Perser, Phönizier, Griechen und die Römer bis zum Beginn des Unterganges führten den goldgehörnten Widder im Wappen und als Symbol an Tempeln; Jupiter Ammon mit dem Widderkopf und seinen Hörnern war der magische Hauptgott, nicht der geistige, in der spätrömisch-griechischen Zeit. In diesen aufeinanderfolgenden Weltenmonaten glaubte man Kulturepochen sehen zu können, und unsere, seit dem Jahr 150 v. Chr. begonnene, ist die der Fische, weshalb man Christus das Fischezeichen in den Katakomben gegeben hat. Wir gehen von 1952 ab in den Wassermann, zu dessen Charakteristiken es u. a. gehört, daß die Völkerkriege nicht mehr um Wirtschaftsgüter oder materielle Machterweiterung, sondern um Weltanschauungen und damit wohl auch um Rassefragen geführt werden sollen. Sehen wir doch an der Schwelle dieser alsbald kommenden Epoche heute schon, wie sich solches in der Geistigkeit unserer Tage deutlich ankündigt. Jetzt sind wir in der Übergangsphase, von der Künkel sagt: „Zu einer Zeit, da unser Volkstum noch keineswegs erschöpft ist, wendet sich der Frühlingspunkt einem neuen unbekannten Weltabschnitt zu. Plötzlich zeigt sich, daß aus den alten Namen, den alten Formen und Idealen die Kraft gewichen ist. Tot und starr umstehen uns Ruinen, und die neuen Weltkräfte können ihre Bahn nicht finden. Die alten Glieder müssen ihre Funktion einstellen, ehe die neuen ihre Tätigkeit aufgenommen haben. Es ist ein innerer Kampf auf Leben und Tod,

und jeder, der in die Tiefe zu sehen versteht, wird diesen Kampf im Inneren unserer Kultur wahrnehmen. Aber so gewiß der Frühlingspunkt seine große Reise in erhabener Gleichmäßigkeit fortsetzt, so gewiß wird der neue Weltäon, der im Heraufzug ist, von Menschenalter zu Menschenalter, von Jahr zu Jahr an Gewalt und Gestaltungskraft zunehmen und — ob Staaten und Völker darüber zugrunde gehen — die Menschheit wieder in neue Formen gießen."

Wenn nun auch die mechanistische neuzeitliche Forschung diese ganze Vorstellung des Sternhimmels wie die des Tierkreises als lebendiger Kräftezentren überwunden zu haben glaubt und unendliche leere Räume sieht an Stelle des uralten erfüllten Weltwesens, so ist dies ja nur das Ergebnis einer bestimmten absichtlichen Betrachtungs- und Rechnungsweise ohne inneres Gesicht. Zudem wissen wir über die wesenhafte Qualität des Raumes mit den Denkmitteln, wie wir sie wissenschaftlich anzuwenden bestrebt sind, so wenig wie über den inneren Gehalt der Zeit, abgesehen davon, daß auch unser derzeitiges astronomisches Weltbild mit seinen eigenen Denkmitteln völlig umgestoßen werden kann. Da ist es nun, wie Winkel sagt, bezeichnend, daß die in der Astrologie vermerkten Planetenaspekte auch von der so nüchternen Geophysik als physikalische Wirkungen angesprochen werden, daß somit die astrologische Einteilung, die Häuser, nichts anderes sind als die auch mit neuzeitlichen Wissenschaftsmitteln festgestellten Spannungshöhen erdmagnetischer Art, beispielsweise bei den Übergängen des Mondes. Der Unterschied besteht darin, daß unsere Wissenschaft nur die mechanischen, nur die mechanistisch faßbaren Erscheinungen des Weltgetriebes herausfindet, während der naturwissende Mensch eben die äußeren Erscheinungen als Mantel, Kleid, Umhüllung naturseelenhafter Kräfte und Zusammenhänge erlebt. Und eben nur um dieses als das Wesenhafte, als das Wesentliche, war es ehedem den Völkern zu tun. Wir haben also kosmische Wesensäußerungen, die in gewissen Zyklen ablaufen, und diese Zyklen sind zugleich Ausdruck für seelisch lebendige Inhalte der Zeitläufe.

Aber nicht nur ein Weltenmonat, auch ein ganzes Weltenjahr von etwa 25 000 Jahren ist doch eine sehr kurzfristige Periode im Dasein nicht nur der Erde, sondern auch der vermeintlich spätgeborenen Menschheit. Denn was ist diese Gesamtepoche gegen die vielen Jahrhunderttausende allein, aus denen wir schon mit Bestimmtheit fossile Reste des Menschen kennen? Ist doch die Eiszeit, in der er lebte,

allein nach unsern heutigen Schätzungen 600 000 Jahre lang gewesen. So entgehen wir nicht der Annahme, daß sich die Tierkreisperioden und mit ihnen die Weltenjahre oft schon wiederholten im Leben der Menschheit. Und da kann es nicht anders sein, als daß damit bestimmte Zeitsignaturen der Seele, bestimmte Seelenkomplexe wiederholt auftauchten, wenn gewiß auch nicht identisch, denn nirgends ist die Natur Kopie; wohl aber, daß gewisse Grundhaltungen bei den verschiedensten Stämmen der Menschheit in den großen Zeiträumen mit vielen 25 000 Jahren ähnlich wiederkehrten. In dieser Hinsicht gibt der früher erwähnte sagenhafte Fischemensch uns vielleicht einen Hinweis. Er soll sehr in Wissenschaften bewandert gewesen sein, lehrte die Menschen die Astronomie, nicht Astrologie, und entspricht in dieser Hinsicht dem Fischezeitaltertypus unseres eben ablaufenden Äons. So könnte diese Sage wirklich auf Erinnerungen an eine so frühe Zeit zurückgehen. Und vielleicht gibt uns diese Wiederholung ähnlicher seelisch-geistiger Konstellationen und Strukturen in den aufeinanderfolgenden Großzyklen auch noch eine Erklärung etwa für das Dasein magischer Primitivität in den verschiedenen Großepochen der Menschheitsgeschichte; oder eine Erklärung für das sagenhafte Bestehen ehemaliger großer Kulturen, die lange vor unseren frühgeschichtlichen und dann geschichtlichen Kulturzeiten schon bestanden haben mögen. So erweitert sich der seelen- und geistesgeschichtliche Blick in die Vergangenheit auch von dieser Seite her, nicht nur aus den Sagen selbst, ungeheuer.

Aber dieser Weltkreislauf ist nicht ein einfacher, gewissermaßen linear ablaufender Prozeß; er ist auch nicht nur ein gleichartiger und überall gleich wertbetonter Kreis; sondern er hat selbst in sich sein Oben und Unten, sein Licht und Dunkel, sein Gut und Böse. Die Natur ist in sich polar in bezug auf jene gegensätzlichen Qualitäten. Der Mensch ist es ja auch und erlebt es in sich. Er ist das Abbild des Kosmos, in ihm stellt sich das kosmische Geschehen dar, wie er in diesem. So ist seine Natur wechselnd dem Lichten und Finstern geöffnet; und die Natur ist es selbst, wenn sie mit ihm in lebendiger Beziehung steht. Alles Äußere ist Gleichnis des Inneren.

Fast macht es den Eindruck, als ob dieses Wechselwirken zwischen dem Oben und Unten im Kreislauf selbst vornehmlich dem nordischen Menschen zum Bewußtsein gekommen und zum Erlebnis geworden wäre. Denn er hat ja in der drastischsten Weise auch im Jahreskreislauf das Licht und die Nacht, während der orientalische

und äquatoriale Mensch dies nicht im selben Maße erlebt. So sieht er in der Natur die sich selbst bekämpfenden und doch zum Ganzen sich erfüllenden Kräfte. Das Reich des natürlichen Lebens, sagt Bachofen, ist nicht das des Seins, sondern das des Werdens und Vergehens. Zwei Kräfte beherrschen die Natur, die tellurische Schöpfung, und stehen sich in ewiger Feindschaft gegenüber; sie treffen sich wie zwei Ströme mit der gleichen Gewalt, und doch sind sie miteinander zu unlösbarem Wirken verbunden. In keinem Augenblick kann die aufbauende Kraft ohne die zerstörende bestehen: Tod und Leben in innigster Verschlingung. Die Vollendung des Daseins aber ist die Rückkehr in seinen Anfang. Die Welt ist gewissermaßen das Ei, in dem sich alles zusammenfaßt: es entsteht und trägt in sich die Entfaltung des Ganzen; dieses kommt hervor, aber zuletzt wird wieder alles in der Hülle zusammengefaßt.

Das Naturleben des Menschen ist selbst der Kreislauf durch Tod und Leben, durch das Reich des Bewußten und das Reich des Unbewußten. Der Schlaf und der Traum ist der Bruder des Todes, aber der Tod in seiner ganzen inneren naturseelenhaften Fülle und Wirklichkeit ist der übersinnenhafte Seelenzustand, in den der Mensch nach dem Erlöschen seiner physisch groben Persönlichkeit eingeht. Dieser Ausgleich zwischen Bewußtem und Unbewußtem kann sowohl im „Leben" wie im „Tode" stattfinden, und alles ist Rhythmus und polar geordneter Kreislauf.

Der Kreislauftod des Mythus und des Märchens, soweit dieses den vollen Naturmythus enthält, ist ein anderer als der „ewige Tod", der im ursprünglichen Verleugnen des gottgeschaffenen Menschen liegt als die Urschuld. Denn erst als die paradiesische Natur gebrochen war, da erst trat der Wechselkreislauf ein. Der Mensch ist mit den gesamten Götterwesen in diese endliche, sich umtreibende Natur gebannt, erhält von ihr allein sein Glück und Unglück, erkennt in der Übereinstimmung mit ihr allein sein Gut und Böse, sein Licht und Dunkel. Das ist naturgebundene Zeitwelt, es ist nicht die des ewigen Gotteslichts und der Offenbarung. Hier handelt es sich um die reine Naturbezogenheit des Menschen, des nachparadiesischen Menschenwesens, es handelt sich um die Naturseele hüben und drüben.

Unsere Naturseele wie die Naturseele des Kosmos dauert mitten durch den Kreislauftod hindurch. Darauf beruht das Wissen um das stete, nie erlöschende Leben der Toten selbst. Aber alles Leben ist dämonisch geworden und wendet sich aus dem Dienst vor Gottes

Angesicht. In diesem dämonischen Kreislaufdasein durch Naturtod und Naturleben hindurch muß es sich dämonisch auswirken und in immer größere Gottferne geraten. Der Zyklus läuft so in einer sich erweiternden Spirale ab.

Nach babylonischer, wohl auf älteste sumerische Quellen zurückgehender Weisheit ist der Ausklang jedes Weltenjahres Fluchzeit, der Heldengott stirbt und sinkt in die Unterwelt. Im germanischen Zyklus ist ein Weltenjahr zu Ende, wenn die Sterne wieder ihre Stellungen einnehmen, die sie am Anfang dieser Zeit innehatten. Das Großjahr beginnt mit einer Sintflut und endigt mit einem Sintbrand. Balder der Reine, der gerecht Urteilende, wird den Unholden erliegen, er wird geschlagen werden mit dem Mistelzweig, den Loki aus der Weltenesche brach. Aber Balder wird zurückkehren aus dem dunklen Hause der Hel, und dann wird unbesät der Acker Früchte tragen und alles Böse wird aufhören.

Die Lehre von den Weltaltern und Zyklen muß Gemeingut hochstehenden frühen Menschentums gewesen sein. So gut sie die Sumerer und Babylonier hatten, scheint sie auch ein Urbestandteil des nordischen Volkstums gewesen zu sein. Im Heliand, der doch das Christuswesen so durchaus germanisch empfindet, werden die sechs vergangenen Weltalter beschrieben. Fünf sind dahin, im sechsten ist aus der Kraft Gottes Christus gekommen, der das Reich verkündigte und einstweilen unser Helfer bleibt, bis endlich im siebenten, kommenden Äon die Vollendung und Erlösung sich einstellen wird durch die Ankunft des Herrn und Heilandes. Da wird er in diesem Mittelgarten der Welt die Völker heimsuchen; aber der Vater allein weiß, wann es sein wird.

Jeder Weltmonat hat nach babylonisch-sumerischer Lehre seine Götterpotenz, die in ihm besonders wirksam ist. Marduk ist stets die Gottheit der neu aufsteigenden Zeit, Nabû jene der absteigenden. Marduk besiegt den Drachen und baut die Welt aus dem Chaos auf. Adapa-Marduk ist der „Same" des Menschengeschlechts, der ideale Gottmensch, aus dem die Welten hervorgingen; durch ihn ist alles geworden, er ist der Sohn des höchsten Gottes Ea, und er wird eschatologisch wiederkommen. Und bezeichnend ist, daß die Jungfrau-Mutter Ištar in diesen Kreislauf mit hineingestellt ist. In einem ägyptischen Papyrus aber heißt es vom kommenden Erlöser: er ist ein Hirte der Menschheit, kein Arg ist in seinem Herzen, er sammelt seine Herde. Aber wo ist er jetzt? Seine Kraft ist noch nicht sichtbar.

Wir finden, wie Jeremias sagt, dem wir dies entnehmen, auch im biblischen Gebiet die Errettererwartung im Rahmen der Weltzeitalterlehre, die aber hier durch eine religiöse Neuschöpfung hindurchgegangen ist. An Stelle der pantheistischen Naturreligion ist der Glaube an den persönlichen heiligen Gott getreten. Er schickt den Richter und Retter, richtet durch den eschatologischen König seine Gottesherrschaft auf. Im außerbiblischen Orient handelt es sich um eine Mysterienlehre, die keinerlei sittlich-religiöse Einwirkung auf den Geschichtsverlauf ausgeübt hat. In Israel zieht sich die Erlösererwartung die Geschichte hindurch, erfüllt das gesamte Leben des Volkes mit religiöser Spannung, in der biblischen Religion ist das Ziel und die Erwartung ein bleibendes Königreich Gottes.

Nun sehen wir so, über Äonen sich erstreckend, den Kreislauf der Sonne und Gestirne, und fragen, wohin dieser Gang der Weltenuhr führen soll? Wann hat er begonnen, wie lange wird er weitergehen? Wiederholt er sich endlos? Da steht wieder mythisches Wissen darüber: es ist die Lehre vom großen, umfassenden Gesamtzyklus, vom Atmen des Weltgeistes, des Weltenschöpfers. Schwer zu fassen im einzelnen, begegnet man Spuren dieses Mythus da und dort, bald deutlicher, bald unbestimmter. Das Urwesen war nicht männlich, nicht weiblich; es war noch ungespalten in sich, es barg noch die Schöpferkräfte in sich. Es tat sich auf und teilte sich; da ward Schöpfung. Es trennte sich der dunkle mütterliche Urgrund in der Tiefe vom lichten Vatergott droben im Licht. Oder ein anderes Bild: Der große Vater steht als Mittelpunkt unbewegt da; um ihn kreist, sich entfaltend, im Werden die Welt, das Naturwesen, das von ihm ausging. Gott und Natur, polar auseinandertretend; Gott die Mitte, die Natur der wachsende Umkreis aus den Emanationen, den Strahlungen Gottes. Aber indem sich sein Schöpfertum auswirkt, gelangt es bis an den äußersten Rand seines Wesens, die Natur gelangt in die äußerste Ferne von Gottes Mitte.

Doch der Gott der ruhenden Mitte ist nicht wesensgleich der um ihn ausstrahlenden, sich entfaltenden Schöpfung. Er ist, wie Ziegler sagt, mitnichten nur der Schnittpunkt der von den Gesamtkreisläufen um ihn gezogenen Strahlen. Ihn, den Überräumlichen, Ausdehnungslosen wird man nur als den Jenseitigen finden, er ist „nicht von dieser Welt". Die ist nur der Schleier, das Gewand, sie ist nur Umkreis, nicht Wesensmitte. Der Wesensmittelpunkt ist „ein anderes". Entlang des Umkreises aber führt nie ein Pfad zur Gottes-

mitte. Hier liegt auch das Urteil über den letzten Sinn der Morallehren: sie sind und bleiben Erscheinung in der Peripherie, und eine Annäherung an den Ewig-Einen gibt es von keinem der Bogen des Umkreises aus, weder vom unteren noch vom oberen. Alle wahren Religionen wissen, daß das Böse uns von Gott trennt; aber das Gute stellt keine Einung mit ihm her.

Der Mensch sieht, wie Ziegler sagt, daß dieses Gute und Böse abwegig ist vom jeweiligen Standort im Umkreis, daß es da eine Umwertung der Werte mit den Umläufen gibt. Die Chaldäer sagen, daß Gut und Böse allen Wesen zukomme durch die Bewegungen und Ordnungen der Gestirne, und Philo versteht es als abhängig von den allgemeinen Umdrehungen der Himmel. Das ist, wie Ziegler fortfährt, beileibe kein moderner Relativismus, denn diese Auffassung des heidnischen Menschen vom Gut und Böse beruht nicht auf irgendeiner individuellen Willkür, sondern bedeutet strengste Gebundenheit, Bezogenheit auf den kosmischen Ort. Unerbittlich nimmt der Mensch seinen Platz ein mit den vorrückenden Zeigern der Weltenuhr, von wo aus er des Guten und Bösen ansichtig wird, es aber nicht selber beherrschen oder gar damit zum Gott der Mitte dringen könne. Man brauche sich daher nicht zu wundern, wenn der Mythus stets die Zwiespältigkeit und Zwieschlächtigkeit der Kreislaufgötter verkündige; so des Dionysos Dimetor, des Zwittrigen, Zweimalgeborenen; oder des Hyperboräers Apollon, der sowohl Herr des totbringenden Bogens wie der harmonisierenden Leier ist.

Ist so die Schöpfung und mit ihr alles Menschentum seit urfernen Zeiten auf das Rad des Kreislaufes geflochten, dann erwacht „die Sehnsucht nach der unbewegten Mitte". Unaufhaltsam, sagt Ziegler, fallen die Weltstufen aus der Gottesmitte; unaufhaltsam entfernt sich die Welt von Gott; und dieses entropische Geschehen, was endlich den Weltentod bedeutet, kann durch den Menschen nicht vermieden werden, sein Geist wird ihn nicht aus dem Rad des Kreislaufes lösen. Der Weltengang wird sich erfüllen müssen. Nun aber steht der Weltengang nicht nur in bestimmtem Verhältnis zu den Tierkreiszeichen, sondern enthält auch mit ihnen zyklisch wiederkehrende Gefahren unter den bestimmten Zeichen. Eine solche zeigt uns die germanische Mythologie durch die Bilder von den die Welt bedrohenden Wasserfluten und Feuerbränden aus bestimmten Regionen des Alls. Und so ergibt es sich mit eschatologischer Bedeutung, daß am

Ende des ganzen Weltenäons die „Tiere des Himmels" ausbrechen und die Welt überfluten und verbrennen werden.

Das aber heißt: der unbewegliche Gott der Mitte, der Schöpfer der Welt, wird, wenn die „Zeit erfüllt" ist und sich der innere Sinn des Weltenlaufs offenbart hat, wieder einziehen, was ausgesandt ward. Die Welt strebte zur Gottferne, doch eben dieses Streben ist der Weg, damit Gottes Wesen die Erfahrungen der Schöpfung sammle. Die lebendige Wesenheit der Schöpfung ist geradezu der Träger eines unendlichen Opfers der Liebe zum Schöpfer, denn die Schöpfungswesenheit geht aus der ewigen Einheit mit Gott, damit Gott selbst innerlich seine Größe verwirkliche und erlebe. So konnte ein Swedenborg sagen, das Bestehen der Schöpfung erfordere ein beständiges Liebesopfer der Engel, der ausgesandten, ausgestrahlten Boten Gottes. So strahlt über allem Geschehen, selbst dem gottfernsten, das Antlitz der großen Liebe. Alles ist Leben und Selbsterleben des unergründlichen Gottes. Aber es ist auch ewig neu. Es ist nicht bloß ein in sich geschlossener zyklischer Ablauf, den die Weltenjahre zeigen, sondern es ist ein Spirallauf, bei dem jeder Umgang das Ganze auf eine andere Stufe hebt, vergleichbar dem Bild der Schlange, die sich nicht selbst in den Schwanz beißt, sondern sich nach oben ringelt.

So bleibt, wie keines der platonischen Weltenjahre, auch kein Weltäon innerlich dasselbe, denn es ist immer wachsende, immer sich vertiefende, erweiternde göttliche Schöpferkraft, die in ihnen zur Auswirkung kommt. Es ist die Zeit in ihrem Ablauf nirgends ein Mechanisches, sondern in jeder Sekunde wie in jedem Äon neu inhalterfüllt. Die Wiederkehr der Atemzüge ist stets ein Schöpferisch-Neues. Gott zieht die Schöpfung wieder ein. Es bleibt in ihm die unendliche Liebe, die das Opfer nicht nur fordert, sondern selbst auch gewährt. Es bleibt die mythische Verheißung für die Welt, daß der Gottessohn, das Gotteswort, der Sinn, der Logos, durch den alles geschaffen ist, auch kommen wird, um alles wieder heimzuführen. Er kann es mit übernaturhafter Kraft; aus dem Kreislauf selbst kann es nicht geschehen. Dies ist der Sinn aller Weltzeitalter, damit Erfüllung und in Gott zurückkehrende, Gott bereichernde Schöpfung überhaupt geschehe.

Und so liegt im Wesen der Welt ein ungeheurer Schmerz, der Schmerz und das Leid Gottes. Indem die ewige Gottheit zum Schöpfer ward, mußte sie aus ihrer ewigen Eigenbeschauung, aus ihrer ewigen Seligkeit in sich selbst heraustreten und sich begrenzen. Der Schöpfer

ist selbst der Eingegrenzte, der Leidende, der in seiner Schöpfung Gekreuzigte. Damit sie sein kann, darum widerfährt ihm das unendliche Leid des abgegrenzten, endlichen Seins. Das Wort der Schöpfung, das die Gottheit sprach, schuf alles, durch dasselbe ist alles geworden; aber es ward auch Fleisch und stirbt im Kreuz der Welt. Es geht der Kreislauf um und um, entfernt sich mehr und mehr aus der Gott-Mitte; aber eben, weil der ewige Sohn, das ewige Wort selbst in diese Welt einging, kann sie nun auch von innen her, wenn der Zeitengang erfüllt ist, einmal erlöst und zu dem Gott der Mitte zurückgeführt werden. So liegt über allem geschaffenen Dasein stetig die große Kümmernis, die als die Heilige schmerzvoll vor dem Kreuz des „Gottes im Fleisch" steht; aber über diesem Bild erscheint im Licht von oben der ewige, in sich ruhende Gott, welcher dereinst alles zurückführen wird, bereichert durch das große Leid der Liebe zu allem Geschaffenen.

## *Traum und Hellgesicht*

Indem wir zuvor den Urmythus vom Menschendasein, von der paradiesischen Schöpfung und ihrem Sturz als den urbildhaften Urgrund alles Lebens unverhüllt wie ein Bildsymbol hinstellten, leuchtete er in seiner eigenen Urtümlichkeit auf. Wenn er bei diesem Aufleuchten uns einleuchtete, so haben wir seinen Sinn, sein Wesen, seine innere Wahrheit und Wirklichkeit verstanden; leuchtete er uns nicht ein, so haben wir seine Wahrheit nicht gesehen, ihn also nicht verstanden. Zu erklären im Sinne gewöhnlicher, die Dinge von außen anfassender Wissenschaft gibt es da nichts; so wenig wie im religiösen Erleben. Nun haben wir uns zu fragen, wie wohl die seelisch-geistige Verfassung jener noch unbekannten Frühmenschen war, die einst die mythische Schau hatten und die Mythen selbst schufen.

Wenn wir die Wege erkennen wollen, auf denen mythisch schauende und wissende Menschen in die innere Natursphäre eindrangen, die unserem Wachbewußtsein und Intellekt so völlig unzugänglich ist, so müssen wir uns vor allem über den letzten Rest dieser inneren Schau und dieses inneren Gesichtes, das wir bei uns selbst noch finden, klar werden: das ist der Traum und das Hellgesicht. Die Träume — das muß grundsätzlich festgehalten werden — kommen aus dem Unbewußten, sie kommen aus dem Unterseelischen; sie sind nicht einfach Erinnerungen und Kombinationen aus den Erlebnissen des Tages, sind nicht nur von Leibreizungen verursacht, wenn sich auch natürlich solche Träume, die eben mehr oberflächlicher Art sind, stets einstellen. Solche Tagesreste geben nur das Bildmaterial zu echtem tiefen, aus dem Unterseelischen kommenden Wissen, und der träumende Geist, wenn man so sagen darf, knüpft daran jene tieferen Einblicke, die er aus dem Unbewußten erhält, und die nun in dem reflektierenden Bewußtsein eben als Bilder und Bildkombinationen erscheinen, so wie sich aus der kalten feuchten, unsichtbaren Luft am Fenster die Eisblumen niederschlagen, und das Unsichtbare, das Unbewußte sichtbar machen. Aber was da so kurz gesagt ist, ist unendlich mannigfaltig und hat auch Grade seiner Erscheinung und deren Verursachung.

Nicht in den gewohnten wachbewußten Bildern und Bildkonstruktionen, sagt ein Forscher, tritt die erlebte Umwelt in den Traumzustand ein, sondern in veränderten Formen und Zusammenstellungen. Aber die Bilder verändern ihre Konturen, ihren Ausdruck, gleiten in neue Formen und Situationen hinüber. Im Traum, sagt Ziegler, lassen sich die Bilder also nicht etwa nach der Kategorie Ursache—Wirkung verknüpfen, eine vernünftige Aufeinanderfolge und logische Notwendigkeit entfällt ganz. Mit verblüffender Leichtigkeit kann sich jedes geträumte Bild in ein anderes umgestalten; wenn auch im Augenblick zu vollkommener Anschaulichkeit gedeihend, bleibt jedes Bild doch im Fluß; das Bild ist unbegrifflich und so auch unbegreiflich.

Zunächst sind Bilder, die im Traum aufsteigen, Folge oder die Begleiterscheinungen körperlicher Reize. Das ist eine allbekannte Tatsache und nicht weiter erwähnenswert: etwa das Bild des rennenden Pferdes bei überanstrengten Beinen. Wir haben da ein merkwürdiges Abbild an den Staudenmaierschen Selbstexperimenten, das uns zugleich zeigt, wie sich gewisse Grundbilder oder Archetypen nicht nur passiv beim Träumen gestalten können, sondern sich durch gewisse Selbstübungen wohl auch hervorrufen lassen. Er konnte allmählich durch eine Art yogimäßiger Übungen willentlich die Sinnesäußerungen seines Körpers so in Tätigkeit bringen, daß er wachbewußte Bildeindrücke bekam, die ihm zuerst wie außerhalb seiner Person vorhandene Erscheinungen entgegenkamen. Es war keine Selbsthypnose, sondern bewußtes Tun. Das Gehirn selbst war es, das diese Sinnenbilder hervorrief, indem von dort aus auf die einzelnen Organe gewirkt wurde. Es sind also gewissermaßen aus den Organreizungen sich ergebende wache Traumbilder, für deren Eintreten er den bezeichnenden Ausdruck „magische Erektion" einführte. Er wußte sie aber allmählich von den äußeren Gegebenheiten zu unterscheiden.

Von Irren weiß man es ja, daß sie in ihren Phantasien, soweit sie dieselben auch bildnerisch zu Papier zu bringen verstehen, durchaus mythische und magische Symbole mit hervorbringen, die eben als Archetypen der bildhaften und traumhaften Anschauung im Menschen ruhen und, wenn sie heute hervorkommen, eben mindestens psychopathisch verbrämt sind. Es bietet uns also auch jene merkwürdige, aber doch zugleich psychopathische Erscheinung der Selbstlenkung in Staudenmaiers Experimenten ein Beispiel dafür, wie aus dem eigenen

Menscheninneren Traumbilder, nicht Trauminhalte im tieferen Sinn, geboren werden.

Weiterhin gibt es Träume, und das sind wohl die meisten, worin lediglich Erinnerungsbilder des Tageslebens wiedergebracht werden, wenn auch in anderen Zusammenhängen, sowie mit Verdeckungen, Verschiebungen, Personidentifizierungen, die dem Wachbewußtsein im allgemeinen nicht entsprechen. Dies ist die rein subjektive äußerliche Traumseite, die wir außer Betracht lassen können. Wohl aber gibt es eine andere, zunächst auch subjektive Seite, die zwar auch noch keine Vollerklärung des Traumes ist, uns jedoch schon bedeutend näher an den Bezirk heranführt, dessen Dunkel wir aufhellen müssen, um zu unserem Ziel zu gelangen.

Wenn wir im Wachbewußtsein absichtlich oder unabsichtlich Wünsche und Vorstellungen verdrängen, dann gleiten sie von selbst in unser Unbewußtes und werden sich von dort aus gelegentlich als Träume kundtun; denn der Mensch wird seiner selbst nicht los. Es liegt etwas grausam Zwanghaftes in unsern Träumen, die völlig über das wachbewußte Ich hinweggehen und es im guten oder im bösen zu seinem eigentlichen Wesen zwingen, das unter der persönlichen Bewußtseinsschwelle liegt. Das ist ja auch der Himmel und die Hölle nach unserem äußeren Körpertod; denn dann tritt unser Unbewußtes als nächste Wirklichkeit unseres Ich unerbittlich als Richter vor uns hin. Es kommt aus unserem Innern hervor, was wir wirklich sind und wollen. Man begreift, sagt Poppelbaum, daß es in solchen Träumen kein vernünftig reflektierendes Stehen über der Situation gibt; mit völliger Selbstverständlichkeit fügt man sich in das dem Wachbewußtsein Ungewöhnliche hinein, wenn man beispielsweise im Traum nicht mehr gehen, nur mühsam kriechen und sich schleppen konnte, ohne vom Fleck zu kommen. Man handelt im Traum aus der Situation heraus, ohne sich über sie ein Urteil zu bilden; man ist dem Erlebnis als solchem widerspruchslos ausgeliefert; das Wollen, das man im Traum selber zu haben vermeint, ist blindes Drängen, blindes Müssen, das keine Gründe und Gegengründe kennt wie der wache Verstand. Eben diese zwangsmäßige Traumgebundenheit ist nun gerade, wie Poppelbaum ausführt, der Zustand des untermenschlichen Wesens, des Tieres. Dieses lebt infolge seiner seelischen Beschaffenheit in einer eindeutigen reaktiven Situation, die dem beschriebenen Traumzustand entspricht. Daraus sei der Starrsinn der tierischen Triebhandlungen verständlich. Begreifen könne man dann auch, wie

intensiv das Tier Lust und Qual der unverstandenen Situation miterlebt; bei ihm komme es nie dorthin, wo wahres Urteil und bewußte Entscheidungen fallen. Nach dieser Parallelisierung des Tierzustandes mit einem biologisch bildhaften Träumen des Menschen können wir nun auch den Unterschied des physiologischen, also tiermäßig gebundenen und des tieferen, oberhalb des Tierisch-Seelischen liegenden Traumbezirkes im Menschen weiterhin erfassen.

Der Mensch ist biologisch und physiologisch nichts anderes als das Tier; aber er unterscheidet sich von ihm innerlich im Wesen darin, daß er zugleich einer anderen, freieren Sphäre zugehört und in sie Eintritt findet und von dort höhere Eindrücke empfangen und sie zu verarbeiten vermag. Der Mensch ist mit dem Jenseitigen verbunden und kann es bis zu einem gewissen Grad in sein Bewußtsein bringen; jedoch nicht unmittelbar, sondern in Bildern und Gleichnissen. Diese höheren Eindrücke und Impulse und Offenbarungen müssen in die wachbewußte Sprache unserer raumzeitlichen Welt übersetzt werden. Das Jenseitige kann nur im Gleichnis und im Bild der äußeren Dinge Form und Ausdruck finden; nur so gehen die jenseitigen Offenbarungen in die irdischen und körperlichen Bildmäßigkeiten ein. Wie ein Denker oder Künstler nur durch den Körper, durch das Gehirn, durch seine Hand und seinen Mund die tiefsten, bedeutendsten jenseitigen Dinge sagen kann und damit geistige Welten, seien es verklärte Wirklichkeiten, seien es erschreckende Wirklichkeiten, offenbart und bekundet, so wird durch die physischen Körperfunktionen dem inneren jenseitigen Sinn der Träume nur das anschauliche Bildmaterial unterlegt, es wird ein Gleichnis zur Bewußtmachung geliefert. Wenn daher jedes Traumbild auf eine Erinnerung an das äußere bewußte Tageserleben zurückgeht und diesem entnommen ist, oder wenn solche Bilder von der Reizung der Organe ausgehen, so gilt dies, wie gesagt, eben nur für die äußere Bildhaftigkeit des Traumes; aber es gilt nicht für den innersten und tiefsten metaphysischen Sinn und Gehalt der Träume, nicht für die transzendente Wirklichkeit, die sie vermitteln wollen.

Mag also zum Traumbild alles gehören, was an Organreizbildern und Tageserinnerungen darin leibt und lebt — über das hinaus, über diese bildhaft niedere Sphäre hinaus liegt das höhere Träumen, der höhere Sinn des Traumes, in dem sich ein tieferer jenseitiger Gehalt offenbart. Und solcher Inhalt verlangt nach Deutung; denn jedes Gleichnis will, um verstanden zu werden, von innen her gefaßt, also

gedeutet sein. Traumbilder sind Symbole, die gedeutet werden müssen. Aber auch Mythen sind, wie wir sahen, Symbolbilder, die gedeutet werden müssen. Und so spüren wir die große Verwandtschaft zwischen dem Sinn des Mythus und zwischen der Wirklichkeitsbedeutung der Traumtiefen.

Jung weist, wie schon erwähnt, darauf hin, daß im Unbewußten des Menschen ein bestimmter, ursprünglicher Schatz symbolisch bildhaft erscheinender Dinge steckt, teils in krankhafter Disharmonie, teils auch in guter Ordnung. Diese unbewußte Lebenswelt ist sowohl der Besitz einzelner Menschen wie ganzer Menschengruppen, und dabei von auffallender Gleichartigkeit. Dieser Besitz entspringt nicht etwa individueller Phantasie oder äußerer Erfahrung, in welchem Falle er ja nur ein Intellektualergebnis wäre; er ist nicht zufällig da, sondern ursprünglich im Menschen vorhanden. Dieser unbewußte Umkreis von Symbolen und Symbolhaftem im Unbewußten des Menschen, sagt Jung weiter, stimmt nun merkwürdigerweise überein mit dem Gehalt der alten Mythen, mit den uralten Zeichen der Sternkunde und anderen, in primitiven Kulturen gehandhabten Symbolen, ferner mit Schrift- und Geheimsprachen, die in verschiedenen Erdteilen zu Kult und Zauberei gedient haben, und die alle so merkwürdig miteinander verwandt sind.

Nun ist es in dem von uns verfolgten Zusammenhang von größtem Interesse, daß das große, wahrhaftige und Wahrhaftigkeit fördernde Träumen von jeher besonderen Helden und Königen, besonderen gottbegnadeten Personen zugeschrieben wird, und daß dieses Träumenkönnen geradezu die damit begabten Personen zur Würde von Königen und Herrschern selbst wieder befähigte, auch wenn sie zuvor arme Hirten waren. Wir haben das in dem Alten Testament geschildert, wo der Pharao träumt, und wo sich ein Josef findet unter den Gefangenen, der ihm den Traum entscheidend deutet und so künftighin, weil er das Land vor der Hungersnot bewahrt, selbst notwendig Helfer und Herr des Landes wird. Vom urbabylonischen Herrscher Gilgameš heißt es in dem ihm gewidmeten Epos: Er sah alles und erfuhr alles bis „an des Landes Grenzen", er durchschaute die tiefsten Geheimnisse, Verhülltes sah er, von der Sintflut Vorzeit brachte er Kunde, ging ferne Wege; und zuletzt fuhr er in das Totenreich, um sich das Hellgesicht über den Sinn des Todes bei seinem Ahn zu holen.

Wie solches sich aber abgeschwächt gelegentlich bei uns noch findet,

zeigt folgender, von Jung mitgeteilter Fall. Er kannte einen Bücherexperten, der viele Tage lang einen betrügerischen Bankrott aufzudecken suchte. Er hatte an einem Tag noch bis Mitternacht daran gearbeitet, ohne Lösung, und begab sich zu Bett. Um drei Uhr hörte ihn seine Frau aufstehen und in das Arbeitszimmer gehen; sie sah ihn eifrig Notizen machen, was eine Viertelstunde währte, dann ging er in sein Bett zurück. Am kommenden Morgen wußte er von nichts, begab sich an seine Arbeit und entdeckte seine Notizen, die den Fall klarstellten. Es ist wohl nicht ganz zutreffend, hier zu sagen, es verlaufen dieselben Vorgänge im Unbewußten wie im Bewußten, sondern, wenn der Fall auch weiter gar nicht anzuzweifeln ist, so dürfte doch der wirkliche Sachverhalt der sein, daß die physischen und physiologischen Geschehnisse, in diesem Fall also die Körpertätigkeit, sich nach den im Unbewußten gegebenen und dort tätigen Potenzen gestaltet und in ihrem Ablauf richtet. Denn wenn ich etwa den unbewußten Willen habe, den Arm zu heben, so ist das nicht ein Ablauf, der in meinem Unbewußten als Armheben vor sich geht, sondern das, was im Unbewußten geschieht, hat im körperlichen Armheben seine Manifestation, seinen Ausdruck gefunden. Wir können dem Unbewußten nicht körperliche Vorgänge, auch nicht einmal Bilder zuschreiben, denn eben diese beiden sind das Kennzeichen des in Zeit und Raum sich bewegenden Bewußten.

In diese selbe Kategorie des unbewußten Erlebens und Handelns gehören auch die Schlaf- und Traumtänze, die sowohl bei Primitiven, wie auch gelegentlich noch in unserer Kultursphäre bei Manischen ähnlich beobachtet worden sind. Da kann ein Eingeborener, ein Schamane etwa, nach einer Einschläferung nicht nur stunden-, sondern tagelang tanzen, er führt eben geträumte, sich physisch darstellende Bewegungen aus. Solche Traumtänze werden auch als Orakel angewendet und mit ihnen bestimmte Gegenstände oder Personen in bestimmtem Zusammenhang ausfindig gemacht.

In Babylon gab es eine besondere Tempelkammer, worin der dafür veranlagte Seher, teilweise unter Anwendung schlafberauschender Mittel, seine Wahrträume erlebte. Es ist, wie bei der delphischen Pythia, also ersichtlich ein Eintreten in die somnambule Sphäre, in der aus dem Unbewußten Erkenntnisse gezogen werden; das Ganze ist magische Praktik und heißt Inkubationsorakel. Die Mantiker können Dämonen und Totengeistern begegnen, und die richtige Totenbeschwörung selbst war ja ein Mittel, die Zukunft aufzudecken und

das von außen Undurchsichtige zu enthüllen; die Toten aber gehören der inneren Natursphäre an, worüber wir noch Genaueres hören werden. Es können auch Heilungen von Krankheiten Einzelner oder Mittel zur Vertreibung von Epidemien in ganzen Städten und Volkskörpern auf solche Weise gefunden werden.

Schließlich gehen die Traumgesichte auch mehr in Lappalien über. So ist es bei den neuseeländischen Maori ein gutes Vorzeichen, wenn man im Traum verfolgt wird und entkommt, oder eine Frau umarmt, oder einen Toten lebendig erblickt; ungünstig, wenn man im Traum vor einem Haus mit zwei Türöffnungen steht oder eine Person Schmuck aus Grünstein tragen sieht. Auch diese letzteren, ziemlich belanglosen Dinge zeigen uns immerhin den Zusammenhang der Traumwelt des magisch lebendigen Menschen mit der Wirklichkeit; aber das tiefe große Träumen, das schließlich in die wirklich mythische Sphäre hineinführt, das wir archäischen Menschen zuschreiben müssen, das ist urgründiger als alles, was wir aus der Geschichte erfahren haben.

In dem bekannten Orakel von Delphi wurde eine dazu veranlagte Priesterin über einen berauschende Dämpfe ausströmenden Erdspalt gesetzt, die nun in Trance kam und weissagte. Es ist dies ein Hinübertreten in einen vom grob physischen Körper gelösten, naturseelenhaften, also somnambulen Zustand. Darin waren gewisse einfache hellseherische Möglichkeiten vorhanden, es waren in traumhaft unbewußter Sicht geschehene Übermittlungen, die eben, da sie Träume waren, erst gedeutet werden mußten. Das aber taten die Tempelpriester, also verstandlich geschulte Männer, die diese somnambul erhaltene Mitteilung auswerteten; und erst diese Redigierung ergab den Orakelspruch. Es ist bekannt, daß solche Sprüche oft recht zweideutig, ja nichtssagend ausfielen, was keineswegs, wie die Albernheit meint, Priesterbetrug und Priesterverlegenheit war, sondern eben eine oft nicht mögliche Leistung erforderte. In anderen Fällen waren die Sprüche eindeutig und klar und trafen oft genug zu. Ein Muster der Zweideutigkeit war der Spruch an Krösus: „Wenn der König den Halys überschreitet, wird er ein großes Reich zerstören"; aber das war kein schlechter Scherz, sondern es war durch das Hellgesicht der Pythia immerhin erkannt, daß ein begonnener Krieg gerade diesmal unbedingt mit der Zerstörung eines Reiches, also nicht harmloser verlaufen werde. Krösus wagte es daraufhin, weil er sich für den Stärkeren hielt, und unterlag. Reichlich bekannt ist das ägyptische

Orakelwesen. Und bedenken wir nur, was uns da im Alten Testament alles begegnet. In den isländischen Sagas ist die Fähigkeit des Träumens, des Wahrträumens eine Gabe der Helden und Könige, und niemand gilt als weise, der diese Gabe nicht bis zu einem gewissen brauchbaren Grad besitzt. Ich erinnere weiter an den Propheten, der draußen auf dem Feld vor der Stadt seine Schafe hütet, über den die Offenbarung kommt über das, was dem Volk an Unglück zustoßen wird, und der sich aufmacht und geradewegs vor den König und seine Großen geht und dort infolge seiner magischen Kraft Eingang findet; und ihm alles ins Angesicht ruft, wahrheitsvoll, wie es nachher eintrifft. Ist das geschehen, ist der innere Auftrag erfüllt, so geht er wieder als der einfache stille Mensch hinaus zu seiner Herde zurück. Ich erinnere an Kassandra, die Tochter Priamos', die den Untergang Trojas vor sich sieht, aber nicht gehört wird; ich erinnere an die wahrsagenden Frauen bei unseren Vorvätern.

Darum galt es, die Schauträume aus der gewöhnlichen Bildhaftigkeit heraus zu deuten, und erst diese Deutung, diese Ausdeutung war das Wesenhafte, war der wesentliche Wahrheitsgehalt der Träume selbst, war das Öffnen ihres Untergrundes, war die eigentliche Lebenswirklichkeit darin. Unsere gewöhnliche Welt, sagt Achelis, ist zu vergleichen mit einer topographischen Karte, die wir von einer Landschaft mit allen ihren Wirklichkeiten und ihrem Leben entwerfen; aber so wenig eine Karte die wahre Landschaft ist, so wenig ist unser äußeres Lebensbild die wahre Darstellung, die wahre Wirklichkeit der großen seelischen Landschaft des Unbewußten. Eine wahre Beschreibung und wahre Erkenntnis der Landschaft ist ohne Erschauen ihres tieferen Charakters, ihres eigentlichen Seins nicht möglich; es bleibt sonst beim kartographischen Bild. Was wir aber von der unbewußten Wirklichkeitslandschaft erkennen, geht durch die Sinnen- und Seelenhaftigkeit unseres Leibes.

Von jeher liegt eine unbezwingliche Sehnsucht im Menschen, die Zukunft vorauszuschen. Weshalb aber kann er es nicht? Weil die „Zukunft" gar nicht existiert in dem Sinn, wie die bildhafte Erinnerung an die Vergangenheit oder wie die konkret gegebene Gegenwart. Denn abgesehen von dem erkenntnistheoretischen Problem der Realität von Zeit und Raum, das wir hier keineswegs anzuschneiden gedenken, ist das für uns Zukünftige noch gar nicht gestaltet, sondern liegt als Potenz und als Potenzverkettung im Ganzen des Daseins, der Schöpfung. Soviel und sowenig ein Kind unserer Nachkommen-

schaft schon existiert, ehe es gezeugt ist, aber potentiell dennoch da ist, soviel und sowenig existiert die gestaltete Zukunft. Was wir aber wahrnehmen können, sind ja nur Gestalten und Gestaltungen. Es können somit nur im Unbewußten jene Regionen betreten werden, worin die Potenzen der späteren Zukunftsgestaltung bewahrt sind. Diese unbewußte Region aber kann sich nur traumhaft darstellen, und so ist der Wahrtraum auch potenzmäßig angefüllt mit der Zukunft. Sobald jedoch dieses Wissen bildhaft vom Wachdenker ausgestaltet wird, kann es ebensogut realistisch treffend wie nicht treffend sein; es kommt auf die Fähigkeit zur Deutung an, d. h. auf die Stärke und Tiefe der Sicht in das Unbewußte im Wachsein, und die kann größer oder geringer sein. Der mythische Mensch hatte Zutritt zur Sphäre des Unbewußten und so auch Zukunftsgesichte.

In diesem anderen innerlichen Naturzustand herrscht ein anderes Verhältnis von Zeit und Raum, wie es die echten Märchen uns so traumhaft wahr zeigen, wo Hellgesicht an Hellgesicht sich reiht. Zukunft liegt im gewissen Sinn da wie Gegenwart, und Vergangenheit lebt weiter. Was wir empfinden, wenn wir etwa davon sprechen, daß die Vergangenheit unserer Ahnengeschlechter in uns fortlebt und wirkt, das eben ist ein Gefühl und ein schwacher Blick für jenen inneren Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart, aus dem auch die Zukunft sich notwendig und eindeutig ergibt. Der hellsehende Mensch sieht in der Gegenwart die Zukunft. Während aber dies für uns heute mehr ein geistiges Bewußtsein ist, in der Gegenwart die Zukunft zu sehen, war es für den naturverbundenen Frühmenschen ein naturhaftes, aus dem Wahrtraum fließendes Wissen und Sehen. Wer naturhaft-seelenhaft zum Sinn des Urzustandes dringen kann, weiß aus ihm bedingungsweise auch die naturhafte Zukunft.

Die Seele des Menschen, die vor allem in ihrem unbewußten Teil in innerster Verknüpfung mit dem lebendigen Wesen der Natur, dem Kosmos selbst steht, erhält auf den im Wachbewußtsein ihr unbekannten Wegen Zugang zu den inneren Zusammenhängen — und so geraten auch Tatsachen und Auswirkungen in das Bewußtsein des Träumenden, die in der äußeren raumzeitlichen Welt zukünftig sind, sich aber in der Innensphäre schon ihrem Wesen nach vorfinden. Daher das Wahrträumen und sogar das Zukunftsgesicht als wirkliche große Fähigkeit. Jeder Traum ist ein Wahrtraum, sagt Achelis, und fährt fort: Nach der Lehre der Alten ist der Traum das Mittel, der Weg, auf dem die oberen Mächte mit dem Menschen verkehren. Oder

anders ausgedrückt: Die Welt des Unbewußten steht in einem „hervorbringenden Verhältnis" zur Welt des Bewußten in uns. Träume allein, als innere Wahrträume, verraten, was der Träumende sinnt und ist. Selbst bei äußerer Unschuld mag er, von innen gesehen, schuldig sein, mag metaphysische Schuld tragen, wo seine empirische Person nichts dergleichen verbrochen hat: Träger eines Schicksals. So kann das natursichtige Volk auch den bestrafen, der nur träumt, er nehme seines Nächsten Weib. Träume sind Wahrträume, nicht nach ihrem phänomenalistischen Bild, sondern nach dem, was sie der Kraft der Seele nach verraten und hervorbringen. Sie sind das Bild des lebendigen Verhaltens der inneren Persönlichkeit selbst.

Die Bewußtseinswelt bleibt unsere sinnenhaft erlebte Welt, in ihr leben wir wach und erfassen sie mit unserem Verstand. Die unbewußte Welt aber ist gleich wirklich im wörtlichen Sinn; auch sie drängt nach erlebter Darstellung in unserer Seele und in unserem Geist. Nur müssen wir uns dessen bewußt werden, daß ein Überpersönlich-Jenseitiges vom Einzelmenschen weder ertragen noch ausgesprochen werden kann. Kommt der innere Mensch mit dem innersten Dasein in Berührung, und wallt dieses von innen her an die Grenze des Bewußtseins, so entsteht eine furchtbare Reaktion eben des bewußt Persönlichen; denn nun wird ihm von drüben zugemutet, einen Inhalt aufzunehmen, der für es nach seiner Struktur nicht tragbar ist. So sagt Achelis: Die Erschließung des menschlichen Traumlebens, soweit sie bisher gelungen ist, läßt erkennen, daß das Unbewußte in uns gewissermaßen der große Vorhof ist, auf dem die andere, die übergeordnete Natur sich immerzu zum Vorstoß in die diesseitige, die bewußte sammelt. Das Bewußte aber ist das für uns gerade noch Tragbare. Und wir Menschen zerbrechen nur deshalb nicht daran, weil unser Bewußtseinsgefüge aus dem Untergrund nur das aufnimmt, was eben noch tragbar ist, also aufarbeitbar und einer Lösung fähig. Würde somit jenes einströmen, so wäre es wie ein reißender Fluß, der über die Dämme bricht und diese zerstört. Der metaphysische Inhalt, der Schauer der metaphysischen Gesichte — wir haben es ja im „Faust" beim Erscheinen des Erdgeistes — würde den wachen Geist vernichten, würde ihn mindestens in grenzenlose Ekstase oder Verwirrung versetzen, d. h. der äußere Mensch, wie er ist, würde dem Wahnsinn verfallen oder mindestens für die nüchternen Mitmenschen so erscheinen. Wir wissen es ja, daß übermenschliche, überirdische Gesichte und Erkenntnisse stets derartiges zuwege

brachten; ihre Träger und Verkünder stehen immer da als die Geschlagenen Gottes. Infolgedessen sichert sich das begrenzt Persönliche mit seinem Bewußtsein gegen das Eindringen überwältigender Traumgesichte, wo überwältigend eben heißt: untragbar für das Wachbewußtsein und das natürliche wachbewußte Ich, weil eben der Inhalt, die Substanz überpersönlich und transzendent ist. So ensteht im menschlichen Innern, und sie ist wohl dauernd da, eine Vergitterung, durch welche das Bewußtsein geschützt, und durch welche dieses nur wie ein Sieb das passieren läßt, was seiner Struktur nach ihm tragbar ist.

Es liegt in der Natur des Menschen, sagt eine neue Schriftstellerin, daß mit der Erkenntnis zugleich das Problem des Gegensatzes in unser Bewußtsein tritt. Der Mensch verneint in der Frühzeit seines Lebens diesen Gegensatz und sucht ihn zu vernichten; in der Altersreife sucht er das Gegensätzliche in fruchtbare Spannung zu bringen. Es wird dies teils bewußt, wach und wollend, teils unbewußt und damit wohl auch im Traum geschehen. Aber zuletzt, recht betrachtet, sei ja auch unser bewußtes Denken und Wollen vom Unbewußten her bestimmt; denn unser ganzer Charakter, der einsichtige wie der wollende, ist Spiegelung, ist Ausdruck unseres inneren Wesens. Deshalb sind Träume unter Umständen die Verräter und Anzeiger unseres unbewußten Wesens und Wollens mit seinem Ja und Nein, mit seinem Sehnen und mit seiner Schuld. Und hier bedeutet, wie Heyer sagt, der Traum nicht mehr nur eine persönliche Angelegenheit. Es ist ja bekannt, daß der Primitive, wenn er einen „großen Traum" gehabt hat, verpflichtet ist, ihn dem Medizinmann vorzutragen. Denn in diesen „großen Träumen" ist der Mensch aus dem Einzelbezirk herausgerissen, er blickt in einen Brunnen, in dem er eben nicht mehr bloß sein eigenes Bild und die Gänge seiner Eigenseele sieht.

Der Einzelmensch nun, der einen Wahrtraum hat, sagt Achelis, wird überwältigt, und steht danach so unter dem Bann desselben, daß er nicht davon loskommt. Ohne zu wissen, was es ist, ohne die Bilder deuten zu können, fühlt er dennoch, daß ihm da etwas zufloß, über das er selbst bewußtmäßig, ja vielleicht sittlich gar nicht Herr ist; daß er im Dienst einer höheren, sei es wohltätigen, sei es dämonischen Macht steht. Dies lasse auch erkennen, daß die Welt in der Tiefe ihres Grundes nicht etwa besser ist als die in unserem Bewußtsein gegebene, ja daß sie vielleicht des Üblen noch mehr birgt

als diese. Der Mensch lebt in einer tiefen, unentrinnbaren Polarität seines Wesens, in der gleichen Polarität, wie sie die Schöpfung hat. Träume also, schließt Achelis, sind Wahrträume, insofern sie Metaphysisches durchpassieren lassen, aber eben nur so viel, als es für den denkenden Wachzustand tragbar und verständlich ist. Geht daher einmal ein Traum in tiefere Schichten hinein, so bringt er, falls die bildliche Bewußtwerdung ihm gelingt, innere tiefere Zusammenhänge herauf — und eben das ist im geringsten Maß: mythisches Gesicht.

Aber die unbewußte Welt wird, wie gesagt, nur sehr bedingt von dem Bewußtseinsgefüge unseres Ich durchgelassen; und so kann sie auch nur bedingt in bewußt gewordenen Bildern des Alltags erscheinen. Erzähle ich also einen Wahrtraum und schildere die darin handelnden Personen mit oder ohne meine Miterscheinung, so erzähle ich gewissermaßen einen mich selbst betreffenden Mythus in Bildern, deren Inhalt mindestens in bezug auf mich einen bestimmten jenseitigen Wert hat, auch wenn mir selbst dieser eigentliche Wahrinhalt unbewußt und unverständlich bleibt. Es muß also auch mein persönlicher Traum, um verständlich zu werden, um seine tiefere Wahrheit zu enthüllen, gedeutet werden. Wir sehen hier in der einfachsten und unentwickeltsten Form die Entstehung eines Wahrheitsmythus. So geschieht es unter Umständen, sobald die Sache tiefer geht, daß sogar große und entscheidende Erkenntnisse auf überverstandlichem Weg ganz ungebildeten und vor allem unintellektuellen Menschen zuteil werden können.

Eine Abart des Träumens ist also das Hellgesicht, das sozusagen auch ein Träumen aus dem Wachzustand heraus sein kann, doch es gibt verschiedene Arten und Grade. Das Hellgesicht ist, kurz gesagt, eine Art magischer Verbindung mit Dingen oder Wesen, die sich gelegentlich nicht nur als bloßes Schauen, sondern auch als Einwirkung und Rückwirkung äußern kann. Der Fehler, den man wie beim Orakel, das ja schließlich eben darauf beruht, im allgemeinen mit der Beurteilung des Hellgesichts macht, liegt darin, daß man an seine äußere Unfehlbarkeit glaubt, wenn man einmal den einen und anderen Treffer dabei beobachtet hat. Es ist aber wie mit den Träumen: sie sind bildhaft, und die Bilder als solche in der vom Traum gebotenen Aneinanderreihung geben nicht schlechthin die wahre Wirklichkeit, sondern müssen verstanden und ausgedeutet werden. So geben auch hellsichtige Personen erstaunlich oft die äußere

Wirklichkeit an, die entweder entfernt sich gleichzeitig abspielt, oder noch zukünftig ist; aber ihre Sichtbilder können auch unzutreffend und subjektiv sein. In diesen Zusammenhang gehören, nebenbei bemerkt, auch die vielumstrittenen Erscheinungen der Wünschelrute.

Starke Formen von Hellgesicht werden uns vielfach aus dem Norden, insbesondere aus älterer Zeit berichtet. Da ist in den „Grönländer und Färinger Geschichten" aus der Zeit der Christianisierung der Faröer-Inseln erzählt, daß der von dem Norwegerkönig Olaf dorthin entsandte Missionär Sigmund nach vielem Hin und Her und schweren Kämpfen mit seinen Genossen an einem der kleineren Felseneilande schiffbrüchig wurde und dort von dem Ortssassen Thorgrim ermordet, seines Ringes beraubt und verscharrt wurde. Als später sein einstiger Gegner Thrand von der Hauptinsel nach ihm forschte und zu Thorgrim, dem Mörder, kam, faßte er Verdacht und beschuldigte ihn des Mordes. Als Thorgrim leugnete, ließ Thrand ein Feuer in der Wohnhalle anmachen, ließ vier Holzgitter zu einem Viereck zusammenstellen und zeichnete neun Felder an allen Seiten des Vierecks ein. Er selbst setzte sich auf einen Stuhl inmitten des vergitterten Vierecks und bat, nicht mehr mit ihm zu sprechen. Als er eine Weile dagesessen, kam ein Mann in die Feuerstube herein, ganz durchnäßt, und sie erkannten ihn als den einen der toten Genossen. Thrand saß wieder eine Weile, da kam ein zweiter, streckte seine Hände nach dem Feuer aus, wie der erste; sie erkannten in ihm den anderen Toten. Bald darauf kam ein Dritter, der war groß und blutig und trug sein Haupt in der Hand. Alle erkannten ihn: es war Sigmund. Da stand Thrand auf und sagte: „Jetzt könnt ihr sehen, wie diese Männer umgekommen sind." Und dann fanden sie bei der Durchsuchung des Hauses den Ring des Ermordeten.

In dieser hellsichtig traumhaften Weise, die aber nichts weniger ist als die im Folgenden zu besprechende Natursichtigkeit des Frühmenschen, sondern eine schon spätzeitliche Fähigkeit bei voll entwickeltem Intellekt, die wir bei uns nur noch als das ganz schwache, fast bedeutungslose Hellsehen kennen — in dieser traumhaften Weise werden auch bei Naturvölkern noch Geschehnisse, insbesondere wohl Übeltaten enträtselt. Da gibt es etwa den magischen Tanz, der durchaus dem Dasitzen in der oben gebrachten Erzählung entspricht. Die zu dem hellseherischen Tanz besonders Befähigten strecken dabei wohl die Hände aus, die, wie Ziegler sagt, als eine Art Wünschelrute wirken und die den Traumtänzer in der versammelten, im Kreis her-

umstehenden Menge zu dem Täter hinführen. Das alles zeigt uns, wie der Traum und das Hellgesicht eine Eingangspforte für das Verständnis auch stärkerer einstiger Vergangenheitsschau bilden.

Bei Naturvölkern und Primitiven ist eine magische Gegebenheit vorhanden, worin sich die Kraft eines Menschen sowohl auf Dinge als auch Tiere oder Pflanzen übertragen kann. Es verauswärtigt sich aber diese Kraft auch sonst irgendwie real, und daraus entstehen dann jene eigenartigen, uns vielfach auch aus dem tibetanisch-indischen Kreis berichteten Vorgänge, daß eine Person sich fernwirkend bemerkbar machen könne. Es entstehen auf diese Weise wirkliche oder Scheinmaterialisationen, und selbst wenn es nur Halluzinationen sind, die solcherweise räumlich entfernten Beobachtern zuteil werden, so sind es doch auch als solche Realitäten. Das erklärt auch die immer wieder trotz aller gelehrten Ableugnung im Volke erlebten Erscheinungen von Toten, sei es im Augenblick des Hinscheidens, sei es nachher als unwillkommener Spuk, denn es mögen hier eben auch über den grob physischen Körpertod hinaus bestehende, meinetwegen physiologische Bindungen und Bildungen vorhanden sein, die solches ermöglichen. Der Häretiker und Gnostiker Marcion im 2. Jahrh. n. Chr. deutete so die Erscheinung Jesu Christi nach seinem Tode vor den Jüngern.

Der Mensch, und zwar der Mann, ist nach altgermanischer, vielleicht sogar indogermanischer Vorstellung von einem magischen Wesen, einem zweiten Ich begleitet, das ja in etwas intellektualisierterer Form im Daimonion des Sokrates sich bemerkbar machte. Für den Germanen ist es eine ätherische Frauengestalt, und schon daraus gibt sich zu erkennen, daß dieses Bewußtsein und dieses Wissensgefühl einer inneren Potenz des Männlichen, nämlich der in ihm ruhenden gegenpolaren Weiblichkeit entspricht. Diese ist in ihm nicht physisch verwirklicht, aber ist seelenhaft latent in ihm verborgen.

Daß hier übrigens etwas Urbildliches im Mann als Gesamtmensch vorliegt, zeigt auch der Schöpfungsmythus, wo aus der Seite des Mannes erst das Weib geschaffen wird. Im Mann also liegt die gesamte Urpotenz Mensch, während die Frau das herausgestellte gegenpolare Wesen zu ihm ist; wird uns doch auch im biblischen Mythus geschildert — und auch andere Mythen stellen es so dar —, daß der Mann erst das weibliche Wesen aus sich entließ und dieses daher völlig in ihm ursprungsmäßig enthalten ist, nicht umgekehrt; daher auch die unbedingte naturseelenhafte Abhängigkeit des Weibes. So hat nach germanischem Innenwissen der Mann sein weibliches Begleit-

oder Folgewesen, seine Fylgie. Diese Fylgie kann sich natursomnambul bis zu einem gewissen Grad verselbständigen, und es geschieht, daß sie sich, während der Mensch schläft, heraushebt, den physiologischen Leib verläßt. Dadurch kommt es zu einem gespaltenen Innenbewußtsein; und kehrt sie zurück, so bringt sie ein dem Erwachenden hellsichtig zuteil gewordenes Wissen mit, das man im gewöhnlichen Wachbewußtsein so nicht hätte erlangen können. Wird die Fylgie bei ihrem Außenverweilen irgendwie getötet oder auch gehindert, in den schlafenden physiologischen Körper zurückzukehren, so stirbt auch dieser mit. Vom Frankenkönig Guntram wird erzählt, ein bei ihm Wache haltender Begleiter habe, als der König schlief und sich im Traume unruhig zeigte, bemerkt, wie aus dessen Mund ein kleines tierhaftes Wesen schlüpfte und gegen einen Berg der Umgebung hin verschwand. Als es nach einiger Zeit zurückkehrte, habe der nun erwachende Guntram ihm erzählt, er sei im Traum auf den nahen Berg gestiegen, habe dort einen Schatz aufgespürt; und als man daraufhin nun auf dem Berg alsbald nachgrub, entdeckten sie wirklich den Schatz. Hier verlaufen Traum und Hellgesicht unverkennbar in eines; wie wir ja überhaupt den Wahrtraum als Hellgesicht im Schlaf, das Hellgesicht den Wahrtraum im Wachen bezeichnen können. Es ist nur die Art des physiologischen Körperzustandes dabei verschieden. Wir bemerken auch hier wieder, wie der Vorgang des träumenden Hellsehens selbst nicht unmittelbar, sondern nur in einem Bild geschildert werden kann: das kleine tierhafte Wesen ist das Symbol der hellseherischen Naturseele des traumbegabten Königs.

Wir wiesen schon darauf hin, daß im Unbewußten die Zeit nicht so abläuft, wie in unserer bewußten Welt; mithin kann das Hellgesicht im äußeren Zeitablauf unter Umständen richtig voraussagen; aber es kann sich ebenso oft täuschen, weil die Bilder, die es hat, ebenso wie in den Träumen auch etwas ganz anderes darstellen können, als was die äußere Natur hernach wirklich hervorbringt und darbietet. Ganz ebenso ist es auch mit dem Fernempfinden und Fernwirken, der Telepathie. Wahrheit und Irrtum gehen da fortwährend eng verwoben ineinander. Auch bei der Gedankenübertragung, sagt Tischner, geht etwas von Seele zu Seele hinüber, was das Bewußtwerden beim Empfänger hervorruft. So ist auch das Hellsehen zu verstehen. Wahrnehmungen werden ja nicht nur mit dem Gehirn gemacht und dort unmittelbar bewußt aufgenommen, sondern auch mit dem sympathetischen Nervensystem.

Die Seele als unräumliches Wesen, fährt Tischner fort, hat ein anderes Verhältnis zum Raum, und die physischen Raumvorstellungen reichen zu deren Erklärung nicht aus; die Seele hat ein anderes Verhältnis zum Raum, als es unserem gewöhnlichen, an den physiologischen Körper gebundenen Wachzustand entspricht. Es mache den Eindruck, als ob das Bewußtsein nicht streng gegen die Umgebung abgegrenzt sei, sondern als ob der seelische Bereich in Verbindung mit einem nichtindividuellen oder überindividuellen stehe. Wir müssen aus unserem Oberbewußtsein gewissermaßen hinuntersteigen in tiefere, allmählich unterbewußt-seelische Regionen, die nicht mehr dem Individuum allein angehören; wie eine aus dem Berge herausquellende Wasserader im Dunkeln des Berginnern bald in das alles umgebende und durchtränkende Grundwasser übergeht. Aus diesen tiefsten Schichten ströme dann der dahin geöffneten, das ist der hellsichtigen Seele ein Wissen um Dinge und Zusammenhänge zu, die dem individuellen, zeitlich-räumlich im Wachsinn orientierten Bewußtsein unzugänglich und unbegreiflich sind.

Das gilt auch von der Telepathie und den spärlichen Resten mediumistischer Eigenschaften und Fähigkeiten, die wir heute noch beobachten. Es wird immer noch viel Abweisendes darüber gesagt und mit dem Unverstand des Nichtkennens darüber gemeinhin geurteilt. Es ist an der Zeit, die Scheuklappen abzulegen. Ich will mich auf zwei einwandfreie Autoren beziehen, nachdem ich oben Tischner mit seinen sehr exakten Experimenten aus früheren Jahren schon genannt habe.

Im Bonner Psychologischen Institut hat Bender über außersinnliche Wahrnehmungen an einer normalen Frau Untersuchungen gemacht, sie hatte Sinneswahrnehmungen, die nicht durch die Wachsinne zustande kamen, die aber eindeutig hellseherisch waren. Die von ihr mitgeteilten Gesichte und Erkenntnisse waren, wie an den jederzeit nachprüfbaren Untersuchungen noch festzustellen ist, sowohl in der anschaulichen Formgebung wie in deren Durchgliederung durchaus normalen wachbewußten Aussagen analog. Der Hellsehvorgang selbst dürfte danach auf dem Weg einer „psychischen Zerlegung" sich vollziehen, die Hellsehbilder kommen dabei aus einer unterbewußten seelischen Schicht.

Es scheinen, sagt Jung, der uns unbewußten Seele Eigenschaften zuzukommen, die ein ganz merkwürdiges Licht auf ihr Verhältnis zu Zeit und Raum werfen. Es sind die telepathischen Erscheinungen, die

wohl leichter zu ignorieren als zu erklären sind, und auch die Wissenschaft hat es sich bisher mit der Erklärung recht bequem gemacht. Die raumzeitliche Bewußtseinsbeschränkung, in der wir leben, ist so überwältigend stark, daß jede Durchbrechung dieser fundamentalen Tatsache ein höchst bedeutsames Ereignis ist. Denn damit wäre ja erwiesen, daß jener Zustand nicht unaufhebbar ist, daß er von unserer Psyche durchbrochen werden kann, weil sie eben selbst die wesentliche Eigenschaft der Raumzeitlosigkeit hat. Und das ist eine so unabsehbare folgenwichtige Möglichkeit, daß ihre Aufhellung den Forscher zur größten Anstrengung anspornen sollte. Unsere gegenwärtige Bewußtseinslage ist aber dermaßen rückständig, daß es uns noch am Rüstzeug fehlt, um die Tatsachen der Telepathie genügend auszuwerten. Wer auch nur über einige Kenntnisse des schon gesicherten parapsychologischen Beweismaterials verfügt, weiß, daß die telepathischen Erscheinungen unbezweifelbare Tatsachen sind. Es gibt wirklich Wahrnehmungen, die vor sich gehen, als ob es keinen Raum, als ob es keine Zeit gäbe. Man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß es nun keinen Raum und keine Zeit gäbe, denn diese sind für uns anschauliche Gewißheit; aber gerade wegen dieser Gewißheit hat der Verstand nun die größte Mühe, die Eigenart der telepathischen Erscheinungen zu fassen. Aber daß unser Anschauungsvermögen ganz und gar außerstande ist, eine raum-zeitlose Seinsform vorzustellen, heißt ja keineswegs, daß sie nicht existiert. Und der Zweifel an der unbedingten Gültigkeit unseres Raum-Zeiterlebens ist auf Grund der vorhandenen Erfahrung einfach geboten. Die Möglichkeit, daß die Psyche eine raum-zeitlose Daseinsform berühre, ist ein ernsthaft zu nehmendes wissenschaftliches Problem. Die Idee wie die Zweifel der theoretischen Physik unserer Tage müssen uns vorsichtig stimmen mit unseren hergebrachten Vorstellungen von Raum und Zeit. Das Wesen der Psyche reicht wohl in Dunkelheiten weit jenseits unseres Verstandeslebens. Die Seele enthält so viel Rätsel wie die Welt mit ihren Sternensystemen, vor deren Anblick nur ein phantasieloser Geist sein Ungenügen sich nicht zugestehen wird. Bei dieser Unsicherheit menschlicher Auffassung ist aufklärerisches Getue nicht nur lächerlich, sondern auch betrüblich geistlos. Und wer aus den Bedürfnissen seines innersten Gemütes oder aus der Übereinstimmung mit uralten Weisheitslehren oder aus den Tatsachen einer Telepathie den Schluß zieht, daß die Psyche zutiefst einer raum-zeitlosen Daseinsform zugehört, dem darf der wissenschaftliche Verstand höchstens ein „Non liquet"

entgegensetzen; und überdies würde er mit einer uralten und allgemein verbreiteten Neigung der menschlichen Seele selbst übereinstimmen.

## *Gattungsgedächtnis und Innenschau*

Denken wir uns einmal ein urtümliches Menschenwesen, dessen gewöhnlicher Verstand oder Intellekt zwar nicht für die Voraussicht kommender Dinge eingerichtet ist, das dagegen einen naturhaft sicheren Instinkt für die Zusammenhänge des alltäglichen Lebens hat und diese alltäglichen Dinge mit vorausgehenden, aber auch in der Entwicklung mit zukünftigen verbunden schaut. Der Intellekt habe bei ihm noch nicht die ausschließliche Aufgabe wie bei uns späteren Menschen, zu berechnen, vorzusorgen, zu planen, sondern dient ihm lediglich dazu, das, was es auf einem instinktmäßig hellseherischen Weg gewinnt und erkennt, in das praktische äußere Leben umzusetzen.

Wir neueren Menschen machen alles mit dem Intellekt. Er, der nur Werkzeug sein sollte, wird für uns Mittel, um das Wesen der Dinge selbst ergründen zu wollen. Deshalb gelingt es uns nicht; wir kennen keinen wahren Zusammenhang der Dinge und Ereignisse, weil wir mit einem dafür nicht geschaffenen Mittel sie fassen wollen. Der ursprüngliche Mensch aber hatte jene Tiefensicht noch voll zur Verfügung, die bei uns Späteren allenfalls nur noch in die Traumwelt verdrängt ist und kaum mehr unter dem Netz und der Decke des Intellektes durchzubrechen vermag. Ein Menschenwesen ursprünglicher Art würde also nichts berechnen, sondern wäre innerlich-traumhaft hellsehend. Es weiß also im einfachsten Fall etwa, wann ein Gewitter kommt, nicht weil es die Wolken betrachtet oder es „an den Nerven" spürt, sondern weil es von innen her fühlt, vorausträumt; es weiß, wann ein Freund oder Feind seine Hütte betritt oder die Fischer seines Dorfes in einem Sturm umgekommen sind; oder wo ein Tier im Urwald aufzuspüren und zu erlegen ist. Ein solches Menschenwesen würde uns stetig Dinge berichten und schildern, es würde auch stetig bei sich Gefühle tragen und sie in anderen erwecken, wie es uns etwa die echten Märchen zuweilen zeigen. Würde ein solches Menschenwesen nun infolge einer durchdringenden Hellsichtigkeit die ganze seelenhafte Herrlichkeit oder Schrecklichkeit, die liebliche oder die fürchterliche dämonische Urgewalt in der Schöpfung schauen und

in sich erschüttert erleben — nicht wie wir Intellektualmenschen so von außen her, sondern eben mit aufgeschlossenem innerem Sinn — und würde es diese Größe und Herrlichkeit und Furchtbarkeit in überwältigenden Bildern und Gleichnissen uns offenbaren — so hätten wir in ihm den uns so unverständlichen und so sehr gesuchten Erdichter der Mythen vor uns. Soweit Mythen und auch Märchen echt, kernhaft und naturhaft sind, soweit sie die Naturseele, ihr Weben und Wirken, also die Göttergewalten darstellen, müssen sie auch von solchen Menschen erschaut und erlebt worden sein.

Die Erscheinungen des Lebens, wie sie vor uns stehen, insbesondere unsere eigene Daseinserscheinung, haben stets die Doppelform Leib und Seele; beide durchdringen sich, beide stehen in Wechselwirkung, beide sind eine innere Einheit, nach außen aber Gegenpole. Das Wort Seele wird vieldeutig gebraucht, und darum gibt es darüber viele Mißverständnisse. Unser physischer, sinnenhaft erlebter Körper hat seine biologische Körperseele, die wirkt und schafft alle die wunderbaren Zusammenhänge und Gestaltungen, die wir als naturgegeben an uns erfahren, als sinnlich-seelenhafte Geschehnisse. Jene Körperseele erfährt auch vom Körper her ihr Wohlsein und Leid, und ihr eigenes Leiden wirkt auf die Gesundheit des Körpers; d. h. sie sind Einheit, sind wie Innenseite und Außenseite; dies freilich unräumlich gemeint. Das ist das rein Naturhafte an uns, wie an jedem Tier. Dieser Körper mitsamt seiner Körperseele, die unsere irdische Person — nicht Persönlichkeit — bedeutet, unterliegt als individuelles Dasein dem Tode, der Auflösung. Oder vielleicht besser und lebensvoller gesagt: sie gehen wieder unpersönlich ein in die innere Gattungsseele, in die physisch-metaphysische Rassenseele, aus der jedes Einzelindividuum kommt, wie jedes Tier, jede Pflanze aus ihrer Artseele kommen.

Diese Naturseele ist es, die dem magischen Heiden allein als seine innere Wesenheit zum Bewußtsein kommt, die er anruft und die ihn anspricht. So wenn in einem babylonischen Zauberbericht der von der Hexe Verfolgte ausruft: „Es schrie mein Gott und meine Göttin in meinem Leibe." Das ist die Seele, eben die der Natur im Menschen, die da sich lebendig bezeigt. Aus der Naturseele gestalten sich die einzelnen Arten des Pflanzen- und Tierreiches, es gestalten sich ebenso daraus die vergänglichen Individuen. Sie ist es, die als „Gattungsseele" die Potenzen des Individuums, die ausschließlich ihre eigenen waren, wieder in sich nimmt, wenn dieses erlischt. Sie ist es, die in

der „Keimbahn" von Generation zu Generation weitergeleitet wird und fortzeugend gebiert. Sie ist die übergeordnete Potenz, die naturhafte Ganzheit, aus der die Stämme und Völker werden und in die hinein sie wieder vergehen. Sie ist das zeitliche Ursprungsbecken aller endlichen Menschheitsgebilde, aller Einzelwesen wie Gemeinschaften, und sie ist auch das große Aufnahmebecken für alles, was durch die Lebensbetätigungen, die Lebensgestaltungen und Lebenserfahrungen in diesen zeitlichen Gliedern gewonnen und mit deren Tod zurückgeleitet wird.

Aus dieser Auffassung der Naturseele verstehen wir die erbmäßige Wiederholung der Generationen; wir verstehen daraus die immer wieder sich erneuernden, verschiedenartigen und doch im inneren Grundzug einheitlichen Individuen; wir verstehen daraus auch, wie sich die Gattungsseele erweitert, vertieft und in ihren Äußerungen abändert, indem sie aus den zeitlichen und geschichtlichen Erfahrungen der von ihr herausgestellten Wesen immer wieder Zufluß von „Erkenntnis" bekommt, es im Gattungsgedächtnis bewahrt, verarbeitet und so ihre Äußerungen je nach den Zeitläufen auch verändert. Nicht die erworbenen Eigenschaften, weder seelische noch körperliche, werden als solche vererbt; sondern vererbt wird die Erfahrung, welche in die Gattungsseele zurückfließt und dort nun aus der inneren Ganzheit sich zu Neugestaltungen in der Außenwelt wieder verdichtet.

Die materialistische Forschung, besonders der letzten hundert Jahre, hat grundsätzlich nichts von der Naturseele wissen wollen; sie hat nur den stoffhaften Körper als solchen gesehen und untersucht; sie dachte nicht mehr daran, daß das Körperhafte, von innen gesehen, der Ausdruck, das lebendige Symbol für die seelische Innenwelt selber ist. Jetzt aber wird uns diese Naturseele wieder mehr und mehr lebendig. Wir sprechen heute wieder ganz selbstverständlich von Volksseele, von Rassenseele, woraus der physiologische Körper des Menschen wird; aus ihr gestalten sich von der Reihe der Ahnen her die Generationen der aufeinanderfolgenden Geschlechter. Sie bedeutet im tiefsten und echtesten Sinn die Lebensbeziehung des Menschen zu „Blut und Boden", welche Worte ja auch durchaus ein lebendiges Symbol für unser naturseelenhaft verankertes Dasein sind.

Die rein körperliche Seite des lebendig wirkenden und immer wieder die kommenden Generationen hervorbringenden Gattungsgedächtnisses kennen wir in seinem körperlichen Symbol; dieses nennt die

Physiologie die „Keimbahn". In jedem Einzelwesen einer Art, Mensch wie Tier und Pflanze, wird die physiologische Keimbahn — als solche durchaus selbständig von den ersten Zellteilungen her — von den Ahnen zu den Nachkommen weitergegeben; in ihr liegen die realen Potenzen der Erbmasse, und diese bleibt dieselbe in allen Generationen. So liegt in jedem Einzelwesen die ganze Artpotenz, das ganze Artbild, doch zugleich ist jedes nur ein begrenzter Ausdruck der ganzen in ihm liegenden Art. Jedes verwirklicht in seinem Leben nur einen Ausschnitt, nur eine bestimmte Kombination der Erbmasse bzw. ihrer Teilbezirke, der Erbeigenschaften; die übrigen bleiben in Ruhe oder kommen abwechselnd und nacheinander in verschiedenen Lebensabschnitten oder unter neuartigen Umweltsbedingungen zur Ausgestaltung. Infolgedessen ruhen in jedem Einzelwesen, auch ohne daß es zunächst an ihm sichtbar oder spürbar würde, auch noch andere Lebens- und Gestaltungskräfte körperlicher wie seelischer Art, die unter Umständen von selbst aufbrechen oder, absichtlich geweckt, sich mehr oder weniger zur Verwirklichung bringen lassen.

Es ist Reichtum aus Ahnenerbe, Gutes und Erwünschtes, Schlimmes und Unerwünschtes. Das erscheint dem Bewußtsein in Wunsch- oder Schreckbildern, es sind die Dämonen und Engel in der eigenen Brust. Goethe, der uns so deutlich den inneren mephistophelischen Begleiter des ringenden Menschen malte, sagt einmal von sich selbst, er habe eine Zeit gehabt, wo er sich jeder Untat fähig gefühlt habe. Der Mensch wird seiner selbst nicht los, im Guten wie im Schlimmen, in seiner Brust ruhen seines Schicksals Sterne. Hierin, und nur hierin, liegen die großen und segensreichen Möglichkeiten jeglicher geordneter Selbsterziehung, Selbstüberwindung, jedes vernünftigen Yogitumes: der einzelne Mensch kann aus sich selbst die latenten Fähigkeiten der gesamten Ahnenbahn mehr oder weniger in Bewegung setzen. Das ist eine ungeheure sittliche Verantwortung und ist die Bedeutung jeder echten und sittlich hochstehenden Schulung. So läuft die Keimbahn sozusagen selbständig durch die Generationen. Und wie sie Trägerin der körperlichen Vererbung, der Erbmasse, der Gestalt und des Typus ist, so ist sie damit eben auch Trägerin des natürlich seelenmäßigen Wesens der Generationen.

Über dem allem aber, über der Natur- und Gattungsseele mit ihrer physiologischen Keimbahn, steht das reine zeitlose Urbild Mensch, der Gottesodem, die ewige Seele. Dieses Urbild Mensch, der paradiesische

Mensch, ist das Du zu Gott dem Schöpfer, und ist sein Ebenbild, nicht nur seine Kreatur wie die übrige Schöpfung. Während aus der Naturseele die zeitlichen Einzelpersonen und erweitert die Völkerpersonen kommen, gerade wie bei den Arten und Gattungen der Tiere und Pflanzen, stellt die ewige Seele oder das Urbild die Persönlichkeit dar. Person ist die Maske, wörtlich, in der sich die ewige Seele verhüllt; Persönlichkeit dagegen ist der enthüllende Ausdruck des Gottmenschen. Darum hat das Tier zwar individuelle Person, aber nicht Persönlichkeit, denn in der Persönlichkeit ruht die volle sittliche Verantwortung vor Gott, dem Ewigen. Darum hat auch nur der Mensch Religion.

Alle drei Wesenszonen: Körper, Naturseele und Gottesodem zeigen sich in der seelengeschichtlichen Wirklichkeit miteinander verbunden; die eine wirkt auf die andere ein, von innen nach außen und von außen nach innen. Natur und Odem: das Ganze ist verwirklichter Gottesgeist, aber aus zwei verschiedenen Offenbarungsseiten von Gottes Wesen: Natur, Naturseele und ihr Körper ist Ausdruck des Schöpfergeistes; insofern ist für die reine Naturbetrachtung Gott Geist schlechthin. Aber der Gottesodem im Menschen, seine ewige Seele — für die ist Gott Vater, ist Inhalt des ganzen persönlichen Du der ewigen Liebe. Auch der Intellekt als der endliche, zeitlich bedingte und nur in Zeitformen denkende Verstand ist Geist, er ist unpersönlicher Geist, sofern er an sich wirkt. Er ist ein Ergebnis der Entfaltung des Menschen in seiner erdgeschichtlich zeitlichen Wirklichkeit. Nur so gebrauchen wir diesen Ausdruck. Der höhere, der gottschauende, nicht götterschauende Sinn in uns entspricht der ewigen Seele, dem Odem Gottes. Dieser ewige höhere Sinn, der Gottesodem als das eigentliche urgründige Wesen des Menschen, der auch im Evangelium allein angesprochen ist, sollte der inneren Bestimmung nach sowohl die Naturseele wie den Körper, wie den Verstand des Menschen durchdringen und beherrschen. Daß er es nicht mehr kann, ist das Wesenskennzeichen des gebrochenen Paradieses.

Die von der ewigen Seele überbaute endliche Naturseele, diese Entelechie des Menschen, die ja durch die Jahrtausende und Jahrhunderttausende in treuer Beständigkeit auch die Körperform immer wieder schafft, was gewissermaßen nichts anderes als eine stete Wiederholung gedächtnishafter Art ist — dieses Gattungsgedächtnis, diese Entelechie, diese Gattungsseele ist somit das große Becken, worin sich das Erleben der Menschheit gesammelt hat. Dem Individuum

als solchem ist sie natürlich unbewußt, sie geht weit über dessen Daseinskreis hinaus; aber der seherische Mensch kann in diese Welt seines Unbewußten eindringen, und findet dort, wie in uralten Sybillinischen Büchern aufgezeichnet, was er, traumbeladen erwacht, danach traumdeutend, als Mythus und sagenhafte Urgeschichte von Generation zu Generation aussprechen und weitergeben kann. Die Gattungsseele, die Rassenseele, die Volksseele als naturgegebene kosmische Gestalt steht in innerer Verbindung mit der allgemeinen Naturseele, von der sie nur Teil ist — wie etwa ein Arm lebendiger Teil des ganzen Körpers ist und daher an allen inneren Körpervorgängen irgendwie Anteil hat, sozusagen von ihnen unbewußt erfährt.

Es ist naturgeschichtlich wie seelisch-geistig eine grundverkehrte materialistische Vorstellung, daß ein natürliches Volk ein Konglomerat von vielen Einzelindividuen sei. Nie ist etwas Naturhaftes zusammengesetzt, sondern das Ganze ist stets und unbedingt überzeitlich vor dem Einzelnen da, und das Einzelne lebt nur aus der metaphysischen Lebendigkeit der gesamten Gattungsseele. Es ist das, was Jung das „kollektive Unbewußte" nennt. Und dieses kollektive Unbewußte, diese Gattungsseele wurzelt in der Urvergangenheit und ist doch immerzu gegenwärtig. Sie ist überzeitlich in bezug auf die vergänglichen Individuen und steht mit der Naturseele in innerer Entsprechung.

So werden mythisch die Götter gesichtet. Die ewig unbegreifliche Gottheit nicht mehr gekannt und erlebt, wird in ihren naturhaften Ausstrahlungen gesehen, und nur diese treten in das Menschenbewußtsein ein. Aber nicht begrifflich, sondern aus dem inneren lebendigen Schauen des natursichtigen Menschen: lebendige Ausgliederung der Gottheit in ihren natur- und seelenhaften Potenzen. Darin drückt sich die innere Verbundenheit des Menschen zum Kosmos aus. Der Kosmos ist innere lebendige Gegebenheit; was in ihm sich darstellt, liegt potenzmäßig auch im Menschen, in seinem Geist wie in seiner Seele und seinem Körpertum. Dem Menschen manifestieren sich die schöpferischen Gewalten der kosmischen naturseelenmäßigen Wirklichkeit, die Götter; es sind innere Entsprechungen da.

Der Mensch und seine Gattungsseele sind aber nicht erst von heute; sondern der Mensch ist, metaphysisch gesehen, uranfänglich, wie alle lebendige Schöpfung. In der Sprache der Religion ausgedrückt: als Gott die Welt schuf, schuf er den Menschen als Höchstes zuinnerst

mit. Dringt daher das innere Gesicht des Menschen so tief in die Natur und ihr Seelenwesen ein, daß sich ihm tiefere Zonen erschließen, so werden in diesem Innengesicht unter Umständen Bilder lebendig, die ihm das Wissen um die Urvergangenheit traumhaft aus der eigenen Gattungsseele zuführen. Von dieser Art Traum sagt Ziegler, daß er aus einem allgemeinen Innenbehälter schöpfe, der dem einzelnen Individuum übergeordnet ist. Ein Traum greift nicht nur in den subjektiven Kindheits- und Wunschzustand zurück, sondern in eine tiefere, allgemeinere Seelenschicht, worin sich die Erlebnisse von Sippe, Stamm, Völkerschaft, ja schlechthin Menschheit als Erbinneres befinden.

Der mythenhaft erlebende, traumhaft sehende, der natursichtige Urmensch hatte eine Umwelt, hatte einen Kosmos um sich, der innerlich seine Geschlossenheit, seinen Wesensmittelpunkt hatte, nicht ein nach allen Seiten sinnlos zerflatterndes Weltall, wie es die rationalistische und mechanistische Astronomie der letzten Zeitepoche uns darstellt. Der Urmensch stand in lebendiger Wechselwirkung und Verbindung mit der Welt, dem Kosmos, weil er selbst seelisch in dessen metaphysischem Mittelpunkt stand. Das Wesentliche aber ist, daß er das unbedingt Lebendige in allen Dingen und Erscheinungen wahrhaft erkannte. Ihm prägten sich alle Naturerscheinungen als lebendigseelenhafte ein, er sah sie und erlebte sie natursomnambul unmittelbar als Wesenheiten, nicht als Mechanismen wie wir, die wir sogar das Lebendige noch mechanistisch begreifen wollen. Lebendig sahen sie die Natur und ihre Bezirke, herrlich und schrecklich.

So sammelte die Gattungsseele ihre Erfahrungen im Unbewußten, in jener raum-zeitlich übergeordneten seelischen Natursphäre, und gab sie zurück, was nun bei dazu begabten, insbesondere natursichtig veranlagten Wesen ein unerschöpflicher Quell der Erkenntnis wurde, aber auch ein treuer Bewahrer des wirklichen Erfahrungsgutes der ganzen Gruppe, ja ganzer Völker und Rassen sein mußte. Entsprechend, aber in ungleich tieferem Grade, ist so das Gattungsgedächtnis dem naturverbundenen ursprünglichen Menschen offen gestanden. Mythisch erlebende, Wahrträume schauende Menschen lebten und schauten aus ihrer Gattungsseele auf das Dasein. Daraus mögen wahre Seher und Dichter, was ehedem dasselbe war, die mythischen Gesichte erhalten haben. Denn Dichtung war mythische Wahrheit, war innere Geschichte. Sie waren von den Götterkräften geführt und bestimmt, und kraft der inneren Gewalt, die von ihnen

ausging, die aus ihnen sprach, waren sie selbst hingerissen; so des Gottes voll, daß auch die, die ihnen zuhörten, von derselben innern Gewalt ergriffen und mitgerissen wurden. So mag man verstehen, wie der sagenhafte Spielmann und Sänger die Helden und Heere in die Begeisterung und die Wut des Kampfes, in Sieg und Tod hineinführen konnte und wie man tatsächlich an die Front eines Heerhaufens den ekstatischen Sänger stellte. Aus solchen Zusammenhängen heraus mag also das mythische Dichten und Sagen, mag das ganz und gar wirklichkeitsträchtige Bilderwissen um seelische, physische, gegenwärtige wie vorweltliche Dinge geflossen sein; Ungetüme, Riesen, Drachen und Lindwürmer, Sintfluten und Himmelsvorgänge und -katastrophen, endlich auch Frühzustände der Menschheit selbst. Infolgedessen brachten sie sowohl über das noch sinnenhaft vor ihnen Stehende, wie über das Weben der anderen Sphäre immerzu Erkenntnisse und Mitteilungen hervor, die für unser jetziges Empfinden nur noch phantastisch sind.

Das Menschenwesen ist sozusagen der Spiegel des gesamten Wesens der Schöpfung, in den alle Strahlen, alle Radien zusammenlaufen. Im Menschen ist der Kosmos zu seinem Bewußtsein gelangt. Der Mensch ist das Organ, durch das der gesamte lebendige Kosmos Bewußtsein von sich selbst, von seinem Wesen erlangt. Und eben deshalb steht, von innen her, der Mensch im inneren Mittelpunkt des Kosmos. Der Mensch ist Sinn und Krone der Schöpfung, wie wir es uns bei der Erzählung des Paradiesmythus vergegenwärtigen konnten. Man darf sich nicht irre machen lassen in dem Begriff, daß das Menschenwesen der innere Mittelpunkt des Kosmos sei, und dabei an die gewöhnliche Naturforschung denken, die uns lehrt, daß das räumliche Weltall unendlich weit sei, die Erde darin nur ein kleines Stäubchen. Räumliche Größe und räumliche Kleinheit ist da gar nicht entscheidend, denn das sind Begriffe, die nur dem äußerlich rechnenden, messenden, zählenden Intellekt zukommen. Abgesehen von dieser sehr anfechtbaren neuzeitlichen astronomischen Weltauffassung und Welterrechnung, ist Raum und Zeit in den wachbewußten Dimensionen und Abläufen in keiner Weise zugleich jenes Sein, das der inneren Lebendigkeit der Natur entspricht, um die es sich bei unserer Frage allein handelt. Es ist demgegenüber ganz gleichgültig, in welchem Raumpunkt und in welchem Zeitpunkt und Zeitablauf der erkennende Mensch steht. Umgekehrt kennen wir nur ein einziges Bewußtsein im Kosmos und vom Kosmos: eben das des Menschen.

Wenn das Menschenwesen ein Teil, und zwar ein lebendiges Teil des gesamten Weltgeschehens ist, so muß in einem durch und durch lebendigen Kosmos auch der innere Zusammenhang des Menschen mit der Gesamtnatur ihm unbewußt, unter Umständen auch bewußt, gegeben und fühlbar sein. Was könnte denn überhaupt anderes gefühlt werden, wo es doch naturhaft gar nichts anderes gibt, als eben den Kosmos? Und so ist jedes mögliche Wissen, vor allem jedes wahre Erkennen der Natur anthropozentrisch. Es gibt für jene Frühzeit nicht die Fiktion einer vermeintlich objektiven Welt und es gibt keine vermeintlich objektive Wissenschaft, an der sie gemessen werden könnte; sondern es gibt nur in einem ganz lebendigen Sinn eine anthropozentrische Welt, eine Welt, in deren Kern der Mensch, das Menschenwesen selbst steht und wurzelt.

So ist das Menscheninnere jene Fläche und jene Daseinsform des Gesamtkosmos, auf der dieser innerlich lebendig zu seinem eigenen Bewußtwerden kommen kann. Es müssen also die Mythen Erkenntnisse sein von Menschen, die gelebt haben, ehe der Intellekt in unserem Sinn alleinherrschend war; und sie müssen zu der inneren traumhaften Wirklichkeit leichteren Zutritt gehabt haben als die späteren intellektstarken Menschen sie hatten, ehe das innere lebendige, mit der Naturseele in voller Wechselwirkung stehende Traumgesicht erloschen war. Und das kann, soweit wir vom Menschen wissen, gar nicht in den historischen und gewöhnlichen prähistorischen Zeiten gewesen sein, sondern muß, wenn überhaupt, in einer sehr frühen Urzeit gewesen sein. Im Mikrokosmos Mensch ist der Makrokosmos abgebildet, und in diesem Kosmos ist der Mensch Wesensmittelpunkt. Das ist zugleich urältestes Wissen, und zwar mythisches Wissen. Und weil der Mensch von innen her mit der Schöpfung lebendige Einheit ist und in Wechselwirkung mit ihr steht, so mußte in den naturverbundenen, in die Tiefe des Gattungsgedächtnisses und damit in die gesamte Naturseele eindringenden Menschen alles Geschehen in der Welt, alle gewesenen und seienden Dinge sich spiegeln, d. h. sie mußten aus dem Unbewußten wahrtraumhaft sichtbar werden.

So kann es verständlich werden, woher und wieso die Menschheit in ihren uralten Mythen und mythenhaften Sagen ein Wissen auch um ihre eigene Urvergangenheit und um die ehemaligen Naturzustände, in denen sie lebte, besitzt. Denn der Mensch hat in sich sein höheres Gattungsgedächtnis, das weit über den Horizont der einzelnen wachbewußten Generationen, ja weit über alles Volks- und

Rassetum hinausgeht. Was einmal eine sagenhafte, andersartig organisierte Frühmenschheit erlebte, prägte sich dem unbewußten Gattungsgedächtnis ein. Und in diesem schlummert somit das gebundene Wissen um die Urvergangenheit auch der Menschheit. Damit aber ist die Möglichkeit gegeben, daß das nach innen gekehrte hellsichtige oder natursichtige Schauen und Träumen Vergangenheitszustände aus diesem Gattungsgedächtnis hervorholt, die dann als große Gesichte aus der Innenschau des Menschen selbst erzählten, was und wie es mit ihrem Uranfang war. Und so konnte es sein, daß urgeschichtliches Natur- und Menschendasein überliefert war, ohne daß äußeres Wort, äußere Schrift irgendwie in jener frühen Urzeit existierte. Denn in diesem großen Gattungsgedächtnis ist nichts verloren, alles ist aufgezeichnet, es kam nur darauf an, daß der natursomnambule Mensch da hinein Eingang fand.

Und dies geschah in einer uns nicht mehr mit der vollen Tiefe verständlichen, traumhaft-urtümlich-hellsichtigen Erlebnisweise. So ist, wie Lommel es ausdrückt, die Welt des Mythus der bebilderte Hintergrund, aus dem die Gestalten der Götterwelt handelnd und wirkend hervortreten. Die Bilder sind Schauungen. Aber das erschaute Dasein ist nicht unbewegt, es ist ein Geschehen, und die Bilder wechseln, sie wandeln sich in traumhaftes Fließen. Um deswillen müssen sie nicht verschwommen sein. Wie Traumbilder oft mit einzigartiger Klarheit und Deutlichkeit, die man im wachen Sinn nur in begünstigten Augenblicken leisten kann, vor einem stehen und doch unmerklich sich wandeln, so daß man etwa sich selbst mit höchster Bestimmung erlebt und sich zugleich als eine Figur, die ein ganz anderer Mensch ist, handelnd und redend betrachten und belauschen kann, so gleiten auch Bilder des Mythus ineinander über. Man darf nicht die unbewegte Schaubarkeit eines in Linien und Figuren festzuhaltenden Bildes fordern, sondern muß willig sein zu einem geistigen Schauen, bei dem die Erscheinungen Wandlungen erfahren, so daß das Erschaute in unbemerktem Übergang ein Anderes wird. Dabei wissen wir, daß diese neue Erscheinung dieselbe ist wie die erste, die wir an der anderen Gestalt noch erkennen.

Wir müssen also über die unserem gewöhnlichen Denken unmittelbar offenliegende Sphäre der Natur hinausblicken in eine uns fremdartige Sphäre. Die Natur, wie sie unsere Wachsinne wahrnehmen, ist nicht die ganze Natur. Sie hat eine verhüllte Sphäre, in welcher die Zeitraumanordnungen und die gewöhnlichen sinnenhaften Wahrneh-

mungen ganz anderen Zuständen übersinnlicher Art gewichen sind. Der wahrtraumhafte natursomnambule Sinn entspricht dem Blick in diese Sphäre; er eben ist der natürliche Zustand für sie, wie es der gewöhnliche sinnenhafte in unserer gewohnten Natursicht ist. Indem nun die naturverbundenen Wesen jener Innenseite zugewandt waren, sahen sie nicht nur die äußeren Naturgegenstände und Tiere schlechthin als solche, sondern sie sahen auch deren übersinnenhafte, d. h. feinsinnliche Wesenheit selbst. Sie sahen wohl auch dort Naturgebilde, die gar nicht unbedingt in der gewöhnlich sinnenhaften Umwelt vorhanden zu sein brauchten. So ergab sich ihnen auch die Zukunftsschau, sie hatten aus ihren Tiefenträumen echte Wahrsagung. Denn in dieser Sphäre gestalten sich naturhaft die Dinge, und dann erst treten sie in unserer gewöhnlichen Sicht in Erscheinung. Dort im Innendasein der Natur ist nicht Zeit wie im äußeren Sein; sondern zeitlos ruhen da die Dinge nebeneinander, miteinander im Schoß der Mütter, der ewig wechselnden Gestalten Urgestaltung.

Die Natur hat sich seit urältesten Zeiten in ihrem Wesen nicht geändert, wohl aber hat sich unsere Sinnenhaftigkeit geändert und unser Wahrnehmungsvermögen verschoben. Andere Seelenschichten sind an die Oberfläche getreten und uns bewußt geworden, frühere sind versunken ins Unbewußte. Gab es nun einmal seherhafte Menschen, und wir haben allen Grund, solche für die Vergangenheit anzunehmen, und hatten sie solche tiefen Innengesichte, so mußte sich ihnen Urvergangenheit der Natur selbst erschließen. In das Wachbewußtsein herübergebracht, redeten sie nun in gewaltigen Bildern und Gleichnissen vom Urtümlichen der Welt, vom Ringen der lebendigen seelenhaften kosmischen Urkräfte, dem Werden der Götter, dem Werden des Menschen; es ist die Quelle der kosmologischen Mythen der Menschheit. Darum sind diese Mythen in der ganzen Menschheit im Grunde dieselben, haben denselben Sinn und Inhalt, wenn auch in der Form grundverschieden, mögen sie nun nach der Volksart und der Rassenseele so oder so im einzelnen ausgestaltet sein. Es ist das Urwissen des Menschen schlechthin, das sich so in den Mythen offenbart.

Darum sind die Mythen, nun alles in allem verstanden, wirkliche und leibhaftige Wahrheit, sind eine große tiefe „Naturwissenschaft", von der sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.

*Natursichtigkeit und Märchenwelt*

Was oben von den Träumen und dem Hellsehen geschichtlicher, intellektuell wacher Menschen gesagt werden muß — wieviel mehr gilt es vom Traumleben jener Menschen, die noch von innen her mit der Natur seelisch unmittelbar verbunden waren und diese unbewußten Beziehungen nun aus ihrem noch viel tieferen Traumleben oder gar aus einem natürlich somnambulen Zustand in ihr Tages- und Wachbewußtsein herüberbringen konnten. Wir nennen diese innere Beziehung zur Natur und ihren lebendigen Kräften, diesen, wohl anzunehmenden uralten Seelen- und Geisteszustand der Menschheit „Natursichtigkeit", und verstehen darunter ein in Sagen, Mythen und Märchen uns entgegentretendes Wissen und Verhalten, vermöge dessen die damaligen Menschenwesen in unmittelbar lebendiger Verbindung mit der lebendigen Naturseele standen und einen unmittelbaren, zwar traumhaften, aber dennoch ganz wirklichen Einblick in das innere Naturgeschehen hatten; damit aber zugleich Kräfte kennenlernten, deren Wirksamkeit wir von unserem derzeitigen wachen Verstandessinn her zauberisch nennen und damit gern den Begriff der Selbsttäuschung, des Illusionären verbinden, weil wir unmittelbar keinen Sinn, kein Organ mehr dafür haben. Aber wir können es, wenn auch nicht ausüben, so doch verstehen.

Das Wesen der alten Natursichtigkeit mit allen ihren Stärkegraden und Abschattierungen bis zum Ausklang bestand also darin, daß das Einzelindividuum mit seinem noch nicht in so vorgeschrittenem Maße individualistisch entfalteten Bewußtsein lebendiger im Gattungsbewußtsein stand und darum teil hatte an allen jenen inneren, naturseelenhaften Gemeinsamkeiten, die dem individuell bewußten Einzelwesen nicht mehr unmittelbar zugänglich sind.

Darin liegt der Schlüssel für ein Verstehen der Möglichkeit, daß ein von der inneren Natursphäre her gespeistes Bewußtsein besonders begabter Menschen eines überzeitlichen Wissens, aber auch eines naturseelenhaften, von innen her genährten magischen Könnens teilhaftig wurde. Natursichtigkeit — das ist festzuhalten und gibt den Wesensunterschied zum späteren Hellsehen — schloß also nicht nur ein Schauen, sondern auch ein Können ein. Und jener uralten Zeit entsprach naturgemäß auch eine andere körperliche Organisation der Menschheit. Das sind vermutlich jene merkwürdigen Gestalten, von denen uns in den Märchen und Sagen allerhand berichtet ist: Menschen

mit anderer Körperlichkeit, mit anderen Sinnesorganen. Etwa die gewöhnliche Hellsichtigkeit scheint sich an die Zirbeldrüse zu knüpfen; aber dieser, so wissen wir aus vergleichend anatomischen Befunden, entsprach das Scheitelauge. In dieser Art ist zu vermuten, daß eine frühe Menschheit im Vollbesitz noch nach außen funktionierender Organe war, wenn auch mit sensitiverer, feinstofflicher Körperstruktur. So konnten sie ganz naturhaft Fähigkeiten betätigen, die ein volles Hellsichtigsein mit voll entwickelten, etwa telepathischen Kräften bedeuteten. Und diese Menschen hatten eine unmittelbare seelische Verbindung mit der Natur und ihren Kräften in der Region des Übersinnlich-Unbewußten, worin Zeit und Raum in einem ganz anderen Verhältnis ihnen gegeben waren.

Was es bedeutete, daß der magische Mensch natursichtig sich der Seelenkräfte der schaffenden pflanzlichen oder tierischen Natur- und Gattungsseele kultisch versichern konnte und nun seinen Vorstellungen und Bedürfnissen gemäß sich seelische Bilder schuf und diese Einbildungen der Natur zuführte, scheint die Erwerbung der Haustiere und Kulturpflanzen aufzuklären. Wieviel hat man sich darüber gewundert, daß schon der primitive Steinzeitmensch die gezüchteten Tiere und Pflanzen, die Körner der Getreidearten kannte. Alles das, mitsamt der Kenntnis der Heilmittel in Pflanzen und Quellen sind natursichtig erworbene Werte, und sind nicht auf dem experimentellen Weg des modernen Pflanzen- und Tierzüchtens gewonnen. Da ist nicht von außen her rational-mechanistisch verfahren worden, wo der Blick in die Naturseele offen stand; da wurde der sichere Weg von innen her begangen. Und wie sollte der vermeintlich so ärmliche und geistig so niederstehende Eiszeitmensch gar sich solcher Dinge versichert haben, wenn sie ihm nicht selbst von vollendeteren Menschen, denen gegenüber er ein Entleert-Primitiver ist, überkommen wurden? Aber zugleich ist es aus dem ganzen urmagischen Zusammenhang heraus auch selbstverständlich, daß die Natur es nicht nur aus sich heraus dem Menschen schenkte, sondern daß der Mensch selbst Zugang zu den Behausungen der Götter haben mußte, um dort zu erhalten, was als Brosamen von ihrer Tafel fiel. Wird uns doch in den uralten Überlieferungen gesagt, daß „am Anfang" diese Dinge dem paradiesvertriebenen Menschen von gütigen Göttern zum Geschenk gemacht wurden, um seines paradiesvertriebenen Daseins Not zu decken, seine Nacktheit. Nach Mannhardt lehrte die Naturgestalt des Zentauren Cheiron der Sippe der Asklepiaden, den Jüngern des mythischen

Arztes Asklepios, die Erkenntnis der Heilpflanzen. Dies erbte sich sozusagen als Familienmana in einer bestimmten Sippe fort. Eine solche historisch beglaubigte Familie in Demetrias rühmte sich der „Abstammung" von diesem Zentauren, es ist pflanzentotemistische Wahrheit. Was aber kann das anders heißen, als daß es nicht auf dem Weg des von außen handelnden Verstandes zustande kam, sondern eben auf dem natursichtig-magischen Weg, zumal auch unsere doch so hoch entwickelte Verstandeswissenschaft hier grundlegend nichts vermag, sondern nur das Gegebene auszubauen und da und dort zu spezialisieren weiß. Der Frühmensch fand durch seine Natursichtigkeit wohl den Zugang zu der „Keimbahn" der von ihm zu züchtenden Pflanzen und Tiere, beeinflußte das Artwesen, das von sich aus nun durch diesen Eingriff seitdem die Artform entsprechend anders darstellt. Es sind neue Großmutationen, auf naturseelenhaftem Weg, d. h. „magisch" erzielt; das „Gattungsgedächtnis" jener Wesen reproduziert nun aus der Keimbahn dauernd die neue Form.

Eine in dieser Hinsicht bezeichnende Sage haben nach Normann die Indianer Nordamerikas. Sie erzählen: Weil sie außer Fleisch, Kräutern und Wurzeln zuerst keine Nahrungsmittel hatten, kam eines Tages ein riesiger Truthahn vom „Morgenstern" zu ihnen geflogen und brachte ein Welschkorn mit, daß sie anpflanzten. Aber damit es gedieh, mußten die Medizinmänner beim Aussäen mit ihren Tabakpfeifen Rauchwolken zum Himmel blasen, was dann mit dem das Korn zum Sprießen bringenden Regen belohnt wurde. Eine ganz großartige Hindeutung auf unsere Auffassung, daß die Nutz- und Kulturtiere und -pflanzen durch das Eingehen in die seelenhaften Naturbezirke erst vom Menschen hervorgeholt werden konnten, und daß dies nichts mit intellektual empirischer Züchtungsmethode zu tun habe, gibt eine mexikanische, aztekische Sage. Danach soll nach Erschaffung des Menschen und der Spendung des Feuers der König und Gott Quetzalcouatl ausgezogen sein, den Mais zu suchen, der sich im „Lande der Geburt", im „Berg der Lebensmittel" befand; Ameisen waren ihm dahin die Wegweiser. Der Mais befand sich, wie es in einer anderen Sage heißt, in der Urheimat, und nur bestimmte Tiere wußten, wo er zu finden sei. Daß nur Tiere um den Fundort wußten, insbesondere die Ameise, über deren magisches Wesen wir uns später äußern, zeigt wohl, daß gerade eine traumhafte, natursomnambule Verfassung des Suchenden dabei im Spiele und eben nötig war; denn es ging nicht von außen her. Und so haben „um des Menschen willen"

bestimmte Götterkräfte hier gewirkt, und eben von diesen kam dem Menschen die Frucht nun zu.

Über dieses innere Verhältnis der Menschennatur zur Tiernatur, woraus allein sich die Möglichkeit einer wirklichen Züchtung erklären läßt, macht Heyer einige sehr zustimmenswerte Ausführungen: Die Welt des Chthonischen, des lebendigen Stoffes, der machtvollen Erde ist wohl nirgends so gekannt worden wie im Reich der Pharaonen und des Vaters Nil. Nur im alten Ägypten ist es gelungen, das schlechthin weiblich-chthonische Tier, die Katze zu domestizieren, und alle Hauskatzen stammen von dorther ab. Die Domestikation einer Tierart ist an tiefinnere seelische Voraussetzungen gebunden, es muß eine ihr und uns innewohnende Entsprechung vorhanden sein. Deshalb ist vielleicht der Engländer der erfolgreichste europäische Pferdezüchter, weil er die Pferdeseele sein eigen nennt; man denke an die Gestalten von Hengist und Horsa. Die Tiere, die sich ein Mensch hält, entsprechen der inneren Gegebenheit, und auch Feindschaften zu bestimmten Tieren mögen daher kommen. So findet aber auch eine Rückwirkung auf den Menschen statt, wenn er die Tiere oder die Cerealien usw. sich heranzüchtet. Es entspricht, schließt Heyer, unserer psychologischen Erfahrung vollkommen, daß etwa die allgemein abgelehnten Schlangen im Unbewußten kompensatorisch gerade eine entgegengesetzte Rolle spielen.

Wir können uns diese andersartige Natursphäre mit ihrer Innensicht vergleichsweise durch eine Fiktion näherbringen. Wir denken uns ein Wesen, das seiner Struktur nach nur in einer flächenhaften Welt leben kann — ein Flächenwesen. Indem es diese Fläche bewohnt und sich darauf bewegt, kann es von einem Ende zum anderen gelangen, aber nur durch einfache und gerade oder gebogene Linien. Es wird also fortwährend seine eigenen Bahnen, die es schon durchlaufen hat, kreuzen und queren müssen. Wenn ihm jemand sagte, es könne auch ohne dieses Kreuzen und Queren aus den verschiedenen Stellen seiner Flächenwelt an die anderen gelangen, es gäbe noch andere Wegmöglichkeiten, so würde es den, der so zu ihm spräche, für einen Phantasten halten. Und doch gibt es für uns, die wir es wissen, den ganz selbstverständlichen Weg nach oben und unten, während das Flächenwesen nur den zweidimensionalen Weg kennt. Nicht anders vergleichsweise ist der Eintritt in die natursichtige Sphäre für uns mit unseren groben eingeengten Sinnen. Dem Frühmenschen standen Raumbeziehungen offen, die wir in dem heutigen Naturzustand, in

dem wir leben, nicht unmittelbar erkennen und erblicken. Daher denn die uns unglaublich erscheinenden Hellgesichte, womit die damaligen Menschen auch die Fernen des Kosmos wie die Fernen der Zeiten erblickten, also mit ihrem Schauen an Orte durchdringen konnten, die der spätere Mensch mit seiner, der Tiefenschau entbehrenden, nur mehr nach außen gerichteten Sinnenstruktur nicht mehr unmittelbar erfassen konnte.

Wenn es einmal Menschen mit solcher auf anderer körperlicher Grundlage beruhenden Seelen- und Geistesveranlagung gab, wie es die Sagen und Märchen erzählen, so konnten sie, bei rechter Einstellung, beispielsweise aus einem Stein eine ganze Urgeschichte ablesen und schildern. Auch hier können wir es uns durch einen Vergleich veranschaulichen, indem wir uns rein überlegend einen Naturgegenstand in seinen Naturzusammenhängen kurz vergegenwärtigen. So ein Stein, der im Flußbett liegt, ist gar nicht etwas in sich Abgeschlossenes, sondern ist der Ausschnitt eines viel größeren Steinstückes, das einmal aus der Bergwand herunterfiel, zersprang und vom Gebirgsbach talabwärts verfrachtet und dabei verkleinert wurde. Als aber seine Masse ehedem noch unzerteilt in der Bergwand steckte, war sie wesensgleich der noch größeren Massenbildung des Gebirges, die einmal in urweltlicher Zeit, als an Stelle der Berge ein Meer lag, aus den Schlamm- und Sandanhäufungen in diesem Meer aufgeschichtet wurde. War diese Masse dagegen vulkanischer Natur, so war sie glutflüssig aus dem Erdinneren heraufgedrungen und an der Oberfläche oder im Meer zu diesem Felsgebirge erhärtet. Als Teil einer Aufschichtung war die Masse jenes Steines aber schon in noch früheren Epochen einmal Fels gewesen, der zerrieben und von noch früheren Bächen in noch frühere Meere transportiert worden war; vielleicht hatte dort schon ein Mollusk einmal einen Teil dieser Kalksubstanz zum Aufbau seines Schalenkörpers gebraucht, um diesen nach seinem Tod wieder dem Meer als amorphe Substanz zurückzugeben. War er aber ein Teil eines Glutflusses gewesen, so ist er durch diesen mit jener planetarischen Tiefenmasse unter der Erdrinde einerlei Wesens, die von Äonen durch kosmisches Zusammenströmen von Nebeln, Gasen oder Glutströmen sich im Raum des Universums zusammenballte. So ist der Stein mit einiger begründeter Phantasie rasch in alle Zeit- und Raumfernen verfolgt, die unser Verstand hier mehr abstrakt als wirklich zu erfassen vermag.

Was ist also der Stein im Flußbett? Was berichtet er? Würden

wir das, was sich in ihm ausspricht, hellsichtig in einer nicht abreißenden Kette der Innenschau vor uns haben, so würden wir sehen, wie er in diesem Augenblick mit einer endlosen Vergangenheit und einer endlosen Zukunft seinem Wesen nach zusammenhängt; wie sich in ihm Geschehnisse aussprechen, die derart mit dem ganzen Kosmos verwoben sind, daß er geradezu von sich aus den Weg zu einer nicht zu beschreibenden Mannigfaltigkeit des Weltendaseins darstellt. Es ist aber jegliches Dasein, es sei auch, was es sei, jegliche Form, jeglicher Körper nicht nur ein unendliches Gewordensein und Dahingehen, sondern er ist auch jetzt im Augenblick kein Starres, sondern ein stetes Geschehen, ein Pulsieren, ein Fließen, das durch seine größtenteils gar nicht sichtbaren molekularen und sonstigen Veränderungen beständig seine Umwelt affiziert, wie er auch, ob wir es sehen oder nicht, selbst beansprucht wird. Was geht durch ihn hindurch an magnetischen Strömen? Wie wirkt auf ihn das Licht? So tausenderlei Fragen könnte man stellen, um es begreiflich zu finden, daß er selbst auch seine Umgebung ununterbrochen beeindruckt, wie diese ihn.

Wenn man nun den letzten Schritt tut und annimmt, daß der Mensch von innen her in diese und andere Naturzusammenhänge hineinzusehen die Anlage und Fähigkeit hatte, so würden wir auch verstehen, wie durch jenes stets lebendige Fließen und Werden immerzu des natursichtigen Frühmenschen Seele beeindruckt war; wie sie aus der Region des ihr zugänglichen Verhüllten, des Unbewußten, des Übersinnenhaften fortwährend ein Geschehen spüren mußte, das ihr sozusagen in Wahrträumen zuteil ward, die dann in das reflektierende Wachbewußtsein herübertraten. So mag es uns dann einigermaßen vorstellbar werden, daß im Grunde jeglicher Gegenstand, jedes Naturding, das der tiefensichtige Mensch von jenem Innenstandpunkt aus betrachtete, ihm nicht nur dessen augenblicklichen Zustand, sondern auch ein Sein und Werden in vergangener Zeit zeigen mußte, und obendrein lebendige Kräfte, die wir heute nicht darin kennen. So konnte dem natursichtig Blickenden das eigene Innere seiner Naturseele zu einer Spiegelung des Kosmos werden. Je mehr ein solches Menschenwesen dafür begabt und aufgeschlossen war, je weiter sich sozusagen sein Spürkreis nach dem Unbewußten und Übersinnlichen hin ausdehnen konnte, um so tiefer, um so umfassender müssen die traumhaften, danach wachgewordenen Einsichten gewesen sein.

So erkennen wir jenen Sichtzustand, durch den der archäische

Mensch unmittelbar in die feinsinnliche Sphäre der Natur, des Kosmos gestellt war, wo nicht die mechanischen Vorgänge, nicht die einfache Dreidimensionalität der jetzigen Naturverfassung, die wir allein kennen und uns veranschaulichen können, ihm gegeben war, sondern eine andersartige, andersgestaltige. Und diese mit ihren Gesichten und Kenntnissen sind der Inhalt der Mythen. Die unmittelbare mythische Schau gehörte in das goldene Zeitalter. In überlieferten Mythenbildern aber wird versucht, es anschaulich im Wachbewußtsein darzustellen. Und in dieser ihrer überlieferten gegenständlichen Bildhaftigkeit, als ausgesprochene Dichtungsformen stammen sie aus der Seelenschicht des silbernen Zeitalters. Damals, so sagten wir, gab es nicht mehr den überbewußten Sinnenzustand und Einblick in das Weben der Natur wie im goldenen, sondern es begann der Mensch intellektuell zu erwachen. Von diesem Augenblick an konnte über die übersinnliche Natursphäre nur noch bildhaft gesprochen werden. Die übersinnliche Naturwirklichkeit wurde in der Seelenschicht des goldenen Zeitalters lebendig unmittelbar geschaut und erlebt. Im silbernen wurde davon gedichtet und gesungen, sie war dort vollbegriffener bewußter Mythus; im ehernen Zeitalter wurde sie religiös-dichterischer Stoff; sie wurde rationalisiert und endlich nicht mehr verstanden im eisernen Zeitalter.

Die natursichtige Geistes- und Seelenwelt ist die hochmagisch-sagenhafte, es ist die wirkliche Märchenwelt. Im Märchen ist alles auf Schritt und Tritt ein Wirken mit Naturkräften und ein Lenken derselben, das aus einem lebendig gegebenen polaren Zusammenhang des Menschen und seiner Seele mit dem inneren Leben, mit der Naturseele in den Dingen selbst entspringt, und dabei Fähigkeiten und Kräfte betätigt, die wir mit unserem, nur von außen angreifenden, nur mechanisch zerlegenden Verstand weder zu sehen, noch zu fassen und zu beherrschen vermögen. Es wird gezaubert, verzaubert, verwandelt, gebannt, gelöst mit naturseelenhafter Kraft und Wesen. Wenn der natursichige Mensch infolge seiner anders gearteten Sinnesorgane auch andere Naturpotenzen wahrnahm, so kann er sie eben als Dämonen, Gnome und Wichte gesehen und sie so benannt haben, wie etwa wir in der äußeren Natur Tiere sehen und sie nach ihren Artqualitäten ordnen. Wären wir noch imstande, derartige Wahrnehmungsbilder zu erleben, so würden wir sie auch als Wesenheiten beschreiben, wie die Heinzelmännchen und Gnomen. Es sind also Fähigkeiten und Erfahrungen, es ist eine bestimmte Art von „Natur-

wissenschaft", die sich in den Märchen kundtut, die nicht unsere rational-technisch mechanische ist, sondern eine auf natursichtigem Weg gewonnene, seelisch-magische.

In den Märchen wird klar und einfach geschildert, daß in den Dingen Leben sei, und daß die Dinge in irgendeiner unmittelbaren Weise auch polar lebendig zur Menschenseele stehen. Sobald nun die hierdurch in Bewegung gesetzten Vorgänge zu äußeren Erscheinungen führen, treten diese Erscheinungen so auf, daß sie für unsere wachbewußte verstandliche Erfahrungswelt eben als Märchen, als Zauberei und Wunder erscheinen, und es in diesem Sinn auch wirklich sind. Was also in dem uns bekannten, von uns bewußt jederzeit erlebten Natur- und Lebenskreis selbstverständlich und natürlich ist, ist sozusagen durchbrochen von einem Erfahrungs- und Lebenskreis, der uns derzeit nicht bekannt und verschlossen ist.

Wenn im Märchen einfache Seelenvorgänge dargestellt sind, und mögen jene noch so naturhaft und blumenreich sprechen, sind es wohl stets sehr spätzeitliche Märchen. Unter spätzeitlich verstehen wir aber alles, was historische oder heute noch lebende Völker ausschließlich mit dem Intellekt schufen und gedacht haben. Aber die echten Märchen haben es immer mit Natursichtigkeit zu tun, sie enthalten und vermitteln magisches Wissen, Zauberkönnen, und berichten dessen Wirkungen. Sie sind damit in einem viel tieferen als in einem intellektuell-psychologisierenden Sinn Spiegel der menschlichen Naturseele, auch in ihren unter- oder überbewußten Regionen, und scheiden dort auch unmittelbar eine schwarze und weiße Magie als das Gut und Böse; weil alles magische Wirken stets das eine oder andere Vorzeichen hat und niemals neutral sein kann. Nirgends aber ist die Naturseele selbst von sich aus schlimm im sittlichen Sinn; das kommt ausschließlich dem verantwortungsbegabten Menschen zu. Aber wenn der Mensch die Naturseele in sich zum Gegenstand seines Begehrens macht und von seiner Seele her in die der Natur solcherart eingreift, so wirkt die Naturseele schlimm. Und da ist der Geist ersichtlich der Feind des Lebens. So enthalten die echten Märchen, wie wir sie kurz vor sonstigen nennen wollen, das naturhaft und traumhaft Erschaute, Begriffene und Gewirkte, also hellsichtiges, natursomnambules, das ist in seiner tiefsten Schicht natursichtiges Wissen und Handeln. Und eben deshalb spielt auch das Hochmythische zuletzt mit herein, obwohl die echten Märchen keine reinen Vollmythen mehr sind.

Ein großer Wesensunterschied beruht für uns zwischen Mythus

und Märchen darin, daß der Mythus, wie wir sahen, eine ganz übergeordnete umfassende Naturseelenwelt schaut und auszusprechen sucht, die sich kosmologisch als Götterwelt, als Götterkräfte darstellt, denen aber im Menscheninnern abgrundtiefe Urstrukturen gleicherweise entsprechen. Die Götter leben draußen, aber auch drinnen im Menschen in seelenhafter Realität, die weit über jegliche Bewußtheit hinausgeht. Das Märchen aber umfaßt in viel begrenzterer und sozusagen wachpersönlich näherer Weise die Seelengewalten, und die Götter sind mehr und mehr schon auf diese Gewalten, die der Mensch ziemlich bewußt durchschaut, eingegrenzt. Das Märchen ist insofern zweifellos eine sehr vereinfachte Form des Mythus. Dann kommt hinzu, worauf Rank hingewiesen hat, daß das Märchen moralisch, der Mythus amoralisch ist. Die Taten der Heroen, erst recht der Götter im Mythus sind lediglich davon bestimmt, ob die Durchführung möglich ist oder nicht; und wird der Heros gefällt — alles Heroische fällt notwendig, das gehört zum Wesen des Heroischen, des Tragischen —, so ist es nicht eine Strafe im ethischen Sinn, sondern es ist Verhängnis. Deshalb ist auch die verhängnisvolle Tat eine todeswürdige, fluchwürdige, auch wenn der Täter gar nicht sich dessen bewußt ist und bewußt sein kann, was er in Wahrheit tut. Deshalb verflucht der Seher Teiresias den Oedipus wegen des Muttermordes, obwohl Oedipus gar nicht wissen konnte, daß er seine Mutter traf. Er ist Träger eines weit über alles bewußte und eingegrenzte Menschentum hinausgehenden, sogar über den Göttern stehenden Schicksals. Ganz anders im Märchen. Da entspringen alle Gebote und Verbote psychischen und moralischen Hemmungen und Forderungen, wie Rank zeigt; es rückte das Märchen damit vollends in das ganz begrenzt Menschliche, in die geradezu spätzeitliche kulturelle Sphäre, durch die stete Betonung des materiell-sozialen Momentes. Der Gegensatz von Arm und Reich, der verschiedenen Stände dränge von vornherein das Märchen weit ab von der Atmosphäre der Götter- und Heroenwelt. Wie viele Märchen gehen immer und immer wieder davon aus, daß arme Leute ihre Kinder wegschicken müssen; daß zur Linderung der Not Geld, richtiges Gold und Geld gesucht und geschenkt wird. Nicht Machtfragen im höchsten heroischen Sinn, sondern Existenzfragen, und seien sie auch seelischer Natur, sind die Motive des bewußten magischen Märchenhandelns. Insofern dürften die echten Märchen in der Tat einer sehr vorgeschrittenen bewußten Periode des Völkerlebens angehören, wo der Intellekt schon sehr

scharf umrissen wirkt, aber dennoch das Vollgefühl für die magische Sphäre des Daseins, der Natur noch vorhanden ist. Immer ist es auch die bewußte, persönliche moralische Schuld und Unschuld, die entscheidend ist für das Ausklingen, und insofern ließe sich eine Oedipussage nie einem Märchen vergleichen. Auch Herakles und Theseus sind keine Märchenstoffe.

Das echte urtümliche Märchen bedeutet zwar eine spätzeitlich geformte, aber durchaus letzthin mythenhaft verankerte und zugleich hochmagische Seelenlage; unverkennbar ist das hochmagische Zeitalter darin noch gegeben. So war das Märchenbilden in der ewigen inneren und äußeren Not des paradiesvertriebenen menschlichen Daseins zugleich ein unbewußt-bewußtes seelisches Beginnen, die untragbare Last des Daseins und seine undurchdringbaren Rätsel für das Gemüt und das Wollen tragbar zu machen. So wie heute in unserer nervenhaft zerrütteten naturfremden Zeitzivilisation sich bei den vom Boden abgehobenen Menschenkindern Neurosen einstellen, wie mittels der Träume unausgesprochene, verdrängte oder untragbare Leiden und Schuldgefühle zum Austrag kommen — so dürften möglicherweise die Märchengesichte als unterbewußtes Erleben fast zwangsläufig entstanden sein: als übersinnliche Lebensentlastungen; aber dies gewiß nicht in einem krankhaften Zustand, sondern geboren aus dem tiefen magischen Leid, aber sich auch ausrichtend und heilend aus der gesunden Naturseele.

So möchte es vielleicht mit dem Märchenbild, wie in noch viel gewaltigerem ursprünglicherem Maß auch mit dem Mythenbild gewesen sein: Es bindet das sonst nicht tragbare Begehrnis oder die innere Not des dämonischen, gefallenen Daseins, was ja ein und dasselbe ist; es macht sie unschädlich und befreit, wie Ziegler sagt, die Seele vom endgültigen Verfallen an diese Wirklichkeit. Wir sahen schon und werden es späterhin noch ins letzte verstehen, daß alles Leben seit dem Sturz aus dem Paradies, bei allem Drängen und Streben zugleich Gang zu einer letzten Not ist, gegen die sich der Mensch unbewußt und bewußt wehrt seit den Tagen des abebbenden goldenen Zeitalters. Aus dieser Tatsache kann man die eine Seite der Geistesgeschichte verstehen, und so einstweilen auch hier die Märchen. Nur in diesem tiefen, ins Letzte vorstoßenden Sinn wird man dann sagen dürfen, das Märchen rette sozusagen den inneren Menschen aus der Wirklichkeit hinaus in ein freieres Reich. Wir aber sehen im Märchen nach allem Vorhergesagten die ganz unverkennbare

Darstellung sowohl des magischen Könnens wie des magischen Verhaftetseins, zugleich auch die tief naturseelenhaften Einsichten des naturverbundenen Menschen.

Immerzu sind im Märchen Bilder unverkennbar, die wir als Archetypen mythisch-magischen Erlebens aus dem Unbewußten kennenlernten. Und eine ganz wesentliche Parallele zwischen Mythus, Märchen und Traum ist dies, daß in allen dreien fortwährend Verwandlungen der Gestalt vor sich gehen, in denen das innere Wesen eins und dasselbe bleibt. Auch in der Götterwelt gehen immerzu diese Verwandlungen vor sich, man beobachtet, wie zuerst ein Gott in einer umfassenden Form auftritt, dann allmählich sich in engere Verrichtungen begibt, da sein Angesicht und seinen Namen ändert oder andere Namen auf sich zieht, sie dem seinen hinzufügt oder ihn mit den neuen vertauscht. Sehen wir nur, welche Verwandlungen etwa in dem germanischen Mythus ein Gott wie Wodan-Odin durchmacht oder wie im griechischen Mythus die Götter abgewandelt erscheinen; so erkennen wir die innere Verschlungenheit und Wesensgleichheit der drei Sphären Traum, Märchen und Mythus. Nur haben die Märchen auch ihre Qualitäts- und Wesensunterschiede. Wir können in ihnen einfach hellseherische Erzählungen erkennen; wir können darin Berichte von magischen Handlungen erkennen; wir bemerken in den ausgreifenderen deutlich das Herkommen und das Hinübergreifen in das wahre Mythenland, und können so in ihnen alle Stufen des archäisch-menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns durchlaufen, bis hinab zu dem schon sehr spätzeitlichen allegorischaften Denken und Darstellen. Immer aber zeigt sich, das ist ein Wesenszug aller echten Märchen, ausgesprochen oder unausgesprochen das hochmagische Wissen und Können, also der natursichtige Einblick, mit aller seiner Größe und Freiheit, aber auch mit aller Beengung und schwersten Belastung. Auch insofern sind die Märchen entschieden spätzeitlicher als die echten großen Mythen, die jenes magische Leid noch nicht in der späteren Art kannten.

Wir sprachen von den zwei Zeitaltern. Das hochmythische nannten wir das goldene Zeitalter und sagten, daß mit dem silbernen die unmittelbar mythischen Gesichte in die mythischen Überlieferungen bereits eingesponnen wurden. Die Übergangsstufe oder Übergangszone nun aus dem einstigen goldenen, voll natursichtigen in das silberne, nicht mehr durchweg übersinnlich schauende, sondern schon reflektierende und in Bildern sprechende Zeitalter hat Bachofen in seiner „Gräber-

symbolik" und im „Mutterrecht" entdeckt, und darin seine von ihm gedeutete Symbolwelt gefunden, ohne jedoch selbst zu erkennen, in welche Sphäre er hineinleuchtete und was sie eigentlich sei. Wenn wir zurückblicken in jene frühe goldene Epoche, in der sozusagen wortlos noch geschaut und das Schauen von Seele zu Seele unmittelbar freilag, so kommt es uns Späteren vor, als wenn damals reine, ideale Zustände geherrscht hätten. Diese von unserem Verstand aufgenommenen mythischen Zustände erscheinen uns in Ideen, d. h. in idealen Bildern geschichtlicher Verfassungen, von denen eines der hervorragendsten und tiefgründigsten die ideale urmütterliche Verfassung einer rätselhaften Frühzeit ist, wie sie uns Bachofen als wahre äußere Urgeschichte der Menschheit darzustellen sucht, das Mutterrecht. Die Mutter ist der urgeschaffene Weltuntergrund, gegenüber Gott dem Vater und Geist. Dieser Mutterurgrund aber bringt in der webenden Natur und im Menschen alles lebendige Gestalten aus sich hervor, aber er schlingt auch alles Leben immer wieder in sich ein. „Geburt und Grab — ein ewig Weben, ein glühend Leben." Es ist das an sich selbst gefesselte, das aus sich selber und um seiner selbst willen drängende und hervorquellende und zurückebbende Chthonische — Leben und Tod in ruheloser Verschlingung.

Aber dennoch: dieses Urmutterrecht war nie als solches äußere physische Wirklichkeit, es ist Idealität. Weil der aus dem Paradies vertriebene Mensch sich immer und immer wieder nach dieser seiner Paradiesherkunft sehnt, weil er alles und jedes dahin verklärt, er mag durch die Jahrtausende ersinnen und erleben, was er will: darum stellen sich ihm aus den wirklichen Gegebenheiten immer wieder die idealen Urbilder dar, die er aber nun nicht rein im Geist, d. h. in stoff- und formloser Anschauung betrachten kann, sondern die er unter den der endlichen Wirklichkeit entnommenen Bildern sich denken und so auch künstlerisch und denkerisch sich darstellen muß. So drückt sich in dem ideal gesehenen Bachofenschen Urmutterrecht die „Urform" eines chthonisch verankerten Frühdaseinsgefühls, sozusagen ein Geborgensein des Frühmenschen in einer weltlichen Lebenssphäre aus, die dem späteren Forscher und Denker notwendig wie ein Eingebettetsein in den mütterlichen Urgrund symbolisch erscheint. Das ist es, wovon Bachofen, ohne es in dieser Eigenart zu durchschauen, wie von einer äußeren physischen Lebenswirklichkeit spricht. Darum konnte die gewöhnliche Urgeschichtswissenschaft mit Bachofen bis zum heutigen Tage nichts anfangen; denn er berichtet keine grob

sinnenhaft äußere Geschichte, sondern er läßt uns hineinsehen in ein Stück Urform des inneren Daseins.

Nun erinnern wir uns, was früher über die Urform zu sagen war, und was wir zuvor auch über den Urmythus sagten. Die Urform ist keine leere Abstraktion, sondern ist die innere gestaltende Wirklichkeit, aus deren vollem Ganzen nur das äußere Einzelne und Vielfältige, aber stets auch einseitig Abgewandelte wird. Es gilt dasselbe, was W. Otto von den Göttermythen sagt: Leere Erdichtungen sind sie nicht, im Gegenteil, sie haben viel mehr Wirklichkeitsgehalt, als wenn sie nur das einmal Geschehene berichteten; sie sind auch nicht Zeugnisse des Ehemaligen, sondern des Immerwährenden. „Es hat sich zugetragen, aber es ist immer." So wie die von Goethe gesuchte Urpflanze, die er in der äußeren Natur irgendwie und irgendwo einmal zu finden hoffte, nie und nirgends physisch existiert haben kann; oder wie der naturhistorische mechanistische Entwicklungstheoretiker zu allen den vielen Arten die stammesgeschichtliche Urform sucht und meint, aus ihr seien grob zeugungsmäßig die konkreten Arten in den Erdperioden hervorgewachsen durch Körperwandlung — und wie wir die Urform des Menschen selbst nirgends in der Natur- und Urgeschichte körperlich finden werden, die aber dennoch in allen Menschengestaltungen überzeitlich stets anwesend ist — so hat, wie gesagt, auch Bachofens Matrimonialwelt, hat das Urmutterrecht nur als übersinnliche Urform in mythischer Schau existiert, aber niemals im idealen Sinn bei irgendwelchen wirklichen Völkern der Erde; sie zeigen nur gelegentlich abgewandelte Formen derselben. So treffen wir da und dort, sowohl bei Primitiven, wie im hohen heidnischen Altertum auf Spuren der Matrimonialverfassung, aber doch meist nur unter bestimmten Umständen und mehr sippenhaft verankert. Wie die Erbfolge in Königsgeschlechtern aufzufassen ist, die auf die Frau übergeht, mag hier dahingestellt sein. Naturhaft gesehen ist das Mutterwesen der Repräsentant der chthonischen Gebärerin Natur. Bei den westafrikanischen Aschantis wird das Erbblut durch die Mutter übertragen, nicht durch den Vater; dieser überträgt nur den „Geist"; nur sie könne das Blut eines Königs übertragen, sagt nach Thurnwald die Frau dort von sich, und der Klan besteht nach dem Frauenrecht.

So bleibt das „Urmutterrecht" übersinnlicher Urmuttergrund der dunklen Natur, aus dem auch die Naturseele des Menschen kam und wieder eingeht. Indem uns aber Bachofen den großen Mythus vom Urmutterrecht zum ersten Male in reiner, ideeller Darstellung zeigte,

und dies vor hundert Jahren, in einer Zeit, wo der moderne mythen- und naturfremde Intellekt schon alles überwuchert hatte, erblicken wir durch seine Darstellung in der Tat jenen frühmenschlichen Augenblick, wo das unaussprechlich Mythische zu dem schon verstandlich Mythischen umgedichtet werden mußte, um sozusagen von der ummauerten Götter- und Seelenwelt noch zu zeugen. Es liegt in der Grenzschicht zwischen ‚goldenem und silbernem Zeitalter', wie wir sie verstehen. Und bezeichnend mag es sein, daß Bachofen in der Gräbersymbolik die vornehmste Quelle zur Erschließung des Urmythus suchte und fand. Denn eben das Grab ist ja der Eingang zur großen chthonischen Urmutter, und seine Symbolik muß irgendwie stets diese meinen und mit ihr im unmittelbarsten Zusammenhang stehen.

Es ist mit diesem Mutterrecht der tiefere Sinn der Geschichte aufgetan, der, wie Baeumler sagt, nicht davon berührt wird, daß die Rechtsinstitutionen und Verwandtschaftsnamen keine Spur von maternalen Anschauungen aufweisen. Aber von den Kämpfen, die sich im Innern der früheren Menschheit abspielten, von ihren Erlebnissen und Gedanken erfährt die Nachwelt aus den offiziellen Überlieferungen nichts. Alles wäre in Nacht und Vergessenheit begraben, erhielte sich nicht in Mythen und Symbolen, den getreuen Spiegelbildern der inneren Geschichte, das Gedächtnis alles dessen, was die historische Menschheit einmal im tiefsten aufgewühlt hat. Mythus freilich mag, in diesem Sinn gesehen, Dichtung sein. Aber, sagt Bachofen, die höchste Dichtung, schwungreicher und erschütternder als alle Phantasie, ist diese Wirklichkeit der Geschichte.

## *Die astrologische Symbolwelt*

Die Natur, der ganze Kosmos hat in sich lebendigen Sinn, lebendiges Wesen, hat Seele, nirgends gibt es ein Totes; denn Totes ist nur ein Begriff, den sich der Mensch, der nicht hindurchsieht, für das Sterben des diesseitigen Organismus erfand. Durchschauten wir die Natur, sähen wir ihr pulsierendes Atmen, so gäbe es nie und nirgends Totes, sondern wir sähen nur strömende oder ruhende, bannende oder gebannte Kräfte. So ist das Strömen durch die gesamte Natur nicht ein formloses Fließen, noch weniger ein mechanisches Aneinanderstoßen, sondern es sind Kräfte, die zur Gestaltung drängen und

treiben in seelenhafter Lebendigkeit. Das sichtbare, fühlbare, greifbare All um uns und das in uns, die ganze Natur ist Manifestierung dieser sich gestaltenden Seelenkräfte. Das, was wir außen sehen, die Körper, die Dinge, die Abläufe der gestaltenden Geschehnisse sind Symbole, wirklichkeits- und lebensträchtige Symbole eben jener seelischen Überwelt. Darum schafft die Natur zwar Dinge, die einen Intellekt von bedeutendster Stärke staunen machen, dennoch auf ganz unintellektuelle Weise, unglaublich herrliche, tiefsinnige unbegreifliche Dinge, entfaltet ihr Leben wie eine Blüte, so daß unser Verstand ratlos davor steht und mit Erklärungen lallt. Es sieht immer aus, als ob ein unausdenkbarer, übergeordneter höchster Verstand da Zwecke und Ziele setzte, und doch ist es die unbewußte, aber in höherem als nur dem Verstandessinn stets ein-sichtige Naturseele, die da schafft, indem sie sich nach außen selbstverwirklicht, manifestiert. Deshalb sind alle Dinge der Natur lebenswirkliche Symbole.

Eben diese Seelengewalten, linde und drängende, stille und tobende, diese Lebenspotenzen, diese überbewußten gestaltenden Kräfte und Zentren im Kosmos, das sind die Götter, unendlich mannigfaltig, nah und fern, verständlich und unverständlich. Des Menschen Naturseele aber ist mit ihnen verwoben, wird von ihnen durchzittert und bewegt. Und versenkt sich der natursichtige, der magisch erlebende Mensch in die Dinge der Natur, so erblickt er im Tiefenbewußtsein darin das Walten und Wirken der Götter, die Götter werden von ihm gesehen, entdeckt. Das ist, wie wir uns schon überzeugten, der Weg, auf dem der Mythus entstand, es ist der Weg, auf dem die heidnischen Religionen und Kulte entstanden.

Es ist also dieses Entdecken und Erleben der Götter und ihrer Seelenkräfte nicht ein Phantasma, sondern eine innere Naturforschung, eine innere Naturwissenschaft, aber insofern nicht profan wie unsere, als sie es mit übergeordneten lebenden Wesen zu tun hat. Dem Leben gegenüber, in welcher Form es auch erscheine, ist immer eine Verantwortung gesetzt. Das Lebendige ist immer scheubar, ist sakrosankt, und aus diesem Scheubarkeitsverhältnis des magischen Menschen zu aller Natur geht auch sein religiöses Verhalten hervor. Sein Gut und Böse ist magisch bedingt, hat mit der Erlösungsreligion nichts zu tun. So sind auch seine „wissenschaftlichen" Erkenntnisse magischen Inhaltes „geheiligt", seine Wissenschaft ist priesterlich gebunden, kann in diesem Sinn also niemals „profan" sein. Alle Erkenntnissysteme, die etwa sehr kultivierte oder geistig sehr entwickelte Völker von

magischer Lebens- und Seelenverfassung ausbilden, haben auch immer magisch-kultische Bezogenheit auf die Götterpotenzen, und sind auch aus diesem Grunde niemals das, was wir heute als Wissenschaft bezeichnen, ganz abgesehen auch von dem sonstigen Unterschied der Methode und der Absichten.

Die Götter, die lebendigen Kraftzentren, werden im gleichen Augenblick erschaut, wo überhaupt innere Naturvorgänge aus der sinnenhaften Außenwelt abgelesen, natursichtig oder in traumhaftem Zustand im eigenen Innern des Menschen erlebt und dann mythisch in das Wachbewußtsein herübergebracht werden. Damit ist aber auch die magische Verbundenheit hergestellt, und so ist auch gezeigt, inwiefern Mythisches und Magisch-Kultisches in sich zusammenhängt. Das Wesen des Menschen wird so zum Spiegel und Mittelpunkt des von ihm erlebten Kosmos; aber nicht in einem physikalisch-mechanischen Sinn, sondern in einem lebendigen Sinn. Dieses Spiegeln aber kann nur stattfinden, wenn das Wesen der kosmischen Lebensseele eben im Menschen dasselbe ist wie draußen, und umgekehrt. So findet sich der Kosmos im Menschen, und der Mensch findet seinen inneren Ort im Kosmos. Es gibt daher in dieser lebendigen Sicht nicht, wie es die rationalistische Wissenschaft anstrebt, eine objektive Welt, sondern es gibt nur eine anthropozentrische Welt, und sie muß daher rings um den Menschen geschlossen erscheinen.

Dies allein ist der Ausdruck für die seelenhafte Wirklichkeit des Kosmos, und daher ist die unmittelbare Anschauung eines in sich um den Menschen und die Götterwelt geschlossenen Kosmos die selbstverständliche und auch die wirklich geschaute wahre Welt des Frühmenschen. Wenn wir uns mit unseren astrophysischen Vorstellungen heute darüber wundern, wie es nicht nur unkultivierte Frühmenschen, sondern erleuchtete Geister und Völker im Altertum noch gab, die einen abgeschlossenen Kosmos sahen, so war das nicht ein irrtümlicher Glaube, sondern es war die unmittelbar erblickte Wirklichkeit des lebendigen Seins um und um. Wir begreifen heute gar nicht mehr, daß auch unser Weltraumbild zwei sich widersprechende Grundelemente des Denkens und Vorstellens in sich hat, und daß die scheinbare Endlosigkeit des Raumes doch zugleich ein wirkliches Begrenztsein mitenthält. Man braucht nur an den bekannten Vergleich zu erinnern, daß ein nur für das Flächenhafte empfängliches Sinnenwesen auf einem Globus endlos überallhin sich bewegen könnte, nie an ein Ende käme, wohl aber wieder an denselben Ausgangspunkt

zurückfinden könnte, von wo es einmal seine Weltdurchforschung unternahm, auch wenn es unentwegt nur geradlinig weitergegangen wäre. Trotzdem ist diese Globuswelt durchaus begrenzt, und für das Wesen der Sache ist es gleichgültig, ob die Fläche Millionen Meilen größer oder kleiner im Umfang ist.

Jenes in sich geschlossene kosmische Weltbild entspricht allein der naturseelenhaften Wirklichkeit, das unsrige ist entseelt. Wenn es je wiederkommen sollte, daß wir uns der seelischen Lebendigkeit des Kosmos bewußt würden und sie irgendwie verstünden, dann würde sich auch unser derzeitiges astronomisches Weltbild überlebt haben, und das Wesen auch unserer Welt würde wieder analog dem Bild vom Globus ein begrenztes, in sich geschlossenes, auf einen inneren Mittelpunkt bezogenes All sein, unbeschadet der astronomischen Tatsache, daß es sich vielleicht körperlich dauernd ausdehnt. Wenn der Mensch eine mikrokosmische Wesensenthüllung des gesamten von ihm innerlich erlebten Kosmos ist, so muß jeder Wesensimpuls dieses Ganzen in ihm fühlbar sein und wenigstens grundsätzlich ihm zum Bewußtsein kommen können. Geschieht dies, so hat er ein mythisches Bild, aber er hat zugleich auch eine magische Berührung mit entsprechenden Kräften. Und er sieht, bald deutlich, bald weniger deutlich, wie sich alle die Dinge in der Schöpfung nach inneren Entsprechungen aufeinander beziehen und sich zugleich auf ihn, den Menschen selbst beziehen.

Dies ist die erkenntnistheoretische Grundlage und Sinngebung des astrologischen Wissens. Und die Ausarbeitung dieses Erkennens und Wissens zu einem anwendbaren System ist die Astrologie im ursprünglichen, unverfälschten Sinn. Denn der so erlebte Kosmos ist nicht eine formlose Masse, ist auch nicht ein Aneinander oder Gegeneinander von Stoffmassen, sondern ist in sich gegliedert, wie ein innerlich lebendiges Ganzes eben notwendig gegliedert ist; ist nicht eine Summe äußerlich zusammenkommender oder auseinanderstrebender Teile und Atome, sondern hat durch und durch gestaltetes Wesen in sich. So hat er vergleichsweise wie jeder Organismus, abgesehen von der gesamten Naturseele, auch in seinen Abgliederungen die einzelnen Kraft- und Seelenzentren. Das sind die Götterpotenzen, die Urheberkräfte. Diese naturseelenhaften kosmischen Lebenszentren sind ebenso vielgestaltig wie die in der Außenwelt sichtbaren Naturdinge, etwa wie die Gattungen und Arten der Pflanzen und Tiere, wie die Elemente der Stoffe, das Mineral, wie die Planeten und alle Sterne und

Sternkomplexe. Sie schalten und walten als einzelne und in Verbindung miteinander; sie sind die Seele der Gestalten, sie schaffen die Gebilde der Natur, sie leben in allem Vergänglichen als die innere Gewalt: in Bäumen und Kräutern, in den Tieren der Länder und Meere, in den Kristallen und den Vulkanen, im Frieden der Mittagsstille wie in den Stürmen und Gewittern, im spiegelglatten und ruhelos wogenden Meer; sie sind die Lebenspotenzen von Sonne und Mond, von Kometen und Sternbildern; sie gestalten die Gemeinschaften der Menschen wie den einzelnen Menschen selbst; sie hegen und wiederverkörpern auch sein Geschlecht in und aus der Welt der Abgeschiedenen, sie bestimmen seine Geburt und seinen Tod.

Ein ebenso tiefsinniger wie praktisch wertvoller Ausdruck für dieses Wissen um das innerlich verbundene Weben und Sichgestalten der Götterkräfte und ihr Sichtbarwerden im äußeren Dasein, und so auch für den stets lebendig wirksamen Zusammenhang von Erde und Kosmos, von Mensch und Natur — das war ursprüngliche echte Astrologie. Soweit es sich überblicken läßt, ist sie uns nur als ein sehr spätzeitliches heidnisches Können und Wissen überliefert. Sie macht aber auch da in ihrer sinnvoll durchdrungenen Systematik durchaus den Eindruck einer sehr tiefgründigen Erkenntnis, ist aber eine schon bei sehr weit entwickeltem Intellekt ausgebaute Wissenschaft. Wir dürfen nach der Natur ihrer Erkenntnisse ohne weiteres annehmen, daß die Grundlagen durchaus in das natursichtige Seelenzeitalter zurückreichen. So, wie wir sie spätzeitlich verstehen, geben uns die Himmelsbilder entsprechende Wahrheitssymbole für das irdische Dasein; die Himmelskörper selbst sind Ausdruck für das irdische Sein, aber nicht nur als feste Körper, sondern auch in ihren Bewegungen und Konstellationen.

In der astrologischen Symbolik ist zu unterscheiden, zwischen den Sternbildern des Tierkreises und den Planeten, zu denen im geozentrischen Weltbild auch Sonne und Mond gehören. Es ist für das Wesen der Astrologie einerlei, von welchem Punkt des Raumes, wie wir ihn uns vorstellen, man die Dinge betrachtet; denn es handelt sich um die inneren Entsprechungen, um sonst nichts. Stellen wir uns vor, auf dem Zifferblatt einer Uhr hätte, sobald die Zeiger sich hindurchbewegen, jede Stunde des Tages eine andere seelische psychische Wirkung auf uns — wie es ja in mancher Hinsicht zutrifft; so würden die bezifferten Stunden und der gesamte Stundenkreis unserer Uhr ein Symbol dieser Zustände sein, mindestens eine Art graphischer

tierktabelle. Nun denken wir es uns realistisch lebendig: der sichtbare Welt- und Sternenraum ist so ein Zifferblatt, nur mit dem Unterschied, daß dieses selbst mit jenen Potenzen ausgestattet ist, die wir auf unserer Uhr nur unlebendig-allegorisch angemerkt wissen. Die Himmelsstunden sind die einzelnen Tierkreisbilder, durch welche die Sonne wie ein Uhrkreiszeiger in einem Jahr hindurchläuft. Aber dieses Hindurchlaufen bedeutet selbst wieder Manifestation kosmisch lebendiger Kräfte. Denn mit diesem Wandern, mit dieser Stundenverschiedenheit der Weltenuhr steht in innerer Wechselwirkung und Entsprechung der Zustand unseres Daseins. Es ist also für die echte Astrologie jeder der vom Sonnenzeiger zu durchlaufenden Sternbildräume als gefüllt mit lebendigen Potenzen anzusehen.

Sind die Mythen, sagt Jung, die eigentlichen Ausdrucksformen des kollektiven Unbewußten, so ist die gesamte Mythologie eine Art Projektion desselben. Und so sind die Himmelskomplexe der Sternbilder nichts anderes als unbewußte introspektive Wahrnehmungen der Tätigkeit des kollektiven Unbewußten in Beziehung zu diesen kosmischen Komplexen. Wir können sagen, die kosmischen Kräftezentren, also die Sternbilder sind selbst makrokosmische Archetypen des Naturseelenhaften, die als Lebenspotenzen, als naturseelenhafte Götterpotenzen darin wesen, die aber ebenso auch als mikrokosmische Archetypen im Menschenwesen ihre Wirklichkeit haben. Denn die Götter draußen wohnen ja ebenso in des Menschen Brust und sind ein und dasselbe. Und weil der Mensch Abbild des Makrokosmos, des Himmelsgroßmenschen ist, so haben nach ägyptischer Lehre auch die Glieder des menschlichen Körpers ihre bestimmten astrologischen Beziehungen. Tritt dies dem natursichtigen Menschen aus dem Unbewußten her in sein Bewußtsein, so sieht er wirklich in diesen Tierkreisbildern die kosmischen Lebenszentren, denen er fortwährend unterliegt, an denen er Teil hat.

Daß gerade wieder fabelhafte Tierwesen für diese Symbolik herangezogen werden, beruht auch nicht auf einem rein allegorischen Bilden, sondern hat die tiefe Bedeutung und fließt aus dem tiefen Lebenszusammenhang, der für den Menschen durch die Tierwesenheit mit der übrigen Schöpfung besteht. Ohnehin gehören die Tiergestalten zu den mythischen Archetypen der aus dem Unbewußten dringenden Vorstellungen, wie wir dies bereits ausführlich besprachen. Der Totemismus, die „Tierheiligung" ist, wie wir wissen, eine der entscheidendsten magischen Bezogenheiten des Frühmenschen zur Natur und

zur Götterwelt. Daraus ist zu verstehen, wieso auch die himmlischen Kräfte, die im „Tierkreis" gebunden liegen, eben dem magischen Menschen als Tierpotenzen erschienen.

Etwa das astrologische Bild „Stier" hat nicht den Sinn eines allegorischen Bildes, um damit etwa die Macht des Triebhaften und der Fruchtbarkeit oder des Erdhaft-Gewaltigen auszusprechen; vielmehr gibt die Festlegung dieses Stierhaften gerade in jenem Sternbild, das die Alten Stier nannten, unmittelbar Zeugnis davon, daß jenes früheste Naturerkennen den Zusammenhang sah, der zwischen dem Auftreten der triebstarken, fruchtbaren, erdhaften Potenzen in den Lebewesen, besonders im Menschen, und zwischen den kosmischen Kombinationen besteht, wenn die Sonne in jenes Sternbild tritt, das Stier genannt wurde. Indem die Sonne nun ihr Licht stets aus einem bestimmten Tierkreisraum zur Erde sendet, tritt das Göttliche aus ihr in bestimmten Gestaltungen in die irdische Sphäre ein. Ihr Licht strahlt auf die umwandelnden Planeten, in denen es sich gemäß eigener Individualität darstellt.

Die Sonne selbst als der Wesensmittelpunkt der Welt ist das lebensträchtige Symbol des Heraustretens des Höchsten, von dem her das weniger Hohe sein abgegrenzteres Wesen erhält. Die Sonne selbst als Urkraft, sagt S. Strauß, ist noch nicht als Mars im Irdischen verschlackt; sie ist die Schönheit, aber noch nicht als Venus an den irdischen Stoff gebunden; sie ist die Urweisheit und spendende Güte, aber noch nicht als Jupiter für Götter und Menschen spezialisiert; sie ist der erzeugende Urschoß, aber noch nicht als Mond fruchtbar gemacht zum Gebären der irdischen Kreaturen; sie ist das Feuer, aber noch nicht als zerstörendes Prinzip, wie der Saturn.

Der Kosmos ist so eine Hierarchie. Es leiten sich aus der höchsten Götterpotenz die niederen Götter ab, im ganzen Kosmos geht aus der Urverkörperung alles hervor. So bleibt die Natur innerlich das einheitliche Ganze bei aller äußeren Vielgestaltigkeit. Das alles aber ist nicht ästhetisch, nicht allegorisch zu nehmen, sondern als urmagische Wirklichkeit des Lebendigen in aller Schöpfung. Unsere Neuzeitliche Wissenschaft ist der Mythus vom Rationalen des Daseins; sie erzählt den Mythus des Verstandlichen in der Schöpfung und stellt die mechanische Seite derselben dar. Auch sie läßt aus der einstigen Ursonne diese selbst und aus ihr die Planeten hervorgehen; diese sind allesamt Fleisch von ihrem Fleisch. So schildert uns heute noch unsere

Astrophysik gewissermaßen die seelisch entleerte Außenseite des uralten astralen und späteren astrologischen Mythus.

Die Sterne selbst bedeuten in der Astrologie in ihren verschiedenen Wesenheiten und Bewegungen und Stellungen und in ihrer verschiedenen Kombination mit den Tierkreisbezirken eindeutige Zusammenhänge einer vom Kosmos als Ganzen bestimmten Lebensgestaltung des Irdischen. Und stets hat dies alles einen doppelten Wesenssinn: es ist beseelt vom Aufbauenden und Erhaltenden, es ist auch beseelt vom Zerstörenden. Das eine wie das andere stellt sich in vielfacher gegensätzlicher Verschlingung in den Konstellationen der Himmelskörper, d. i. der kosmischen Kräfte und Kraftzentren dar. So zeigen sich die Himmelskörper und ihre Reigen als seelisch lebendige Wesenheiten; und wie sie miteinander erscheinen, wie sie zueinanderstehen, innerlich, dafür ist der Himmel der greifbare Ausdruck, und dieser Ausdruck ist zugleich wieder ein Symbol der inneren Zustände des Lebens überhaupt, insbesondere des Mikrokosmos Mensch.

Weil für den natursichtigen Menschen nicht nur das, was wir gemeinhin Leben nennen, also nicht nur die organischen Gestalten der Tiere und Pflanzen von innerem Leben durchpulst sind, sondern auch alle sonstigen Dinge wie Fels und Stein, Flüsse und Meer, so haben auch die Orte überall ihr magisch-lebendiges Gesicht, sind voller magisch-lebendigen Inhaltes. Auch die Orte auf Erden sind in diesem beziehungsvollen, allseitig in sich geschlossenen, in sich zurückkehrenden Weltall selbstverständlich eindeutig auf Himmelsörter, also praktisch auf Sterne und Sternbilder bezogen, aber nicht abstrakt rechnerisch, sondern sie sind der irdische Ausdruck kosmischer Potenzen, unter denen der Mensch wohnt, leibt und lebt; daher auch die Bindung bestimmter Götter und Urheberkräfte an bestimmte Orte und Ortungen, auch wenn diese Göttergewalten rein kosmischer Herkunft sind. So ist es begreiflich, daß die Lebensäußerungen der Menschen vom Kosmos her bestimmt, wie auch an ihm in inneren Entsprechungen gespiegelt sind; es ist weiter begreiflich, daß auch das Eingehen in den Ort des Todes ein Eingehen in reale kosmische Zusammenhänge ist.

Da die Bewegungen der Gestirne, sagt Jeremias, und die Konstellationen, durch die sich der Wille der Gottheit kundgibt, und ebenso die Entsprechungen der Teile des Kosmos in Zahlen zum Ausdruck kommen, so ergibt sich für die altorientalische Religion eine mathematische und für die Mathematik eine astrale Grundlage. Für

Sterne, Stein, Pflanze, Tier und Mensch in ihren äußeren Darstellungen und inneren Zusammenhängen suchen wir in der ungeheueren Symphonie des Weltalls mit seinen Harmonien und Disharmonien das ordnende Prinzip, das unserem innersten Wunsch nach sinnenhafter Anschauung genügt. So wie der Musiker in der Partitur den Wettstreit der Klänge liest, so erkennt der Harmoniker in den Werken der Schöpfung das Ringen der kosmischen Klänge, eine Partitur sich immer erneuernder Schöpfungsklänge ist sie ihm, worin Gottes Finger die geheimen Weisen spielen. So liegt es im Ton beschlossen, die Zahl seelisch zu erleben und damit im Zusammenhang die Raumbeziehungen. Und dies durchdringt alle Gebiete der Wirklichkeit. Ton, Zahl, kosmischer Raum, also Sterne, Örter und Zeit werden damit innerlich gleiche Dinge, und darin finden Hieroglyphen, Tempelbauten, Pyramiden, ja zuletzt gotische Baudenkmäler und die kultische Musik des Gregorianischen Chorals, um nur dieses zu nennen, ihre Aufhellung. Im Zentrum alles dessen aber steht die echte Astrologie. Es sind die musikalischen Proportionen des Weltalls und aller seiner Teile — es war eben die „harmonikale" Methode Keplers, die ihn die Planetengesetze finden ließ; es ist der Sinn der Harmonie der Sphären.

Der astrologische harmonikale Gesichtspunkt umgreift also alles in sich. Er erstreckt sich auf alles symbolisch, aber eben in dem Symbol nun liegt auch das wahre Erleben der Wirklichkeit, nicht nur der ideenhaften, sondern auch der voll sinnenhaften. Der Mensch wie die Welt fallen nicht mehr in zwei einander fremde Wesensbestandteile auseinander, wo der Intellekt nichts mit dem Empfinden mehr zu tun haben will und umgekehrt; alles wird zum kosmischen Rhythmus, alles steht in inneren Entsprechungen miteinander. Daher ist es zu verstehen, daß für den mytisch gerichteten Frühmenschen auch bestimmte Zahlen bestimmten Stoffen oder Körpern zugehören; und es ist sogar zu verstehen, inwiefern der geordnete Kosmos eben durch die in ihm sich aussprechende Harmonie der Zahlen sowohl wie durch die Zahlenverkörperung in den Sternen und Dingen eine Art Musik, ein Rhythmus, ein kontrapunktischer Aufbau erscheinen konnte.

Bei den Babyloniern bildeten Minerale und Metalle ersichtlich eine Hierarchie der Werte. Der Kauf- oder Tauschwert von Gold, Silber, Kupfer war nicht etwa von Angebot und Nachfrage bestimmt, sondern der Wert bemaß sich nach den Verhältniszahlen der ihnen zugeordneten Planeten, mit denen sie magische Wesensverwandtschaft

besaßen. Das war auch der Sinn ihrer Verwendung. Der Wert solcher Metalle, ihre Wertung, die ein dauernd Unverändertes, ein Währendes war, also ihre Währung, hatte somit nichts Händlerisches an sich, sondern wertbestimmend war der „Ort" derselben d. h. ihre kosmisch bezogene und gebundene Rangordnung innerlicher Art; denn jedes Element, jedes Mineral hatte seine eigene „Tugend", wie Paracelsus sagt; das rein Substanzielle war stets lebendiger Ausdruck, also Symbol für die Wirklichkeit seiner Naturseelenkraft.

So wird das einzelne „Tierkreiszeichen", werden die Planeten und ihre Stellungen und die ihm zugeordneten oder in seinem kosmischen „Ort" wohnenden Potenzen zum Sinnbild ganz bestimmter Strebungen, Zustände, Einordnungen, Schicksalsfügungen in der götterhaften Natur. Alles aber, was wir heute dazu vorbringen, ist doch eigentlich recht äußerlicher, unbeholfener Natur, sind elende Versuche, das ehedem wirklich erschaute und unmittelbar erfühlte lebendige Wesen dieser kosmischen Gegebenheiten uns irgendwie wieder vorzustellen. Aber so wenig wir selbst noch kosmische Götter sehen und erleben, so wenig ist uns, anders als durch bloß intellektualistische Beschreibungen, der Geist einer urtümlichen Astrologie verständlich. Sie war gewiß nichts weniger als abgebrauchter Aberglaube, wie sie so oft in unseren Tagen, die nur den „lebenden Leichnam" noch vor sich sehen; sondern es war die klare Sicht auf die Götterpotenzen, und war sozusagen ein eigener Bezirk des Götterkultes, des Naturkultes, erhoben in die Region reiner Priesterweisheit, und auch so gehütet vor der „Entweihung" durch die Unberufenen.

Jetzt verstehen wir es abermals grundsätzlich, was das Urwissen des Frühmenschen enthielt, wie es in Mythen niedergelegt werden mußte, in Symbolen, die auf ihren Sinn hin auszudeuten sind. Wir verstehen, wie ihm im Kosmos die Götterkräfte entgegentraten; wie immer wieder andere Götterpotenzen entdeckt wurden, die kamen und schwanden, soweit sie nicht festgegründete einmalige Urzentren waren; wie nach und nach eine Götterhierarchie, ein Göttersaal, ein Olymp, ein Pantheon dem vergeistigten Blick sich darbot, und wie dies alles Ausdruck echtester Wirklichkeit war.

Das Mythische wurde durch die Epochen seit dem silbernen Seelenzeitalter immer mehr und mehr intellektualisiert. Und unser Mythus vom Kosmos und den Göttergewalten ist heute intellektuelle Wissenschaft. Mit unserem wissenschaftlichen Denken können wir freilich nicht mehr das innere Leben der Natur, das der Mythus meint und

aussprechen will, erschauen. Aber wir können es erahnen, wenn wir in uns selbst an die in den Tiefen unseres Wesens noch schlummernde Urschicht rühren. Das mythische, goldene Zeitalter ist uns so gut wie völlig verschlossen und fremd geworden; aber das magische Zeitalter, das silberne, können wir noch verstehen, weil in ihm schon der grob physische Lebenszustand verwirklicht war, weil im Menschen schon der Intellekt mitzuarbeiten begann, in welchem wir jetzt so völlig befangen sind. In dem Maße, so sagten wir, als der Intellekt mehr und mehr an die Oberfläche kam und zunahm, wurde auch die Seelenschicht des einstigen hochmagischen Erlebens und Handelns weiter eingeengt, und erlahmte. Heute ist sie so gering geworden, daß wir selbst das Niedrig-Magische der Naturvölker kaum mehr verstehen, geschweige denn, es auszuüben vermögen. Indessen lebt es noch in der geschichtlichen Zeit, und wir finden es auch in unseren Jahrhunderten noch in Resten in der Volksseele. Alle diese Reste und alle Beschreibungen und Überlieferungen, die wir von neuzeitlichen oder Altertumsvölkern an magischem Gut und an bewußtem magischen Handeln und Erkennen noch finden, müssen wir nun aufnehmen und, soweit wir es verstehen, dies rückwärts zur vollmagischen Seelenstruktur ergänzen, ausweiten. Wir wollen sozusagen die Ruinen restaurieren, um daraus die alten Bauten des Daseins naturnaher Frühmenschen wieder vor uns auferstehen zu lassen.

# DAS MAGISCHE HEIDENTUM

## *Das magische Volk*

Das Kennzeichen des echten Heidentums und seines Verhältnisses zu den metaphysischen und naturseelenhaften Götterpotenzen ist der Kult. Götterkult ist seinem Wesen nach angewandte Magie. Indem die Götter entdeckt werden, bleibt das nicht ein rein visionäres Schauen, sondern Götter entdecken heißt, ihre Kräfte entdecken und heißt weiterhin überhaupt magische Kräfte entdecken. Die Anwendung dieser magischen Erkenntnise ist Götterdienst. Ebenso wie in unserem technisch-materiellen Forschen die Anwendung intellektueller Kräfte eine mechanistische Wirkung auf die Natur hervorbringt, so bringt das magische Entdecken auf die Naturseelenpotenzen, die Götter, eine entsprechende Wirkung hervor.

Mythisches und daraus sich ergebendes magisches Denken ist nicht nur ein Wissen um die inneren Naturgewalten und Seelengewalten und Geisteskräfte, sondern es ist die lebendige innere Gebundenheit des Menschen an diese und eine völlige Einstellung des Lebens auf sie, eine Speisung des Lebens aus ihnen. Aber eben aus diesem Lebenszustand fließt in der gegebenen Naturwirklichkeit und Seelenwirklichkeit auch die unentrinnbare Notwendigkeit eines praktisch seelenhaften und natürlichen Verhaltens — und dieses äußert sich gemäß dem Wissen nun als Kult, d. h. als praktische Magie. Will man dies gesamte Daseinsbild und diesen durchaus aktiven Daseinszustand mit Religion bezeichnen, so haben wir in der mythisch-magischen Religiosität auch den Zusammenhang von Mythus, Magie und Volk vor uns.

Das echt magische Volk ist aber auch notwendig ein mythenträchtiges Volk, denn in ihm leben aus dem starken übergeordneten Unbewußten des Gattungsgedächtnisses alle jenen „urmenschlichen" Tiefenimpulse, die gebändigt werden müssen, um zu einem heroisch geschlossenen Dasein zu gelangen. Mythen aber sind ja, wie wir erkannten, zu einem Teil gerade die eingedämmten, dem Übersinnlichen zukommenden innersten menschlichen Tiefengesichte, deren Wirklichkeiten nur begrenzt in die Bewußtseinssphäre hereindringen können. Zugleich aber stehen dahinter die großen Begehrnisse, der ganze Eros des urtümlichen Daseins.

Das Heidentum ist naturseelenhaft religiös in allem, was es tut, indem es die Götter pflegt, indem es sie auch abwehrt. Dazu gehört ein bedeutendes Ritual, und wer das Ritual verletzt, handelt böse, wer es einhält oder mehrt und in seiner Wirkung steigert, handelt gut. Ein höheres Gut und Böse ist da nicht im Spiel. Die Kulte, die Götterdienste, die Opfer sind also gewiß nicht bloße ästhetische oder romantische Vergnügen und Berauschungen gewesen, sondern es sind und waren mit der ganzen Hingabe des Daseins, mit aller Seelenkraft ausgeübte Handlungen, weit über alles persönliche Bejahen und Freuen oder Verneinen und Trauern hinaus, deren ganzer letzter blutiger Ernst uns in den Menschenopfern entgegentritt, die man nicht mit dem banalen Wort Aberglauben abtun kann.

Der heidnische Mensch hat in bezug auf die Naturwirklichkeit keinen Aberglauben, sondern er kennt nur ganz überwältigende naturseelenhafte Wahrheit, er übt mit dieser Kenntnis eine höchst sinnvolle, zweckmäßige, kultische Religionspraxis aus, durch die er der Götter Kräfte herzieht oder sich vor ihrem Zorn und Neid schützt, wie wenn wir uns technisch durch den Kupferdraht mit der Platinspitze vor dem Einschlagen des Blitzes in unser Haus schützen. Ein höheres Wesen, das uns als abergläubische Heiden sähe, würde sich beispielsweise wundern, weshalb wir diesen Zauberfetisch so schön noch einmal mit der silberfarbenen Spitze schmücken. Alles, was der heidnische Mensch tut und läßt, mußte er streng gebunden im Hinblick auf den Zusammenhang mit den lebendigen Natur- und Kosmoskräften tun. Daher ist nichts, was der Heide, der echte Heide tut, religionslos, alles hat religiösen Bezug und Weihe; aber nicht wie in der Erlösungsreligion nun in der einfachen Liebe und Bitte zu Gott dem Vater mit dem freien Eingehen in seinen Willen, sondern in Götterfurcht und Götterangst, die der heutige Mensch wenigstens gedanklich noch mit seinem steten Aberglauben in der religiösen und profanen Sphäre pflegt. Aber dort war es nicht Aberglaube, sondern überwältigende Wirklichkeit, wenn der naturgebundene Frühmensch mit seiner naturmagischen Seelenverfassung aus den lebendigen kosmischen Lebenszentren unmittelbar seine eigenen Pflichten ablesen konnte und daraus eine naturhafte Sicherheit für sein ganzes Tun und Lassen empfing. Und so mußten die magischen Praktiken richtig erkannt, das Wissen richtig angewendet werden, um den wahren, den wirksamen Götterdienst zu organisieren.

Diese magischen Kenntnisse und Besitztümer, die richtigen Kult-

fähigkeiten und -geheimnisse waren nun nicht unbedingt jedermann zugänglich, sondern knüpften sich an bestimmte Personen, Sippen oder einzelne natürliche Volksstämme und zuletzt Völker, ja an Landsmannschaften und Städte, also an räumlich bedingte Gemeinschaften. Oft kannten solche Gemeinschaften, Städte, Völker wesentlich nur ihre eigenen Götterpotenzen, opferten diesen insbesondere, während ihnen andere weniger wichtig erschienen, weil sie in der betreffenden Menschengruppe oder Landschaft weniger wirksam waren oder sich nicht bemerkbar machten. Oft wird auch berichtet, daß sich zuvor unbekannte Götterwirkungen einstellten, deren Herkunft zunächst noch nicht ermittelt war, und die nun so lange ungünstig wirkten, bis man ihrer magisch habhaft geworden war und ihnen nun den richtigen Kult darbrachte. Sie wurden sozusagen magisch angepeilt, analog dem physikalischen Aufsuchen von Störerwellen in unseren modernen Übertragungen. Auch wurden irgendwo entdeckte Götter anderswohin übertragen, wenn dies mit den entsprechenden magischen Sicherungen möglich war, dann an den neuen Plätzen verehrt, d. h. kultisch festgelegt und behandelt, wodurch dann der Volkskörper oder die Stadt, die solches vollbrachte, besonderen Segen erntete. So ist in der Apostelgeschichte erzählt, daß Paulus bei seinem Rundgang durch Athen einen Altar fand mit der Aufschrift: „Dem unbekannten Gott", was durchaus im obigen Sinn heidnisch gemeint war. In Babylon war Marduk ursprünglich der Hauptgott, aber als Babylon die Hauptstadt des ganzen Reiches wurde, ward Marduk der oberste Gott des ganzen Reiches, die übrigen Ortsgötter traten gegen ihn zurück, denn eben sein Mana, seine Götterkraft, hatte ja den Sieg ermöglicht. Wurde beispielsweise im alten Ägypten ein Gaufürst Herr über einen anderen Gau, so wurde auch der Totemgott zum Hauptgott in der unterworfenen oder angegliederten Landschaft.

Ein besonderes Beispiel für solche Götterübertragungen von einem Volk auf das andere, teils bei Eroberungen, teils durch sonstigen Austausch oder einseitige Vermehrung bietet nach Forrer das alte Hatti-Reich auf der kleinasiatischen Hochfläche im 2. Jahrtausend v. Chr. Es hatte einen aus Götterelementen verschiedenster Herkunft bestehenden Götterstaat, der sich zusammensetzte einmal aus der eingesessenen Götterwelt der Ureinwohner, deren Sprache der Urtyp der kaukasischen Sprachen ist; sodann aus jener der kaukasischen Lurier und endlich jener der Horrier, deren Sprache dem Türkischen verwandt

ist; gerade deren Götterwelt hatte, wie Forrer sagt, erstaunliche Durchschlagskraft. Diese ganz verschieden entwickelten Volksgötter sind in den letzten bedeutenden Epen jener Kultur dargestellt, während die früheren nur in primitiven Märchen und Sagen überliefert sind. Mit der zunehmenden Vergeistigung sind auch die Götter vergeistigt worden. In diesem vergeistigten Zustand finden wir auch die homerischen Götter, wo nichts mehr von den alten orphischen Gewalten zu spüren ist; und es mag, nebenbei bemerkt, von besonderem Interesse sein, daß Homer auch episch aus jenen Quellen schöpfte, denn teilweise sind es dieselben Redewendungen bei ihm, die auch den Hatti-Epen eigen.

Bekam so jede Stadt und jedes Reich seinen Hauptgott, weil er sich als der stärkste manifestiert hatte, so gab es daneben auch die weniger mächtigen Götter, die zu anderen Regionen des Lebens in wirksamer Beziehung standen. Grundsätzlich blieb jeder Gott und sein Kult solange bestehen, als die magische Erfahrung zeigte, daß er von sich aus noch seine Manakraft hatte und spendete oder daß man durch die Kultpraktik sie auf sich herziehen, im Fall feindlicher Wirkung abweisen konnte. Dabei wurden auch die Götteridole vielfach umgewandelt, was den inneren Zuständen Ausdruck gab, und zwar nicht künstlerischen, sondern wiederum praktisch wirksamen magischen Ausdruck. So muß es mit dem Falken als Gott in Ägypten gegangen sein, denn wir haben Bilder, auf denen jeder Gott einen Falkenleib hatte, aber zur Unterscheidung mit ganz verschiedenen Köpfen, wie denen eines Wolfes, einer Katze, eines Bockes.

Da sich der heidnisch magische Mensch mit den Welt- und Naturkräften, die seinen Körper wie seine Seele, seine Natur- und Volksseele beherrschen und durchdringen, auseinanderzusetzen hat, so steht er täglich und stündlich diesen von ihm als lebendig erkannten und erlebten Gewalten gegenüber, und zwar nicht wissenschaftlich, wie wenn wir es in unseren Laboratorien mit den Wirkungen der nur mechanistisch erkannten und erfaßten Naturkräfte zu tun haben, sondern er sieht und spürt die lebendigen Potenzen. So steht er beständig in unmittelbar gefühlter und erlebter Abhängigkeit und Wechselwirkung von und zu den Göttern, hohen und niederen, lichten und düsteren; mit einem Wort: er ist in seinem ganzen Dasein, in jeder noch so geringen Tätigkeit religiös und nur religiös orientiert, ob er nun seine Pferde einspannt oder sein Brot ißt, ob er auf dem

Felde sät und erntet oder eine Ehe eingeht; ob er seinen Kindern Namen gibt oder ein Heldenlied singt und in den Krieg zieht.

Jedes natürlich-heidnische Volk hat, wie schon angedeutet, innerhalb seines Volkskörpers außer dem diesen Volkskörper begründenden und daher in ihm, wörtlich in ihm, herrschenden Hauptgott noch eine größere oder geringere Zahl mächtiger oder weniger mächtiger Untergötter, die jedoch alle miteinander stets die völkischen Lebensbeziehungen regeln. Dem Hauptgott mitsamt den ihm attachierten Götterkräften wird gedient, geregelt gedient, aber es kann zu äußerst schwierigen Lagen und Veranstaltungen führen, wenn unter den mehr oder weniger starken Götterkräften sich feindliche Strömungen bemerkbar machen. Wird der eine Gott um des Schutzes und der Kraft des anderen willen verlassen oder kultisch vernachlässigt, so ist alles daranzusetzen, daß sein möglicher feindlicher Einbruch in den Volkskörper verhütet wird. Siegt er dennoch, so nimmt er Rache in einem durchaus lebenswirklichen Sinn. Das sind die großen, ja bis zur Zerstörung eines Volkes gehenden Götterstreite, die natürliche Völkertragik des Heidentums.

Der Gott lebt in der Gesamtheit der Einzelindividuen; aus ihm heraus, aus seinem lebendigen Wesen, in seinem Namen handeln sie, vollbringen sie ihre Taten, leben und sterben sie und werden sie gelebt. Wenn nun solche Völker in Kampf miteinander treten, so genügte es gegebenenfalls, wie wir etwa im Homer es lesen, wenn die besonders hervorragenden Invividuen, welche das Wesen ihrer Volksseele vielleicht am reinsten verkörperten und die sie deshalb Könige nannten, weil sie die Könige wirklich waren — so genügte es, daß diese miteinander kämpften vor beiderseits versammeltem Volk, denn die Entscheidung fiel wirklich zwischen den Göttern, für deren naturseelenhaftes Ringen eben die Völker der irdische Leib waren.

Im Tacitus steht, daß die Germanen bei schweren Kriegsgängen einen Gefangenen aus dem feindlichen Heer mit einem besonders hervorragenden Kämpfer des eigenen sich messen ließen, und die Entscheidung war ihnen das entsprechende Vorzeichen des Kriegsausganges selbst. Aber man sah nicht „fatalistisch" diesem Kampf zu, wie Höfler sagt, sondern beeinflußte schon durch die Wahl des Partners den Ausgang. Auch hier werden also die Vorzeichen gewendet, aber in der Unterschicht des Daseins mag es so verlaufen sein, daß eben der Sieger die Gewalt des Orts- oder Schlachtengottes an sich band und daß es auf diese Weise seinem Stamm zugute kam.

Hier sehen wir auf den tiefsten Untergrund des mythisch-magischen, des ganz und gar naturgebundenen völkischen Heidentums, sozusagen auf die naturseelenhafte Urform eines heidnischen Volkes. Man muß beachten, daß das Wesen des echten Heidentums eine durch und durch organische Weltanschauung war, die den Menschen selbst und seine Kräfte mit dem Kosmos von innen her verbunden wußte und erlebte. Dies denkerisch zu sehen und zu wissen, ist heidnische Philosophie und Geistesreligion; es praktisch zu betätigen, es umzusetzen in das Leben, ist magischer Kult. Mit der bewußten Einordnung in den Lebenszusammenhang der Natur ist aber zugleich auch eine Instinkt- und Treffsicherheit im Verhalten der Völker und Sippen und ihrer Einzelpersonen gegeben, daß man daraus wiederum verstehen kann, weshalb aller religiöse Kult so überaus streng und einheitlich und gemeinsam unindividualistisch geordnet war, weshalb alle Dinge des Daseins selbst kultisch verbrämt waren und weshalb nichts geschehen durfte, weder im Volksleben, noch in der Familie, noch beim Einzelnen, was nicht diesem inneren, in den Kulten dargestellten und zugleich gefestigten Einheitszustand diente und sich daher einfach als Lebensnot-wendigkeit ergab.

So entstanden aus diesem inneren Zusammenhang mit besonders starken oder einer besonders starken Naturpotenz, wie man unmittelbar sieht, die natürlich gebundenen Gemeinschaften, es entstanden naturseelenhaft gebundene Menschengruppen, Stämme und Völker. Wie sich aus dem Wirken der metaphysischen Naturpotenzen die vielen Gestaltungen der Tiere und Pflanzen ergeben, wie alles, was die Natur überhaupt an Erscheinungen und Tätigkeiten zeigt, Ausdruck solcher innerlich lebendigen Naturpotenzen ist, so ist es auch mit dem natürlichen Menschenleben. Ist also ein gesund naturhaftes Heidenvolk von innen her geschaffen, so stehen die einzelnen Individuen unter der gemeinsamen, sie von innen her fassenden Götterpotenz. Daher ist es auch möglich, daß Gruppen in anderen Gegenden sich unter die Götter eines anderen Volkes stellen können, daß sie ihre Götter mitbringen und mit den Kräften des Wirtsvolkes vereinigen können, sofern sich solche Götterpotenzen nicht gegenseitig ausschließen. Danach wird es sich dann auch von selbst ergeben, ob solche Völker Freund oder Feind sind, aus tieferem Zusammenhang über alle etwaigen wirtschaftlichen und sonstigen äußeren Erwägungen hinweg. Da entscheiden nicht intellektuelle Erwägungen und Berechnungen. Man wird ein fremdes Volk nur angreifen und

kränken, wenn „die Götter es wollen", wenn der magische Gotteszwang da ist und man dessen gewiß ist, daß die eigenen Götterpotenzen Kraft über die anderen gewinnen können. Aber die Götterpotenzen selbst sind von sich aus lebendige Eigenwesen der kosmischen Natur, und können in ihrem dämonischen Drang nach Selbstverwirklichung und Selbstvergrößerung ihr Volk drängen und in den Krieg treiben. Dann haben die klugen Überlegungen eben keinen Raum mehr, das Volk muß zum Streit ausziehen, die Götter wollen es, ganz echt und wirklich.

Und so war, wie Unger sagt, jedes derartige echt heidnische magische Volkstum, ob groß oder klein, der natürliche Leib seines übergeordneten Gottes, der nun, wie wir erkennen, keine epische Gestalt, auch keine Abstraktion von mechanischen Naturkräften, auch kein bloß idealer Gedanke war, sondern das grundlegende lebendige Naturseelenzentrum der Gesamtheit, aus dem allein sie leben und wirken konnte, und ohne das die Gesamtheit des Volkes einfach ein Haufen innerlich zusammenhangsloser Individuen bliebe, auch wenn sie blutsmäßig einer Herkunft wären. So müssen die kultischen Notwendigkeiten dauernd erfüllt werden, es sind wirklich Not-wendigkeiten, denn davon hängt das Wohl und Wehe der menschlichen Zustände und die lebendige Existenz des Volkes unmittelbar ab. Und weil der echt mythisch-magische Mensch dies unmittelbar sieht und weiß, so denkt er gar nicht daran, das kultische Tun etwa nicht ernst zu nehmen; er macht es nicht zum Schein mit, sondern wirklich aus der Seele. Es könnte dort nie sein, daß einer, wie bei uns, etwa aus äußeren Rücksichten an den Kulthandlungen der Religion teilnehmen wollte. Das würde in einem lebendig heidnischen Verband gar nicht möglich sein; deshalb nicht, weil da die wirkliche, die echte, die lebendige seelische Einstellung und Mitarbeit und Gebundenheit unmittelbar entscheidend für die Wirkung der Kulthandlung ist. Wollte in einer solchen Gemeinschaft einer auslassen, so würde sofort die Gesamtheit dies an sich und in sich spüren, der ganze magische Kultkörper, der wirksame Zusammenhang mit der Gottheit würde gestört, könnte wirkungslos werden oder in sich zusammenstürzen — es wäre eine Katastrophe da. Daher die strengen Strafen, die in allen unverdorbenen heidnischen Gemeinschaften die Störer und Frevler treffen.

Da nun eine solche natürliche Menschengemeinschaft von innen her verschiedenartig gegliedert und doch streng einheitlich geschlossen ist,

so ist das echte lebendige Abbild eines natürlichen Organismus, der seine einheitlich verwalteten Glieder mit ihren verschiedensten Aufgaben und Tätigkeiten hat. Da gibt es verschiedene Grade der seelisch-geistigen Verfassung; es gibt spezielle Ausbildungsarten des Körpers, es gibt von innen her bestimmte Berufe, für einzelne, für Sippen, also Könige, Priester, Krieger, Schmiede, Ackersleute, die solches alles nicht zufällig, will sagen innerlich unberufen sind; sondern sie alle haben kraft der inneren magischen Bindung eine oft jenseits ihres eigenen Willens und Bewußtseins liegende natürlich-seelenhafte Berufung, einen Beruf aus Geburt und innerer Anlage. Deshalb ist auch der Häuptling oder König einer solchen magisch konstituierten Gemeinschaft aus Geburt und innerer Berufung „von Gottes Gnaden". Kommt doch das Wort König, Kunig selbst von „können". Priester oder König ist nur der, der von innen her die Weihe hat und an sich trägt. Weihe aber heißt: den kultischen Kontakt mit den Seelen- und Naturgewalten der Götter im Volkskörper haben und ihn im höchstmöglichen Maß betätigen können zugunsten des Ganzen. Kein Wunder, wenn sich oftmals König und höchster Priester in einer Person vereinigten, wie etwa in China, wo der Kaiser die großen Volksopfer darbrachte. Auch bei den germanischen Königen scheint die Herrscher- und Priesterwürde in grauer Vorzeit vereinigt gewesen zu sein.

Daß man den König oder den höchsten Priester vor allem als den erkannte und auswählte, der er wirklich war, oder daß er sich selbst als dieser erkannte, beruht somit nicht auf intellektuell angestellten Erwägungen; denn eine solche Persönlichkeit stand einfach in ihrer Wirkung mit ihren Fähigkeiten da und war gar nicht zu verkennen. Denn wer das Mana hat, von dem strömt es auch aus, und die anderen sehen, spüren, erfahren es an sich und an der Gemeinschaft, an dem Fortgang ihres Daseins unmittelbar. Darum können auch umgekehrt in einer solchen magischen Volksgemeinschaft Verbrechen nicht unentdeckt bleiben; denn eben in einer solchen Gemeinschaft ist Verbrechen ja nichts anderes als die Störung des magisch intakten Volksseelenkörpers von innen her; denn nur das ist ja das Gute und das Böse. Vielfach sind es auch äußere Zeichen, die solche echten Könige, Häuptlinge oder Priester an sich tragen: Wuchs, Stimme, besonders ausgeprägte Verkörperungen spezifischer Rassemerkmale, Gewandtheit u. dgl., aber immer nur insoweit, als dies Ausdruck für die Anwesenheit des magischen Vermögens selber ist. In den sume-

rischen Bußpsalmen erscheint der König selbst als der Büßende, die Schuld des Volkes liegt auf ihm; es ist nicht nur der numinose Schmerz, wie Jeremias sagt, sondern auch der magische. So ist es auch bei den mythischen Kaisern der Chinesen, und es spiegelt sich noch im englischen Königszeremoniell, denn bei der Krönung 1911 war unter dem Thron noch der magische Schicksalsstein angebracht, den Eduard I. nach der Unterwerfung Schottlands von den dortigen Fürsten übernahm.

Ein solcher König bringt dann infolge seiner Manakraft auch Glücksgüter mit. Asurbanipals Schreiber preist ihn, weil er die Quellen vermehrte, das Getreide wachsen ließ und vieles andere. Mag man zunächst da auch an „Hofstil" denken, so liegt dem doch etwas viel Tieferes und ganz Entscheidendes zugrunde, weit entfernt, diese Wahrheitspreisungen zu einer Lächerlichkeit byzantinistischer Art werden zu lassen. Es ist der wahre magische Zusammenhang aus der Manakraft eben des Besten, des Könnenden, der selbst mit dem Gott beladen ist und durch den der Gott wirkt. So bringen ja auch die Pharaonennamen die „Abstammung" ihrer Träger von bestimmten Göttern jeweils zum Ausdruck; damit ist der Pharao sozusagen der Prototyp des Volkes selbst, der eigentliche Übermensch, der Heilbringer, dessen Mana das des Gottes ist.

Sehr wesentlich ist nun in allen solchen Verbänden, daß die magische Kraft, das Mana, und das daraus sich ergebende kultische Können und Vermögen auch schwinden kann, und daß sich dieses Schwinden entweder von selbst anzeigt oder durch die größere, es überschattende magische Kraft eines Anderen alsbald in Frage gestellt wird. Dann wird der, dessen Mana schwindet, wenn er es aufrechtzuerhalten versucht, ohne daß es ihm „gerechterweise" noch zukommt, selbst zum Verbrecher an der Gemeinschaft. Ist alles wohlgeordnet und ist er selbst seelisch richtig in das Ganze eingefügt, so wird er von selbst den Platz dem „Besseren" räumen oder sogar in den Tod gehen. Es kommt aber wohl auch zu Angriffen auf den bisherigen Häuptling und König, wenn nur die Vermutung auftaucht, daß sein Mana zum Nachteil des Ganzen schwinden könnte. Solche Angriffe stellen sich in wohlgeordneten und ritual sehr eindeutig bestimmten Kämpfen dar. Unterliegt er, so ist von innen her durchaus lebendig das Götterurteil gefällt, eindeutig und nichts weniger als durch Zufall. Und der Sieger tritt an die Stelle des bisherigen Häuptlings und Königs. Das alles kann geradezu festliche, freudige

Formen annehmen, und wenn sich der König nun selber den Tod gibt, so ist das für ihn und die eng mit ihm verbundene Gemeinschaft gerade der Ausdruck für eine Erhöhung des magisch kraftvollen Lebens.

Die ägyptische Geschichte etwa zeigt, wie der Götterkult mehr und mehr intellektualisiert wurde, wie aber die Kultriten selbst dennoch ihre magische Wirkung beibehielten. Und solange dies geschah, blieb auch der Volksorganismus lebendig. Als ihm unter Amenophis dieser magisch-kultische Mittelpunkt genommen wurde, war das Reich bald hinfällig geworden. Erst als die Ramsesdynastie die richtigen Kulte wieder hervorbrachte, lebte auch das Reich neu auf. Und am Ende der ägyptischen Geschichte war das Zurückgreifen auf alte Riten und Tierkulte nur ein letzter Rettungsversuch des Volksorganismus.

So sehen wir, wie ein wahrhaft natürliches Volk, ein Volk, dessen Naturseele in voller Wirkungskraft ist, ein gesundes Volk nur bestehen kann in tiefer Verbundenheit mit den inneren naturseelenhaften Kräften, weit entfernt davon, in der vergänglichen äußeren Einzelerscheinung des Individuums den letzten Sinn und Wert des Daseins zu sehen. Denn jedes echte, noch aus den ursprünglichen Quellen lebende Volkstum, jede elementare Lebensgemeinschaft lebt eben durch ihre Individuen in einem fortwährenden Herüber- und Hinüberströmen aus dem Leben in den Tod, aus dem Tod in das Leben. In jenen magischen Zuständen lebt der Mensch irgendwie mit seinen Gemeinschaften etwas Pflanzenhaftes seines Wesens aus. Wie der Baum im Frühling grünt, danach Blüte und Frucht bringt, dann wieder als tot dasteht; wie das Kraut wächst und stirbt, aber die Wurzel ausdauert und neu hervortreibt — so ist auch das Kommen und Gehen der Einzelmenschen am Baum der Gesamtheit, und auch im Tode bleibt jeder der, der er ist. Daher besteht auch wohl die eheliche Gemeinschaft noch über den Tod hinaus, die Blutsbrüderschaft ebenso, es gibt auch die Grabgemeinschaft, nicht als etwas Sentimentales, sondern als gegebene Wirklichkeit, so daß sogar Lebende mit in das Grab des Abgeschiedenen opferungsmäßig eingehen.

So ist im magischen Volkstum alles in wahrer, d. i. naturgegebener Ordnung von innen her, aus dem naturseelenmäßigen Bezirk. Auszeichnung ist, wie Ziegler sagt, zugleich Belastung mit schwersten Pflichten, und grundsätzlich erhebt sich der Einzelne über die Anderen nur insoweit, als er befähigt und gewillt ist, letzthin für die Gemeinsamkeit das rechte Opfer zu sein. Aber auf eben diesen

Zusammenhängen beruht das wahre Leben, die innere Lebendigkeit der beherrschten Gemeinschaft selbst, es ist dadurch dem Ganzen der innere und äußere Fortbestand und die Lebensentfaltung gesichert. Daraus verstehen wir den lebendigen Bestand, aber wir verstehen auch die Geburt natürlicher Völker. Alles wächst und gebiert sich aus dem gemeinsamen Gattungswesen, der Gruppenseele, und wir verstehen die Art der Eingliederung und Bedeutung des Einzelnen im Ganzen.

Es sind im magischen Volk aber wahrscheinlich nicht nur die einzelnen begabten Priester und Könige gewesen, die durch ihre Manakraft die Wirkungen auf die Naturseelenkräfte ausübten; sondern auch durch die gruppenweise Zusammenfassung von Sippen, vielleicht auch von vielen ausgewählten Einzelnen konnten ebenso bestimmte Wirkungen erzielt werden. Es entstanden auf diese Weise sozusagen magische Behältnisse, die noch stärker oder eigenartiger geladen waren als die Einzelnen an sich. Herodot erzählt im 4. Buch von dem nordafrikanischen Stamm der Psyller, die fortwährend von den ungünstigen Wirkungen des aus dem heißen Süden kommenden Windes bedroht waren. Um dem entgegenzuwirken, zogen sie in Heerhaufen aus, um ihn in der Sandwüste zu bekämpfen. Herodot, dem dies anscheinend töricht vorkommt, setzt in Paranthese dazu, er erzähle nur, was er von anderen vernommen habe; er kennt also offenbar den hier erwogenen Zusammenhang nicht, daß vermutlich ein regelrechter kollektiver Wirkungszauber volksmagischer Art vorliegen dürfte, wobei das Mana der Psyller nicht hinreichte und sie bei diesem Unternehmen in der Wüste umkamen.

Indem so jeder selbst am Ganzen teilhat, kann er auch aus dem Ganzen heraus und für das Ganze sein Eigentum haben. Eben dieses Teilhaftigsein am Ganzen, diese „magische Partizipation", die dem Glied nur im Organismus zukommt, schafft den besonderen, dem naturseelenhaft verankerten Frühmenschen sehr lebendigen Begriff seines Eigentums, das bei ihm geheiligt ist wie der Kult der Götter selbst. Denn auch jedes Werkzeug, jede Waffe, jedes Gerät, das sich der Frühmensch herstellt, ist mit ihm magisch als Teil seines Wesens verbunden, sein Wesen aber mit dem des Ganzen. Daher sein Eigentum ihm aus dem Ganzen zukommt. Die urheberische Kraft, sagt Ziegler, die an allen Gliedteilen eines Organismus haftet, haftet auch an den Gegenständlichkeiten, also an Wald, Weide, Ackerland, Vieh und Haus. Sie gehören dem Einzelnen ebenso zu wie Ebenbild und

Name; auch sie ergeben sich ja nicht willkürlich, sondern im magischen Zusammenhang seines Wesens mit dem Ganzen oder den Naturkräften. So ist im frühmenschlichen Volksverband ein Dieb etwas viel Zerstörerisches als ein Dieb im modern sozialen Sinn: er stiehlt dem Einzelnen oder der Gesamtheit mit dem Gegenstand nicht nur diesen selbst, sondern den Teil der magischen Urheberkraft, die der Einzelne nur durch den inneren Kontakt mit der Gesamtheit an sich heranzog, als er den Gegenstand verfertigte oder erwarb. Er stiehlt es also auch vom Mana der Gesamtheit. Nur in einer Zeitepoche, die nicht mehr von jener lebendigen Gebundenheit des Einzelnen in das Ganze wußte und wissen wollte, konnte daher auch das tiefere Recht auf Eigentum angezweifelt werden und unter dem Schlagwort „Eigentum ist Diebstahl" ein lebensleerer Sozialismus als Summierung der Millionen gleicher Individuen angestrebt werden.

Im heidnisch magischen Volk aber lebt alles in den inneren naturseelenhaften Zusammenhängen. Dadurch bleibt die Volksgemeinschaft bis ins kleinste geregelt, die Werte bleiben dort, wo sie von Natur aus hingehören. So ist es auch unmöglich, daß ein willkürliches Auswechseln der Güter, des Eigentums stattfinden könnte, so wenig wie eine Auswechselung des Standes der Einzelnen, es sei denn, daß dies aus der Übertragung oder Erwerbung der an den Dingen und Menschen haftenden, ihnen zukommenden Manakraft geschähe. Anders würde ein solches Volk sofort auseinanderfallen und wäre nur noch Masse.

Bei der ungeheuren Wichtigkeit und Wirklichkeit des Götterkultus im kleinsten wie im weitesten Maß wird es auch begreiflich, daß die Hütung der Kulte und Kultstätten, der Altäre und Tempel das Allerwichtigste und Grundlegendste war, was ein heidnisches Volk zu tun, wofür es zu sorgen hatte; viel wichtiger als Wirtschaft und äußeres Gut und Leben des Einzelnen; denn ohne jenes konnte dieses nicht bestehen. Lag also im Kultischen die lebenserhaltende und spendende Kraft der Gesamtheit, so scharten sie sich in unbedingter, nie in Frage zu stellender Art um ihre Kultstätten und verteidigten sie mehr als ihre Behausungen und ihr sonstiges Hab und Gut und Weib und Kind. Umgekehrt mußte dem Feind alles daranliegen, der Kultstätten und Tempel habhaft zu werden. Einmal, um die dort gepflegten Göttergewalten sich selber zunutze zu machen; oder wenn dies nicht erreichbar war, sie zu zerstören, aber unter allen Vorsichtsmaßregeln, unter Entgegensetzung der eigenen Götterkräfte, damit die gestörten und zerstörten Götterkräfte nicht ihm, dem Feind selbst, schädlich würden.

## *Urvolk und Sprache*

Wir haben im vorigen Abschnitt uns vorzustellen versucht, auf welche Weise ein natürlich magisches Volkstum, ein Volkskörper zustande kommt, welche Kräfte ihn zusammenhalten und was seine Wesenskennzeichen sind. Gemäß unserem Bestreben, nicht das konkret Geschichtliche nur zu betrachten, sondern aus den äußeren Erscheinungen auf die Innenwelt, die darin zum Ausdruck kommt, zu schließen, müssen wir jetzt weiter fragen, aus welchen etwaigen Uranfängen sich ein solches umrissenes Volkstum etwa gestalten konnte? Wir sind über die Zeit hinweg, wo man glaubte, daß ein ursprüngliches Volk sozusagen aus einer Anzahl mehr oder weniger zusammengetretener Horden und Sippen sich bildete. Wir verstehen heute, wie ein echtes Volkstum nicht eine Summe von vielen Einzelnen ist, sondern selbst als Ausdruck eines übergeordneten Ganzen nur lebt; das ist eben der Unterschied zu Massen oder bloßen Zweckverbänden. Im Anfang steht das Innerlich-Ganze.

Dieses Innerlich-Ganze bedeutet „Seele" im weitesten und tiefsten Sinn. Auch jedes wahre Volkstum geschichtlicher Art ist der Ausdruck seiner ihm eingeborenen Seele, die das Wesen und der Inhalt seines „Erbgutes" ist.

Wir sehen heute auf Grund der naturhistorischen Forschung die Erbmerkmale als etwas einmalig und fest Gegebenes an. Wir wissen aber, daß in jedem Menschentum der ganze Mensch als Potenz liegt, und es ist daher möglich, daß sich innerhalb größerer Fristen und unter heute nicht beobachteten Umständen auch neue Erbeigenschaften, die verhüllt blieben, entfalten können, d. h. die Völker sich entwickeln können, wenn erbmäßig das in ihnen verhüllt Liegende in irgendwelchen Zeitläuften sich offenbart. Wenn wir uns aus dem vorigen Abschnitt erinnern wollen, daß das ursprüngliche naturseelenhafte Volkstum aus magischen Beziehungen zu den Naturkräften Eigenschaften gewinnen, verstärken und festzuhalten vermag, so ist es nicht ausgeschlossen, daß eben in jener grauen Frühzeit, in der ja die Herausarbeitung der späteren Stämme wurzelt, sich auch Einflüsse ganz anderer Art geltend machten.

Schon in der älteren, also späteiszeitlichen Steinzeit hatten sich die Menschen in größere natürliche Gruppen gegeneinander abgesetzt, denn ihre Kulturäußerungen, soweit wir sie ermitteln können, sprechen dafür; in der jüngeren Steinzeit wird dies noch stärker bemerk-

bar, die Kulturkreise wurden enger, zugleich unterschiedlicher, und gingen von da ab verschiedene Wege. Wie dies auszudeuten ist in bezug auf Völkerbildung und Volkszugehörigkeiten, steht noch dahin. Doch wir erinnern uns, was wir einleitend über das älteste naturhistorische Menschentum sagten: daß wir auch die gesamten Steinzeitler nicht für irgendwelche Ursprungsvölker halten können. Wo also die Wurzeln der späteren und heutigen stecken, und was wir von untergegangenem Menschentum auf etwa nicht mehr existierenden Landgebieten halten müssen, ist noch nicht auszumachen. Hier stehen in Zukunft noch bedeutende und wohl überraschende Entdeckungen bevor.

Man muß bei diesen Ursprungsfragen vor allem im Auge behalten, was bisher von der Vorgeschichtsforschung mißachtet wurde, daß in jenen Frühzeiten, um die es sich bei der Inangriffnahme solcher Fragen handelt, die Geographie der Länder und Meere anders war als später und heute. Man kann da keine heutigen Landkarten hernehmen, wenn wir bedenken, daß beispielsweise noch zur Eiszeit und kurz vorher Europa bis hinauf über die Doggerbank reichte, die Themse ein Nebenfluß des Rheines war, die Rheinmündung also dort oben lag. Es ist derselbe Fehler, den die Altphilologie macht, wenn sie etwa aus heutigen Karten Griechenlands und der umliegenden Inseln und Küsten homerische Geographie treiben will. Wir müssen annehmen, daß die volle Menschenentwicklung schon zu einer Zeit vor sich ging, als nicht nur die Grenzen von Kontinenten und Meeren ganz andere waren, sondern auch das Klima selbst, und daß auch heute vereiste Gegenden des Nordens warm und kulturfreundlich waren. So werden die frühesten Naturvölker vermutlich in viel früheren Epochen wurzeln als in der Eiszeit selbst.

Mit der Differenzierung ursprünglicher Völker, einerlei wodurch sie geschah und auf was für äußere oder innere Zusammenhänge sie zurückzuführen sind, entfaltete sich wohl nicht so sehr eine andere Körperlichkeit als vielmehr ein Seelisch-Geistiges. Denn der Mensch besteht nicht aus Gattungen und Arten wie das Tier- und Pflanzenreich, sondern die andere „Art Mensch" bedeutet zuletzt einen anderen seelisch-geistigen Typus. Naturvölker wanderten; sie kamen unter andere geographische und klimatische Bedingungen und gingen zu anderen biologischen und kulturellen Gewohnheiten und Gebräuchen über; sie kamen unter andere kosmisch-physische Einflüsse. Unter den neuen Bedingungen, in neuen Gegenden verschmolzen sie entweder

mit den eingesessenen oder unterjochten; oder sie verdrängten die früheren oder vernichteten sie; oder angekommene saugten eingesessene auf, wie auch umgekehrt; und zwar wurden meist die hinzugewanderten von den eingesessenen aufgesaugt. Je nachdem entstanden dadurch gesunde, blutaufgefrischte Mischvölker; oder es entstand ein bloßes Völkergemisch mit allen Nachteilen schlechter, sich nicht ausgleichender Vermischung; oft blieb auch ein Rasseerbgut dabei innerlich unterdrückt, ein anderes wurde lange Zeit dominant, bis dann das latent gewordene später unter entsprechenden Umständen wie neugeboren wieder hervorbrach. Dies geschah in vielerlei Abstufungen.

Ein ganz hervorragendes Beispiel dieser Völkeraufsaugung durch ein auf dem Boden zuvor schon lebendes, natürlich geprägtes Volk sind die Chinesen gewesen. Zuerst waren sie ein kleines geschlossenes Volk, das in den Altgebieten des heutigen China saß. Nun erfolgten von Asien her jahrhundertelang Einbrüche und Einwanderungen fremder Völker. Niemals setzte sich das Chinesentum kriegerisch zur Wehr, in der Weise, daß es etwa die Eindringlinge oder die friedlich kommenden Einwanderer mit dem Schwert entscheidend bekämpft hätte. Aber langsam, langsam vermischte es sich mit ihnen, prägte ihnen seine Geistigkeit auf, ja sogar seine Körpereigentümlichkeiten, und so waren aus den Fremdlingen zuletzt Chinesen geworden. Hier haben sich übergeordnete Naturpotenzen, also in Volkskörpern verleiblichte Götter, als von innen her über andere siegreich erwiesen; und vielleicht kam auf diese Weise alles zustande, was wir überhaupt in historischer Zeit als natürliche und rassenhaft geprägte Völker kennen. Die übergeordneten Potenzen können andere in sich aufnehmen, aber nicht unbedingt, sondern nur, wenn die inneren Erbstrukturen solches ermöglichen. Je nachdem führt die zu allen Zeiten vor sich gegangene Mischung von Rassevölkern entweder zum Herrschen und damit unter neuer Blutzufuhr zu einer erhöhten Selbstverwirklichung und Kraftzunahme des einen Rassestammes; oder es kommt ein rassisch nach außen geschlossen aussehendes Volk heraus, das nun auch in einheitlichem Wesenssinn sich betätigt. Das alles ist der Lauf der Geschichte, in der sich Rassen und Völker nach ihren Ur- und Erbanlagen gestalten, Staaten und Reiche aufblühen und wieder zerfallen, sich wieder erneuern oder sterben.

Im Naturreich sind die einzelnen Pflanzen- und Tiergattungen Symbole oder lebendige Darstellungen der überzeitlichen Urform. Daß diese Urform, diese Entelechie, niemals als solche körperlich in

der äußeren Natur existierte, haben wir im Einleitungsabschnitt schon dargelegt; dennoch ist sie eine tiefere Wirklichkeit im wörtlichsten Sinn. Und so sind, wie das mythisch-magische Volk, die vielen Pflanzen- und Tierarten der Leib ihrer übergeordneten Gattungsseele, die in allen lebendig ist und alle Individuen aus sich gebiert. Die vielen natürlichen Völker, die je über die Erde dahingingen, sind allesamt ein Teilausdruck der überzeitlichen Urform, und diese Urform ist der eigentliche übergeordnete, überzeitliche Inhalt der Völker und Völkerstämme. So ist von dieser Seite her der Begriff Urvolk zwar keine physische, wohl aber eine volle metaphysische Wirklichkeit. In ihrer zeitlich-geschichtlichen Erscheinung und Gliederung stellt sich die Menschheit seit urältesten Zeiten in naturseelenhaften Volkskörpern oder sonstigen Gemeinschaften dar, und diese physisch gestalteten Gruppen sind Ausdruck eines oder vieler metaphysisch gegebenen Untertypen. Das Urvolk als solches ist daher ebensowenig und ebensoviel äußerlich physisch vorhanden gewesen, wie die umfassende Urform des Menschen oder der Tier- und Pflanzenwelten. Jedes geschichtliche Volk ist, von diesem Standpunkt aus gesehen, der Ausdruck, das Symbol für seelisch-geistige Urtypen, für seelisch-geistige Urpotenzen, die sich aus der übergeordneten Urpotenz Mensch ausgegliedert und selbst als metaphysische Potenzen in gegenständlichen und abdifferenzierten Völkern physisch dargestellt haben.

Die in möglichster Ursprünglichkeit von innen her geprägten Völker bezeichnen eine blutsverwandtschaftlich zusammenhängende Menschengruppe mit gleichartigem physiologischem und seelischem Erbgut, mit einer für geschichtliche Zeiten festen Prägung. Teils kommt das im Körperlichen zum Ausdruck, soweit es unmittelbar die seelisch-geistigen Anlagen und Kräfte spiegelt: Farbe der Haare und Augen, Gliederverhältnisse, Schädelform, Gang und Haltung, Blut- und Eiweißaufbau, Sprechweise usw.; teils in seelischen Eigenschaften wie der Art der Willensäußerung, der Tatkraft, des Temperaments, des Opfersinnes und die Art, das Innen und Außen des Lebens, die greifbaren oder ungreifbaren Dinge zu betrachten und zu bewerten. Die vielen geschichtlichen Völker zeigen somit die äußere Realität naturseelenhafter innerer Zusammenhänge und Kräfte; das „Urvolk" ist, wie gesagt, lediglich die innere metaphysische Realität zu Völkern mit gleicher innerer seelisch-geistiger Struktur. Ob das nun an der Körperlichkeit immer zum deutlichen oder weniger deutlichen Ausdruck kommt, ist demgegenüber nicht entscheidend, weil der Körper-

ausdruck als Bild der Seele nicht eindeutig festliegt. Daher man auch in der naturgeschichtlichen Rassenkunde von der allzu ausschließlichen Festlegung körperlicher Merkmale für die Rassen abgekommen ist. Je nach dem Ort nun, wo Menschen unter den kosmischen und tellurischen Einflüssen, also unter den bestimmten Naturlebendigkeiten standen und wohnten oder entstanden, je nach dem Boden, der in diesem lebendig-beziehungsvollen Kosmos, in diesem höheren Ganzen selbst wieder ein bestimmtes lebendiges Teilglied war, gestalteten sich aus der überzeitlichen Potenz Mensch nun die Stämme, die Völker, die Sippen als Ausdruck der wirksam werdenden inneren Anlagen, welche der Mensch von der Urzeit her in sich trägt. So werden wir die Wahrheit und Lebendigkeit auch unseres Volkstums nie mechanistisch und intellektuell fassen und begreifen oder gar lebendig erhalten und pflegen können, wenn wir nicht den Weg finden, es in der Seele zu erleben und in uns zur wahrhaftigen Anschauung und Betätigung zu bringen.

Die natürlichen Völker, soweit uns die Mythen und Religionen darüber etwas berichten, entsproßten einem Urstamm von wenig Menschen, die in der Sprache der Bibel die Erz- oder Urväter heißen. Ein Erzvater war entweder ein Einzelner, etwa ein besonders begabter magischer Sippenhäuptling; vielleicht auch eine Gruppe innerlich zusammengehöriger Einzelner, die unter bestimmten götterhaften Gegebenheiten standen, deren Mana in sich trugen und so die Exponenten völkerschaffender, einheitlich gerichteter seelisch-geistiger Eigenschaften waren, die sie fortpflanzen konnten als in ihnen erstmalig gefestigtes Erbgut. Wir haben gesehen, was es für eine tiefe Bedeutung beim Frühmenschen hatte, daß die Urväter zu den Behausungen der Götter freien Zugang hatten und mit ihnen „im Rate saßen", an „ihrer Tafel mitaßen". Soweit wir also in das Dunkel über die Herkunft und Vergangenheit der Völker eindringen können, sehen wir Menschengruppen mit bestimmten seelisch-geistigen Grundlagen mit innerer Erbgebundenheit in seelisch-geistiger Hinsicht, die sich als solche kundgeben.

Zu dieser Geistigkeit gehört in allererster Linie die Grund- oder Ursprache, die aus der Tiefe des Unbewußten selber kommt, die „Urform" der Sprache, von dorther geprägt wird über alle Bewußtheit des diesseitigen Volkes hinaus. Unter „Sprache" aber verstehen wir hier nicht irgendeine jemals in einem empirischen Volkstum wirklich physisch lautlich gesprochene Sprache, auch nicht das formal logische

Kleid, in das sie gegossen ist, sondern jenen Urgrund des Drängens und Müssens und Wollens zum Ausdruck des Unaussprechlichen, was in allem Dasein, auch dem der Rasse, liegt. Indem der Mythus erlebt wurde, ward die Ursprache, die Ursprachheit als Mittel, ihn im Bild auszusprechen, aus dem gleichen Überbewußten wie die mythische Schau selbst geboren. In jener urmythischen Schau aber empfing der Mensch den Lebenseinfluß der Götter, und zwar jedes Menschentum den verschiedener Götter. Das will heißen: Jedes echte Volk wurde aus der überbewußten mythischen Sphäre geboren, geschaffen. Die Ursprache aber, die ihm von innen her zukommt mit dem Augenblick seiner Geburt, ist sozusagen das unveräußerliche Götterurbild seines Daseins, das ihm zugehört, solange es sein wird. Jedes aus dieser inneren Volksseele aber in die Zeit geborene Volk wird eben diese Grund- und Ursprache in sich tragen, abgewandelt in der endlichen Zeit.

So, und nur so, ist auch die äußere, in der Zeit gewordene Sprache eine wesenhafte Manifestation, ein lebendiges Symbol für die urempfangene „Sprache" und damit für urbildhaft geprägtes Menschentum. Alle in der geschichtlichen physischen Wirklichkeit stets volksmäßig abgewandelte und nie anders erscheinende und gesprochene Sprache ist, wie die Arten der Tiere und Pflanzen, in ihren vielfältigen Eigenschaften und Abwandlungen Ausdruck der Urform. Sie mag in der äußeren Welt, im geschichtlichen Dasein solcher Völker mit dem Werdegang der Kultur noch so weitgehend abgewandelt und in ihren formalen Strukturen noch so weitgehend abgeschliffen sein: sie bleibt doch in ihren Worten, ihren Grundworten, was sie ursprungshaft war, und die Worte selbst, die Wortstämme, wie ihr innerer Sinn, das Urwort, kann nicht abgeschliffen, nicht entleert, nicht getötet werden. Würde es das, so wäre auch das eigene Erbgut in den Völkern erloschen; und erst wenn es erlischt, stirbt auch das Wort mit. Die Sprache nun als organisches Gebilde ist selbst die körperliche Entfaltung des dem Unbewußten entstammenden „Wortes". Die Sprache ist also das Abgeleitete, das Durchdachte, das Logische, das Demonstrierende, während das Wort das Ursprüngliche und der Quell der Sprache ist, aus dem sie sich gestalten muß. Wie wenn ich aus einem tiefen Ziehbrunnen einen Eimer voll klaren Wassers heraufhole — das ist das aus dem Urgrund heraufgekommene Wort. Verwende ich das Wasser danach zum Durststillen, zum Scheuern, zum Rädertreiben, zum Kochen — das ist vergleichsweise die geordnete Sprache,

die gewissermaßen eine auf die Oberflächenwelt gerichtete Veranstaltung des elementaren Urwortes ist. Also nicht etwa das Verbum und die Abwandlung „ich denke, ich trage, ich bringe" ist das Ursprüngliche und Grundlegende der Sprache, sondern das unmittelbare Sinnwort der Dinge, das ihren metaphysischen Zusammenhang mit anderem Innenleben bezeichnet.

Die Sprache und das Wort in ihr haben eine dreifache Wesenheit: eine logisch-intellektuelle, eine mythische und eine magische. Im allgemeinen kennen wir in unseren Zeiten nur die erstere, und so ist die Wirkung des Wortes bei uns eben auch nur eine intellektuelle, ist nur von äußerlicher Wirkung und hat kein tieferes Eigenleben, das uns Offenbarungen brächte. Zwar können wir durch eine entsprechend gefügte Sprache seelische und geistige Wirkungen erzielen, aber das Wort als solches, nur das Wort, hat, für sich ausgesprochen, keine innere Wirkung mehr auf uns. So wird uns das Wort nur in seiner Abwandlung und Verbindung ein Instrument der Verständigung, es bezieht sich schließlich nur auf Äußeres, wozu wir auch die seelische Gefühlserregung im gewöhnlichen Sinn rechnen. Denn das alles kann erscheinen und wirken und braucht doch keine tiefere Wahrheit zu sein. Aber wie ein Blick vielsagender sein kann als die großartigste Rede, so kann auch das Wort sein Verborgenes öffnen und sein seelisches Mana ausströmen lassen.

Wo die zusammenhängende Sprache von einem intuitiven Geist, einem Genius, in vollem Wachbewußtsein gehandhabt wird, dient sie der klaren einfachen Gedankenfolge, die sie ausspricht. Doch selbst bei bewußtester Handhabung ist innerhalb der Sprache das Wort immer wieder von einem gewissen Eigenleben, ist Träger teilweise unbewußt und tiefgründig wurzelnder Bedeutungen, die sozusagen selbst ihren Flug machen, auch wenn der die Sprache handhabende Geist das Wort fest und eindeutig gebunden wähnt. Da kann der Genius bewußt etwas sagen, und dennoch wird sich wie von selbst, ihm sogar unbewußt, während er das Wort gebraucht, die gebundene, verdeckte Tiefenschicht öffnen, aus der das Wort urgründig überhaupt kam. Damit offenbart sich uns das Mythische der Wortsprache und der Worte.

Die Sprache ist so ein aus den tiefsten Urgründen unseres Wesens uns eingeborene eigene Wesenheit, so wie unsere Körperhaftigkeit der Ausdruck unserer Herkunft und Artseele ist. So verrät uns die Sprache, wenn wir mit dem rechten und unverbildeten Gefühl auf

dem Wege des eigenen Inneren in sie eindringen, die innere Weisheit unserer eigenen Volksseele, die sonst im Unbewußten liegt. Schon ein Wort nur, recht betrachtet und von innen her erlebt, sagt uns über das Wesen, das es bezeichnet, mehr, als wir gemeinhin ahnen, wenn wir es nur im intellektuellen Sinn aussprechen und anwenden. Das Wort und mit ihm die Sprache als solche schließt uns den unbewußten Untergrund unseres tieferen Daseins auf.

Im Wort liegen Lebensströme und Lebenskräfte gebunden, und wird ein Wort aus dem tiefsten Inneren und mit ganzer Hingabe der Seele erlebt und ausgesprochen, so schüttet es seinen seelisch-geistigen, aber auch seinen magischen Inhalt aus und wirkt von Mensch zu Mensch auch bis in die Untergründe des Lebens, der Naturseele selbst hinein. Da erzielt ein einziges Wort, aus der Tiefe des inneren Erlebens und Schauens gesprochen oder vielleicht da erst nach langer Verhüllung wiedergeboren und aus dem Unbewußten wie traumhaft geprägt, oft solche unmittelbarste Wahrheitswirkung, daß es verstanden wird, auch wenn man es schon oft gehört hat oder es zum erstenmal vernimmt und scheinbar noch keine äußere Erfahrung sich mit ihm verband. Im wahren Wort liegt die ganze Ahnenseele beschlossen.

In allen Religionen spielt das Wort eine erste urgründige Rolle. „Im Anfang war das Wort" — so heißt es zu Beginn des Johannesevangeliums, wo mit dem Wort, dem Logos, der ganze letzte Ursinn und zugleich das Urwirkende der Schöpfung erschlossen ist. Denn dieses ewige Wort ist das aus Gott geborene schöpferische Wesen, durch dessen Mana alles entstand, was Wesen, Schöpfung, Kreatur und Ding heißt. Dann aber, indem der Mensch selbst durch jenes ewige Wort wurde und anfing zu sein, ist in ihm selbst dieses Urwort vorhanden und lebendig gestaltet, er selbst ist Ausdruck jenes Urwortes geworden. Sein Wesen, dem Gottes Odem innewohnt, ist in dem Urwort, das er zu sagen, zu denken, zu erleben vermag, geborgen und zugleich erschlossen — das Geheimnis der Welt und Gottes. Darum ist das Wort im tiefsten und echtesten Sinn Mythus. Und deshalb kann uns der Inhalt des Wortes den ganzen Mythus des Menschseins, des Menschwerdens mitsamt der Schöpfung aufschließen.

Auf die einfachste Weise, so sahen wir, spricht der Mythus das Wesen des Daseins aus; ein und dieselbe Gegebenheit wird vom Mythus in vielfältigen Bildern und Abwandlungen gegeben, weil keine das Wesen voll ausschöpft. So können wir auch im Wort zahl-

lose Bildhaftigkeiten des Wissens um den unaussprechlichen Lebensurgrund finden. Die Sprache enthält das Urwissen um den Menschen selbst. In ihr reflektiert der Mensch aus dem Unbewußten sein metaphysisch-physisches Wesen, worin er sich selbst als Gegensätzlichkeit von Bewußt und Unbewußt, d. h. eben in dieser Polarität schaut.

So ist das Wort, die Grundsprache selbst Mythus und ist Ausdruck eben der Notwendigkeit, in Mythen sprechen zu müssen, weil das Unaussprechliche, Unsagbare gesagt, eingekleidet werden soll. Es liegt somit in aller Sprache Entstehen, Werden und Leiden wie Tätigsein des Menschen beschlossen, und vielleicht dürfen wir annehmen — ich weiß nicht, ob die Sprachforschung selbst schon dafür Grundlagen bietet, daß die urtümlich und wurzelhaft verschiedenen Sprachen der menschlichen Grundrassen auch ihren eigenen mythischen Sinn besitzen. Aber das eine ist gewiß, daß die Grundworte nicht zuerst eine äußere Tätigkeit oder nur den äußeren Gegenstand meinten und sagten, sondern den inneren urbildhaft bezogenen Wesenssinn, das Urmenschliche.

Es ist immer jene Zweiheit, diese Polarität in ihrer Gegensätzlichkeit, die das große Leiden — das Pathos — des Menschen ausmacht zu allen Zeiten und in allen Sphären seines Daseins. Der Mensch erleidet das Leben, aber er meistert es auch; er besiegt es, aber er unterliegt ihm auch; er bejaht sich und die Welt, aber er entsagt auch und opfert sich dahin. Der Held, sagt Nindk, geht unter dem Eindruck des großen Geschehens in solche Selbstentäußerung ein, daß er sich als Werkzeug einer höheren Macht fühlt und nun zugleich Hammer, aber auch Amboß ist; er schlägt und wird geschlagen. Aus diesem Doppelsein erklärt sich das Pochen auf die eigene Kraft und zugleich der Schicksalsglaube, dem er sich doch überläßt. Denn indem die Welle des Geschehens herantost, lüftet sich ihm der Vorhang über dem großen Geheimnis des Allgeschehens. Und das Wort für „werden", sagt ein anderer Forscher, ist zugleich das Wort für die Leidensform in der Sprache.

Spricht die Sprache so in ihren Urworten von selbst aus, was im Untergrund lebt und wahrhaftig ist, was es mit dem Menschen urtümlich auf sich hat, so ist damit in der Wortsprache von Grund aus aufgezeichnet, was in der Gattungsseele, im Gattungsgedächtnis lebt. So sehen wir hier zugleich wieder einen Weg, auf dem seherische Menschen durch die Sprache selbst, die ihnen eingeboren war, aus den Worten, Unbewußtes, aber auch Urgewußtes hervorholen und, aus-

deutend, nun zu einem Wachwissen und mythischen Sagen um die Urgeschichte des Menschen, um die kosmische Verwobenheit seines Wesens und damit über die Schöpfung selbst gelangen konnten. Daher die unumstößliche Wahrhaftigkeit aller echten urtümlichen mythischen Offenbarung für jenes Menschentum, dem sie von Natur aus zukommt. Jetzt begreift man, was für einen Schatz wir an der Sprache haben, wie wir sie weder verfälschen sollen, noch mit ihr lügen und trügen sollten; denn wir verfälschen so unser eigenes Wesen. Was sie daran haben, ist mit den Urvölkern aus den Tiefen geboren und ihnen aus dem Unbewußten als bewußt werdendes Gut mitgegeben, als wahres Gottesgut, als sie ihrem Urbild entsprossen. Das Wort ist ebenso tiefgründig wie die Seele, wie die unbewußte Innenwelt, aus der wir kommen. Und man kann sagen, daß ebensoviel wahres urgründiges Leben noch in einem Volke steckt, als es seine Sprache, seine Worte versteht.

Dieser in der Sprache und ihren Urworten lebende Mythus wirkt in einem echten Volkstum fort und fort, auch noch in Spätzeiten; denn er ist die übermächtige, urgründige, götterhafte Daseinsschau und Daseinsgewißheit. Von diesem Lebensmythus braucht nicht zu jeder geschichtlichen Zeit eines echten Volkes alles lebendig bewußt zu sein; es kann verhüllt sein, ehe es wieder zum Bewußtsein durchbricht. Und dennoch kann der innere Mythus zu allen Zeiten unbewußt wirken, denn die Gesamtheit hat, sofern sie lebendig von innen her ist, eine wesensmäßig sie vorwärtsdrängende Seele. Solange ein natürliches Volk lebt, lebt in ihm der Mythus seines Wesens und Daseins, schafft sich fort und fort wieder Geltung und führt zu geistig-seelischen Wiedergeburten. Aus ihm wird wahrhaft Geschichte gemacht, denn wahre Geschichte, so sagten wir, ist der innere Sinn des Geschehens im Dasein. Und jede wahre Geschichte hat ihren Mythus.

### *Ahnenleben und Totenkult*

Eine grundlegende Wirklichkeit des mythisch-magischen Daseins ist das schauende Zusammenleben mit den Toten. Es ist mehr als nur ein Bewußtsein des Weiterlebens, wie wir es uns allenfalls denken oder gefühlsmäßig von der Gemütsseite her empfinden; sondern es ist die naturhafte Wirklichkeit schlechthin, worin der Tod als polare Umgestaltung des Daseins ein Eingehen in die Potenz der Gattungsseele,

also ein das grob sinnenhafte Gewand abstreifendes übersinnenhaftes Leben ist. Nach einem tiefen Wort des Mystikers Daniel v. Cepko, des Dichters des „Todes", ist ein Mensch im Tod lebendig oder im Leben tot, der jene Wesenskennzeichen in seiner Seele trägt, die sein urgründiges Selbst waren, ehe er lebte. Hier ist auf christliche Art ausgesprochen, daß Tod und Leben im natürlichen Sinn letzthin Eines ist, sofern es aus dem ewigkeitsbedingten Urstand des Menschenwesens angesehen wird. Bei dem hier für uns jetzt in Frage stehenden magischen Heidentum aber handelt es sich um die durch die Naturseele selbst begrenzte Daseinssphäre, also um die Natur diesseits, und hier ist Leben und Tod, vom Übersinnlichen — nicht Ewigen — her gesehen, darin verbunden, daß körperlich-physiologisches Abscheiden ein Formwechsel ist, der lediglich ein Sichzurückziehen der Lebenspotenz des Einzelnen in die übergeordnete Gattungs- und Gruppenseele bedeutet. Der Heide sieht und weiß nur von der Naturseele, auch in sich.

Wie im Ursprung, im Uranfang das Vollendete steht und erst von da ab das Abgleiten und das Sichverlieren in das zuletzt in sich endigende Einzelne und Einseitiggewordene folgt, so liegt auch dem Totenkult und Totenwesen ein umfassender großer und lichter Anfang zugrunde, der später entartete. Es ist, sagt W. Otto, der Urglaube der Menschheit, wie er sich in Mythen und Kulten ausspricht, daß der Tod nicht erst am Ende, sondern an den Ursprüngen des Lebens steht und allen seinen Zeugungen beiwohnt. Wie eindringlich das Leben diese Sprache gesprochen hat, davon geben uns die Totenfeiern und Jünglingsweihen Kenntnis. Jene fallen mit dem Beginn des Frühlings zusammen, und diese gelten der erwachenden Zeugungsreife. Wie alle Urgedanken, so ist auch dieser unvergänglich: daß die Geister des Totenreiches beim Erwachen der Natur gegenwärtig sind. Hier, wo das erschütternde Lebenswunder der neuen Zeugungskraft gefeiert wird, sind immer die Symbole und Geister des Todes mit ihren Beängstigungen, ja mit den fürchterlichsten Gefahren zugegen. Es war die Aufregung der Lebenstiefen, die den Reigen des Todes herbeirief und seine Geister und Ungeheuer um den Ursprungsvorgang der Lebenswandlung sammelte. In dem Grade, als das Leben gewaltig ist und groß, ist der Tod tief und furchtbar. „Diese ewige Seinsverbundenheit ist der Grund für die denkwürdige Tatsache, daß die Völker seit Urzeiten bei den zentralen Ereignissen und Festen des Lebens ... sich der Gegenwart der Toten und der unterirdischen

Mächte bewußt waren. Die neuere Wissenschaft, die selten den Mut besitzt, in die Tiefe zu dringen, und das Verständnis bedeutender Kulte und Mythen lieber in der Begriffswelt eines kleinlich und schreckhaft gewordenen Volksglaubens sucht als in dem Ernst des Daseins selbst, hat Gebräuche und Anschauungen auf die Furcht vor schädigenden Dämonen und Gespenstern zurückgeführt." Aber jene Uralten „wußten mehr als wir"; der Tod war wirklich bei ihnen zugegen. „Bei jeder Art Geburt ist das Leben im tiefsten Grunde erschüttert, nicht etwa durch Krankheit oder äußere Bedrohung, sondern durch seine bedeutendste Funktion selbst, und hier tritt seine Verbundenheit mit dem Tode am deutlichsten zutage."

Der unmittelbare Blick in den inneren naturseelenhaften Zusammenhang des Lebens zeigt dem heidnisch-magischen Menschen, daß auch die heimgegangenen Individuen, die Ephemeren, nach dem äußeren Tod nicht tot sind, sondern wieder in die Gruppen- und Gattungsseele zurückkehren und hier als lebendige Wesenskräfte bestehen und wirksam bleiben. Das Allerselbstverständlichste ist daher die magisch-kultische Pflege, die man den Verstorbenen widmet, denn sie bleiben im lebendigen Zusammenhang mit den irdischen Generationen. Hier ist nichts von geheiligter Liebe in einem überirdischen Sinn, sondern es ist wieder ein magisch begründetes „Gut und Böse", das entscheidet. Wie die Götter gepflegt werden aus natürlicher Notwendigkeit, so werden auch die Toten und Ahnen gepflegt; Ahnenkultus ist beim heidnischen Menschen in keiner Weise vom weiteren Götterkult zu trennen. Nur war der Götterkult die allgemeine Angelegenheit, der Ahnenkult ist auf die Familie, die Sippe beschränkt, soweit nicht die Einzelnen gemeinvölkische Bedeutung hatten.

Der Heide ist, wie wir es wiederholt betonten, in keinem Augenblick seines Lebens bei irgendeiner Handlung irreligiös, er weiß sich immerzu in Abhängigkeit von den Urhebergewalten. Und zu denen gehört in ganz hervorragender Weise die Kette der Geschlechter, also der Toten und Ahnen. In seinem Haus steht ihr Opferaltar, und darauf spendet er ihnen, aber in einer ganz und gar magisch wirksamen Weise. Das Haus des Heiden und der Opferplatz für die Ahnen ist nicht eine individualistische Wohnung und ein Gedenkplatz, sondern ist der naturhaft lebendige Sammelplatz der Ahnengeister und der fortzeugenden Kräfte der Ahnen, mit denen er in seiner Sippenseele, in der Gattungsseele lebt und verkehrt: der Gattungsseele, worin die Toten ebenso lebendig an-wesend sind wie die sinnenhaft Lebenden

selbst. Leben geht durch alle Schöpfung, nichts ist, was nicht Leben wäre, und nichts ist, was in ein Nichts gehen könnte. Des mythisch-magischen Menschen Sichtigkeit schaut und weiß es. Es ist mechanistischer Leerlauf unseres Verstandes, wenn unsere aufgeklärte Seelenlosigkeit herausfand, daß der Tod etwas Negatives, eine Vernichtung, nämlich das abgebrochene ausgelaufene, also entleerte und nicht mehr vorhandene Leben sei. Aber die Innensicht auf die stets lebendig wesende Naturseele im Menschen müssen wir als gar nicht anzweifelbare Wirklichkeit, die der Frühmensch naturhaft sah und erlebte, uns gegenwärtig halten, wenn wir Dinge wie den Totenkult, den Götterkult verstehen wollen.

Das Reich des Todes ist dem Frühmenschen geradezu das Reich des eigentlichen Werdens und Erzeugens im Vergehen, der große Kuppeldom, der sich über allem kurzfristigen äußeren Leben wölbt. Nur in einem rationalisierten und individualisierten Leben, wie es die letzten Jahrhunderte kannten, ist der Tod das Ende, das stumpfe Ende des nur isoliert gesehenen Lebens. Da ist der Tod selbst seelenlos, ein leeres Nichts, weil auch das Leben und Denken seelenlos und bedeutungslos in bezug auf das Ewige, wie wir es kennen, geworden ist. Wo die Völker, die Menschengemeinschaften noch in die urtümliche magische Seelenschicht eingebettet sind, da stehen sie mit allen Lebensbeziehungen dauernd im Tode — ein wahrhaft heroisches Dasein leben sie. Das Todesland ist ihrem Blickfeld ebenso offen wie das Lebensland. Daß sie mit ihren Toten dauernd verkehren und deren lebendige Anwesenheit, wenn auch in übersinnenhafter Gestalt, dauernd sehen oder, im herabgekommenen magischen Zustand, auch fürchten, das ist nur ein Teilausdruck des Lebens im Tode selbst.

Schon in den bisher frühesten menschheitsgeschichtlichen Vorkommen, in der Altsteinzeit, ist der Totenkult sichtbar. Er begleitet alles Menschentum ohne Ausnahme. Auch die Altsteinzeitler gaben ihren Toten schon Beigaben mit in das Grab; wir haben hierin schon einen der Beweise gesehen, daß jene, wie die heutigen Primitiven, der gleichen Seelenschicht in einem früheren Weltenjahr angehörten. Grabbeigaben sind für uns wohl die einfachsten und verständlichsten Erscheinungen in der magischen Behandlung und Einwirkung auf die Toten. Wie weit entfernt das alles aber von irgendeiner Gefühlssymbolik oder Romantik gewesen ist, zeigen uns jene Riten und Kultpraktiken, die nicht so harmlos sind wie die Beigaben von Schmuck, Waffen und Speisen oder dem Blasinstrument, die wir in so

vielen Gräbern alter und neuer Zeit finden, bei den verschiedensten Völkern, kultivierten und nichtkultivierten. Denn es wird auch grausam den Toten geopfert, und es werden ihnen lebende und getötete Menschen und Tiere mit in das Grab gegeben. Hier offenbart sich die ganze Abgründigkeit des Verbundenseins von Toten und Lebenden.

Daß die dem Toten beigegebene Nahrung etwa nicht im quantitativen Sinn genügen kann, um ihn dauernd zu ernähren und zu bannen, läßt es deutlich werden, daß auch hier wieder der innere wesenhafte, der magische Gehalt oder das Mana der Nahrungssubstanz gemeint ist und in Wirkung kommt. Es ist die innere Potenz beansprucht, wie beim Tieropfer auch der Leib der Götter mit dem Fleisch und Blut genährt wird, ja wie wir es auch bei den Selbstopferungen der Häuptlinge und Könige schon sahen. So wird es auch die potentielle Naturseelenkraft der Gemahlin, des Dieners, des Pferdes, der Jagdhunde sein, wenn bei den Germanen, den Indern, den Ägyptern, bei Skythen, Thrakern und um 900 noch bei den Russen, im 14. Jahrhundert noch bei der Bestattung eines litauischen Fürsten diese gewaltigen Opferbeigaben mit in das Grab kommen.

Blut, auch Menschenblut, ist von der einfachen steinzeitlichen Grabbeigabe bis zu dem eben genannten Geschehen als eigentlicher Träger der Lebenspotenz auch das eigentliche Element des Opfers überall. Daß es die Toten heraufholt, um sie zum weissagenden Reden zu bringen, zeigt uns die großartige Szene im Homer, wo Odysseus in das Totenreich steigt, dort den Schatten des Sehers Teiresias vom Opferblut trinken läßt und schmerzerschüttert den beikommenden Schatten der eigenen klagenden Mutter mit dem Schwert abhalten muß, damit er sich nicht ebenso auf den belebenden Saft stürze.

Grabbeigaben sind gelegentlich auch zerbrochen oder sonstwie zerstört hineingegeben worden; Urnen etwa zeigen ein absichtlich hineingeschlagenes Loch. Wie dies zu deuten, steht noch dahin; aber es läßt sich denken, daß hier wohl im Dasein des Toten irgend etwas vorlag, was die gewöhnliche magische Behandlung nicht ermöglichte oder eine Variante dafür erforderte; oder es wird dadurch irgendein sonstiger Abwehrzauber gegen unerwünschte Einflüsse auf die Beigaben selbst betätigt. Wenn sich freilich späterhin auch nur Scheinbeigaben zuweilen finden, Attrappen gewissermaßen, so ist dies entweder ein Anzeichen des Erlöschens der magischen Kenntnis von diesen Dingen, es ist ein leerer Ritus geworden, so wie man heute einen kleinen gekauften Fetisch in das Auto hängt und nicht weiß, was man da tut;

oder diese Scheinbeigaben hatten amulettartigen Charakter und leisteten dieselben magischen Dienste wie solche; oder die Nachahmung des Echten konnte auch sich an den in einem späteren Abschnitt zu besprechenden Ahnungszauber anlehnen.

Wenn wir uns bei alledem wieder bemühen, noch tiefer, als oben schon angedeutet, über die äußere „Geschichte" hinaus in den Sinn und Kern des Totenkultes magischer Völker einzudringen, so müssen wir uns vor allem die innere Einheit und Ganzheit der Einzelwesen vergegenwärtigen. Die vielen Einzelnen, so sahen wir im vorigen Abschnitt, sind ja nicht in ihrer bloß ziffernmäßigen Summe eine Sippe, ein Stamm, ein Volk; sondern das innere übergeordnete, übersinnenhafte Stammwesen, die „Gattung", ist die dauernde Wirklichkeit, der gegenüber die Einzelnen sehr begrenzte und kurzfristige, über die äußere Bühne gehende Erscheinungen sind. Die Wirklichkeit ist die „Gattung". Mit der Totenverehrung, dem Totenkult, haben wir also zugleich ein lebendiges Beispiel und eine lebendige Anwendung der Wirklichkeit einer Volksgemeinschaft. Wir sehen die generelle Gemeinsamkeit, das „Gemeinwesen", welches in jeder Sippe den inneren Zusammenhang der Einzelnen mit den Ahnen und unter sich ausmacht und trägt. Und so ist auch ein lebendiges Gemeinsamkeitsgedächtnis, ein Volksgedächtnis da.

Wie im Traum aus dem Unbewußten das noch Ungestaltete zur Bildgestaltung herüberdringt, so dringt für den Natursichtigen das Wissen um die Lebenspotenzen des Ahnenlebens in das Wachbewußtsein herüber; es werden Bilder geschaffen, die dies symbolisch darstellen und es den Nicht- oder Wenigwissenden klar vermitteln. Darum gleichen die kultischen Ahnenbilder nicht, wie unsere Bilder und Büsten, der ehemals irdisch-individuellen Ahnenperson, sondern sie bringen die Erbpotenz in der vom Ahnen verkörperten Art zur Darstellung, also etwa Wildheit und Güte, Weisheit und Schlauheit, Mut und Schönheit. Und ihnen gilt der Kultus, um dies alles dem Familienkörper dauernd lebendig zu erhalten, also in lebendiger Wechselwirkung mit dem inneren Wesen des Stammes zu halten; denn sie sind durch die magische Behandlung mit dem von den Toten, d. i. den Übersinnlich-Lebenden, Ausgehenden geladen.

Dies alles ist zunächst noch nicht so zu verstehen, als ob die individuelle diesseitige Person des Ahnen weiterlebe und sich wiederverkörpere; vielmehr sind es, wie gesagt, die Kraftpotenzen der fort und fort rinnenden Keimbahn, der physischen wie der seelischen in

allen Generationen, die aus ihrem festumschriebenen Erbgut heraus den Ahnen unbedingt wiederbringen müssen, denn die innere lebendige Erbsubstanz bleibt dieselbe; der Ahne wie der Nachkomme tragen dasselbe perennierende Lebenswesen in sich. So und nur so wird der Lebende auch wieder der Ahne sein. Wieder müssen wir uns vergegenwärtigen, daß in jeder noch unverbildeten, der vollen Erbmasse noch trächtigen und damit noch nicht bis zum Auseinanderfallen gediehenen natürlichen Volksgemeinschaft es die selbstverständliche Wahrheit ist, daß es in der Natur überhaupt keine Willkür und keine Abgrenzung und damit keinen wirklichen Tod, sondern nur Leben gibt.

Doch noch tiefer, als im Vorstehenden dargelegt, müssen wir den Tod als Gegenspiel zum Leben verstehen, um zu begreifen, was dem innerlich naturverbundenen Menschen der Tod selber war. Wir sagten, er sei eine andere sinnenhafte Seite des Gesamtlebens. Nicht in der Jugend und den vollen Schaffensjahren, wohl aber wenn man alt wird, öffnet sich ein bis dahin ungewohnter Blick in das Dasein: man sieht mehr und mehr die große Wirklichkeit des Reiches des Todes. Man fühlt, wie der Weg durch das irdische Leben doch eigentlich nur ein kurzes Wegstück in der durch unser jetziges Dasein uns bewußt gewordenen größeren, unfaßbaren, geahnten, aber nicht geschauten inneren Wirklichkeit ist. Man fühlt, wie das eigene Wesen vor der Geburt und nach dem Abschluß dieses Lebens unergründlich wirklich da war und da ist. So versteht man auch mit einemmal das Wort: „Ich bin ein Gast auf Erden." Der Gast weilt nicht immer da, er wird bald wieder aufbrechen, auf die Reise gehen, vielleicht auch heimreisen, so wie er einmal hergekommen ist; aber auch diese Weiterreise wie das einstige Herkommen ist die Wirklichkeit seines Wesens. So sehen wir allgemach den wahren großen Ernst des Lebens im weiteren Sinn. In der Jugend und im vollen Schaffen sieht man das Lichte des diesseitigen Lebens; man wird mit dessen Dunkel bekannt und bleibt bejahend; auch da ist Ernst des Lebens vollwirklich da. Aber wir meinen hier den Ernst, der daraus entsteht, daß unser Wesen gewahr wird, wie ja diese ganze Kreisspanne des bewußten Lebenslaufes eingegliedert ist in einen weiteren größeren, uns hier unerkennbaren Lebensbogen; es ist der stille heilige Ernst des beredten Schweigens über Leben und Tod: der Zustand des weise gewordenen Schauens, nicht mehr des diesseitigen Handelns.

Der naturseelenhaft verankerte, heidnisch-magische Mensch aber hatte diesen wirklichen schauenden Ernst durch das Leben zum Tod

hinüber und sah die ausgedehntere umfassendere Größe der Todeswirklichkeit gegenüber dem kurzen Wegstück dieses Lebens. Bitterer Ernst des Lebens aber kennzeichnet gerade das edle wahrhaftige, naturfromme Heidentum. In diesem bitteren und hohen, erhabenen Ernst steht das ganze magisch-heidnische Leben, solange es unverdorben naturecht ist. Endet es zuletzt in hoher Geistigkeit, so wird es stoische Resignation, die diesen Ernst des Todes voll spiegelt. Der magische Heide aber lebt ständig so, wie es dem reifen Alter mit seinem durchschauenden Blick zukommt. Und daher stand des echten Heiden Leben in steter lebendiger Wechselbeziehung zum Reich des Todes, zum Reich der Toten, es lebte in ihm, mit ihnen. Es war voll Wirklichkeitssicht. Anschaulich begegnet uns diese in dem Märchen von der Frau Holle: der Mensch springt in den Brunnen, kommt da drunten in große weite Naturseelenwelt mit ihrem eigentümlichen Licht; dient jahrelang, begegnet den Urkräften der schaffenden Natur und geht wieder erneuert an Leib und Seele zur Oberwelt zurück, entsprechend seinem über der Natur stehenden urgründigen Wesen, das gut und böse sein kann. Und dementsprechend kehrt er wieder im Kreislauf des Naturdaseins.

So verliert auch die an sich uns verwunderliche Sitte ihren unverständlichen Charakter, daß bei vielen Primitivvölkern die Greise umgebracht werden, was sogar bei den Chippaware-Indianern Sohnespflicht geworden ist. Vielleicht sind die Alten so manageschwächt, daß sie der Gesamtheit eine Belastung sind; vielleicht ist auch ihre Anwesenheit ein Vorenthalten ihres Mana gegenüber der Gesamtheit. Doch auch hier liegt der Mythus im Hintergrund, wo bei Göttern und Heroen der Vater zuerst nach der Geburt den Sohn verfolgt, danach der Sohn den Vater. Im Märchen, auch im Mythus schon, stellt der Vater dem Sohn unlösbare Aufgaben; aber der Sohn kommt zurück und hat sie gelöst. In Don Carlos und Karl Moor zittert spätzeitlich noch jener alte Mythus nach: der verfolgende Vater, vor dem die Heldensöhne fliehen müssen, oder der sie aussetzen oder töten läßt; heidnisch werden sie aber gerettet, denn die Gattungsseele kennt den Zusammenhang und richtet von innen her alles zum Besten der Sippe über das individuelle Wollen hinweg.

Doch wir haben hier sozusagen nur die lichte Seite dargestellt und müssen auch der Gegenseite gedenken. So ist ein ganz unmittelbarer Ausdruck der Verbundenheit der Toten mit den Lebenden die Blutrache. Der durch die Blutrachepflicht geschützte Lebenskreis

der altgermanischen Sippe, sagt Kummer, umfaßt auch die Gestorbenen: der Ahnenkult wahrt die Lebensgemeinschaft der Lebenden und Verstorbenen, die Blutrache hat den religiösen Sinn, den Erschlagenen durch die Rachetat dem Lebenskreis der Seinigen zu erhalten Dieses hier kurz umschriebene Grundgefühl aber kann nur bedeuten, daß durch die unnatürliche Hinüberdrängung eines Getöteten in den Totenkreis die Manakräfte der Sippe irgendwie geschädigt sind; um sie zu wahren, muß der Täter geopfert werden. Es ist nichts weniger als Rache, vielmehr ist es die im magischen Daseinszusammenhang unbedingt notwendige Ordnung der Beziehungen zwischen den Lebenden und Toten.

Ganz eindeutig und allgemein verbreitet sind die vielen Berichte nordischer Herkunft über den Wiedereintritt der Toten in das Leben, das sie soeben verlassen haben. Hier aber befinden wir uns nun in einer Sphäre, die nicht so sehr von dem höheren lichteren Sinn des Totenkultes durchflossen ist, als vielmehr schon an die quälende Natursphäre des Totengeisterns angrenzt, die sich zuletzt voll entfaltet: der Tote, obwohl im diesseitigen Lebenselement fortdauernd, ist doch darin selbst entgleist und gefährdet damit aufs schwerste die Sippe, den Stamm. Denn er gibt seine Erbpotenz nicht in die übersinnenhafte Keimbahn des Stammes zurück, er entzieht der Gattungsseele, sozusagen vagabundierend, ihre soziale Substanz, soweit er sie selber in sich trägt. Erhielt man also, wie bei den Ägyptern, den Toten ihre Körper, so konnte, wenn sonst die Gefahr des unerwünschten Wiederkommens bestand, die Naturseele des Toten wenigstens darin gebannt bleiben, der Tote irrte nicht schädigend herum, sondern schlief wenigstens. Und zugleich waren die Lebenden von seinem ungeeigneten Wiederkommen und den Eingriffen in ihr Dasein frei. Es trug, wenn auch nicht zum rechten Dasein beider Teile, so doch zu einer möglichst geringen Störung, also zum „Frieden" der Toten und Lebenden bei.

Erst also durch das wahre Zur-Ruhe-Bringen des Toten ist der Friede, aber auch das künftige Gedeihen, der gute Fortbestand des Stammes erreicht. So haben wir den Ahnen- und Totenkult als den niedersten Grad des Götterkultes selbst vor uns. Denn alles Wirkliche ist ja dem Heiden, dem mythisch-magischen Menschen Ausfluß und Manifestation des Göttertums; und da die Gattungsseele, die Rassenseele, die Volksseele eben dem Heiden Naturseele, Naturwirklichkeit ist, nicht bloße Abstraktion wie intellektualisierten Spät-

menschen, so ist der Ahne, ja der nächste Tote in unmittelbarer Weise auch Götterpotenz, Gottheit. Wie der Totenkult mit dem Götterkult zusammenlaufen kann, zeigt die ägyptische Lehre, daß der mumifizierte Tote, insbesondere der Pharao selbst, zu Osiris, dem Herrscher des Totenreiches — nicht kommt, sondern wird: das Eingehen in sein Reich heißt, ein Wesensanteil von ihm sein.

Unter diesen vorbenannten Gesichtspunkt gehört wohl auch die Frage der Leichenverbrennung. Auch diese muß im magischen Lebenszustand durchaus anders geregelt gewesen sein, als es unsere neuzeitliche intellektuelle Auffassung sieht. Denn nach dem Tode lebt der Abgeschiedene, und eine sublimere Körperlichkeit ist ihm eigen. Wird diese durch das Verbrennen vorzeitig aufgelöst, so wird die Manakraft zerstört. Es muß also das Verbrennen entweder eine beabsichtigte Zerstörung sein, vielleicht ein bewußtes Ausmerzen der Potenzen des Toten aus der Sippenseele; oder es muß sonstwie eine Maßnahme sein, die sich auf das Wiederkommen unter nicht erwünschten Umständen u. dgl. bezieht. In Israel galt die Bestattung als einzig möglicher Ritus, die Unterlassung der Bestattung war eine schwere Schädigung der Totenseele, und Verbrennung war eine Schmach.

So verweilt die Wesenspotenz, die Entelechie, nach dem Körpertod in einem Jenseits, das durchaus physisch, wenn auch übersinnenhaft ist, in keiner Weise gleichzusetzen, auch nicht als Ahnung gleichzusetzen dem „Reich Gottes" des Christen, der selbst ja irrigerweise Himmel und Hölle oftmals damit gleichordnet und so noch völlig im Heidentum verharrt; sondern dieses naturseelenhafte Jenseits ist lediglich eine für die Wachsinne nicht unmittelbar zu erblickende, nicht unmittelbar wahrzunehmende Sphäre. Das abgeschiedene Seelenwesen des Menschen wie des Tieres tritt in diese Sphäre ein, aus der sich sein Körper, seine irdische Person gestaltete. Und von da aus vollzieht sich im unergründlichen Geheimnis der Zeugung die Wiederkunft des Toten als Nachkomme. So ist die durchdauernde Gattungsseele immer gegenwärtig da, im Leben wie im Tod.

Es war frevelhaftes, gemeinschädliches Zaubern, wenn man vielleicht die übersinnliche Fortdauer des Toten magisch beeinflußte und benützte, also beschwor, damit die Lebenden oder irgendein Lebender sich einen gemeinen, aus dem magischen Volksdasein losgelösten Vorteil seelischer oder materieller Art eigensichtig aneignete. Der noch wahr gebliebene naturfromme Kultus mußte daher alles tun, um

auch solcher Frevler an den Toten habhaft zu werden; und die Grabschändung braucht keineswegs nur auf einem unmittelbaren Raub der materiellen Grabbeigaben beruht zu haben, sondern kann sich deren wohl bemächtigt haben, um mit deren magischer Kraft den Toten mit seinem Einfluß oder seinem Hellgesicht irgendwie an sich zu bannen, und so sich eben unerlaubte Vorteile zu sichern; im Wesen nicht anders, als wir es bei den natürlichen Völkern sahen, die sich bei Fehden der Manakräfte der Feinde zu bemächtigen trachten.

Wir können also verstehen, wie das alles zusammenhängen mag und weshalb es so ist. Der Abgeschiedene soll, sofern die hohe, freie, magische Sicht noch bei Frühmenschen besteht, in die übergeordnete Gattungsseele, in die Gemeinseele, die Sippenseele zurückkehren, denn dann erst wieder ist er als gesunde Potenz dem Geschlecht einverleibt. Sein Tod hat nur die einzige Aufgabe mit sich gebracht, darin eben aufzugehen, seine Lebenserfahrung an Leib und Seele der Gemeinschaft wieder zurückzubringen, innerlich sie damit zu verstärken, abzuklären, zu vervollkommnen.

In die nach dem Paradiesfall einsetzende Vergötzung der Natur ist eben das ganze Dasein, also auch der Tote mit eingeschlossen. Wie die Götter, so können auch die Toten und die Ahnen als lichte Gestalten, aber auch als greuliche und finstere Dämonen erscheinen. Denn beides ist der Mensch selbst, und das gibt ihm der Kosmos entsprechend wieder. Diese Seiten des Heidentums, gerade aber die der Verbundenheit und des gemeinsamen Lebens mit den Toten nun spiegelt uns in höchst vergeistigter Weise die griechische Tragödie. Die griechische Tragödie, sagt Baeumler, ist nicht Nachahmung lebender Menschen und Helden wie unsere klassischen Tragödien: jeder Gedanke an das tägliche Leben ist völlig versunken, wir befinden uns in jener Sphäre. Darum die größte Wichtigkeit ist es, wo die Toten handeln und reden. Aus dem Grabe, der Unterwelt kommen sie hervor, magisch-lebendige und doch abgeschiedene Gestalten, aber nicht Spuk, sondern metaphysisch-wirklichkeitsträchtig, das gestaltlich verkörperte Unbewußte. Sie gehen in mächtiger Größe über die Bühne, ernst und feierlich, und hinter der Maske kommt ihre Stimme hervor. Diese Stimme hat zu Aeschylos' Zeiten wie die Stimme aus dem Grabe geklungen, jeder Gedanke an äußeren Lebensrealismus liegt da unendlich fern. Wenn Homer die Wirklichkeit und ihren inneren kosmischen Zusammenhang durch Heldengestalten und deren Kämpfe darstellte, so will die Tragödie grundsätzlich etwas anderes:

sie war heilige Handlung, aber nicht durch das Äußerliche ihrer festlichen Darbietung, sondern ihrem Wesen nach von innen heraus. Die Schauer, die das griechische tragische Kunstwerk umwehen, sind die Schauer des Grabes als jenseitiger Gewalt. Das ergriffene Schweigen der Teilnehmer, jene Mischung von Schrecken und Erschütterung — das entspringt der lebendigen Ehrfurcht vor den Toten: der Wirklichkeit der Toten. Die Verwandlung eines Wesens des Totenreiches in ein hier auftretendes, redendes und handelndes Wesen — das ist das Urphänomen der griechischen tragischen Kunst. Der Chor dagegen bezeichnet die andere Sphäre der tragischen Wirklichkeit. Er hat den idealen Horizont, ist das reine losgelöste Wissen um die Zusammenhänge, ist voll tiefster, unmittelbarster, heidnischer Frömmigkeit, ist die heidnische Seele des Volkes, die zu den lebendigen Göttern betet und innig zu ihnen steht. Nur vom Götterhaften empfängt er seine Maßstäbe für die Beurteilung des Geschehens. Und eben dadurch erinnert der Chor den Hörer dauernd daran, daß man es in den Grabesgestalten nicht mit Spuk zu tun hat. Der dämonische Hinter- und Untergrund wird so durch die Tragödie als Ganzes in die Heiligung des Geschehens aufgelöst, alles wird in ein geistiges Licht, in das Licht von oben gerückt, in einem gewaltigen Umschmelzungsvorgang wandeln sich beim Hörer abweisende Angst, abwehrendes Grauen zum erhabenen Lied und zu Gestaltung. Aber die Tragödie ist nicht mehr Mythus aus dem Unbewußten, sondern ein Werk mit höchstem Ausdruck der denkenden Persönlichkeit geworden.

In der griechischen Tragödie, sagt W. Otto, steht der ganze Urmythus von der Verwobenheit des Lebens mit dem Tode in neuer vergeistigter Weise auf. Die ganze Herrlichkeit des Versunkenen tritt in bezwingende Nähe, während es doch zugleich im Unendlichen verloren ist. Das Urphänomen der Zweiheit des Daseins erscheint als der sprechende Tote in der Maske. Es ist das immer Seiende und doch das nicht Faßbare; hier ist die geistige Vollendung des Mythus. Es ist die griechische Tragödie so zugleich die höchste Vergeistigung des Schicksals. Aber das Erscheinen dieses versunkenen Totenreiches ist traumhaft. Es ist das Mysterium des totgebundenen Daseins. Und die Mysterien, die aus dem Mythus kommen, werden nur lehrbar, wenn sie gehandelt werden. So entstand aus den Mysterien das Drama, d. i. die darstellende Handlung, und als seine höchste Vergeistigung die

Tragödie. Das Dasein, die Geschichte, wahr gesehen, ist Leben zum Tode, ist Tragödie.

So ist am Ende der heidnischen Zeit, hier im Griechentum, ein urgründig naturseelenhafter Zustand des paradiesverlorenen Menschen, der noch nicht von der Offenbarung weiß, in eine erhabene Geistigkeit übergeführt, die beim Frühmenschen der mythischen Zeit nur Natursicht in die übersinnliche Sphäre der Natur und ihrer seelischen Gewalten gewesen war, dort aber ganz aus dieser Sphäre in die des bewußt überlegenden Geistes gerückt ist. Bis zu welcher Sphäre aber dieser Geist kam, wird sich uns später in anderem Zusammenhang zeigen. Hier beschränken wir uns auf die magische Welt.

## *Tierkult, Totemwesen*

Während die Ahnen der Sippe, des Volkes, der Rasse in die Zone des lebenden Menschen selbst gehören und dieser sozusagen selbst ihr unmittelbarer Ausdruck ist, gibt es eine weitere, auf ganz andersartigem Fundament ruhende, naturhaft-seelenhafte Beziehung des Menschen zu jenem Außermenschlichen, das ihm von allen Naturdingen unmittelbar am nächsten verwandt ist: zum Tier, letzthin zur Pflanze. Der Ausdruck hierfür ist der Totemismus; das Tier ist Totem. Das Wort entstammt dem Indianerdialekt der nordamerikanischen Algonkins und bedeutet eine Lebensbeziehung zu Wesen, die man als verwandt miteinander ansieht. Ein solches Wesen ist Gegenstand der kultischen Verehrung, es wird heilig gehalten; es ist Gottheit wie der Ahne.

Um das Totem zu verstehen, muß man etwas Grundsätzliches verstehen, was unserem gewöhnlichen Denken fremd ist. Die Totemvölker nennen Tiere ihre Ahnen und sagen, sie stammten von solchen ab; aber es ist Wahlverwandtschaft. Wenn wir von Abstammung sprechen, sei es innerhalb einzelner Generationen, sei es im naturhistorischen Sinn bei den Arten der Tiere und Pflanzen, so sehen wir dies durchweg als einen durch die körperlichen Befruchtungszusammenhänge bedingten Entwicklungsgang an. Das Körperliche setzt sich sozusagen immer und zwangshaft fort, in eindeutig festgelegter Form, es besteht keine freie Wahl. Es erfolgt auch keine willkürliche Unterbrechung von der Ahnenform bis zum letzten Sproß, und wenn unterbrochen wird, ist alles unwiederbringlich zu Ende.

Es gibt aber auch eine andere Art Abstammung, und das ist die seelische. Diese kann durch ein Sichfinden, Zusammentreten des nicht unmittelbar körperlich Zusammenhängenden zustande kommen; es muß nur eine innere Wesensverwandtschaft oder Gleichheit in sonst einer bestimmten lebendigen Wirklichkeit vorhanden sein. Es treffen sich zwei Wesenheiten, mögen sie sonst noch so verschiedener Körperzugehörigkeit und verschiedener physiologischer Abstammung sein, sie haben aber naturseelenhaft eine irgendwie so entscheidende Gemeinsamkeit, daß sie sich in dieser Gemeinsamkeit als gleichen Wesens erkennen, sich daher als unbedingt zusammengehörig vorkommen und es auch, von innen her gesehen, wirklich sind. Diese naturseelenhaften Gleichheitselemente sind dann und wann so entscheidend und entscheidend wichtig, daß über alle sonstigen körperlich-natürlichen Bindungen oder Trennungen hinweg oder zugleich mit ihnen die natursichtig erkannten seelischen Gleichheitswesen zueinander stehen, sich vereinigen, also sich in einer nicht äußerlichen Welt gatten, d. h. eine innere Vermählung eingehen. Aus dieser Vereinigung entsteht aber nach außen nicht ein grob sinnenhafter Körper, es entsteht vielmehr von da ab eine gleiche innere, eine seelenhafte Gestalt und Haltung. Blutsbrüderschaft beruht auf entsprechenden magischen Voraussetzungen und Zusammenhängen. Kurz, es wird die seelische Gleichheit in irgendwelcher Beziehung erkannt, was also wiederum ein natursichtiger Erkenntnisakt ist. Aus dieser Sicht in jene Sphäre kommt daher auch auf magisch-natursichtige Weise eine Bindung etwa zwischen Mensch und Tier zustande, und zwar wahlmäßig, nicht in physischer Abstammung.

Diese totemistische Verbindung mit dem Tier, überhaupt mit jedem außermenschlichen Gegenstand oder Wesen ist eine innere Verbindung, und obwohl es zwei Lebewesen sind, sind sie doch in einem Teilgebiet ihres Daseins eins. Die Bororo in Zentralbrasilien halten sich für rote Arara-Papageien, und Lévy-Brühl sagt, es sei dies vergleichsweise eine entsprechende Wahrheit, wie wenn eine Raupe sage, sie sei jener Schmetterling. Es ist ein Vergleich, nicht dasselbe, aber es wird verständlich, wie ein Wesen ganz naturwahr sagen kann, es sei ein anderes, auch ohne daß dies äußerlich zutrifft. So sehen und aussagen zu können, ist das Wesen des paralogischen Denkens, das ein Wesenskennzeichen der magischen Daseinsschicht ist.

Gewiß haben sich niemals Naturvölker darüber getäuscht, daß das Kommen des Kindes auf den natürlichen Vater zurückgeht; und es

ist töricht, ihnen zuzutrauen, daß sie dies nicht gewußt und allerhand Götterzauber dafür verantwortlich gemacht hätten. Wahrheit ist vielmehr, daß die naturseelenhaften Einflüsse so übergewaltig sind, daß in der Tat der „sakrale Urheber", wie Ziegler sagt, ihnen für die Eigenschaften des Kindes entscheidender ist als die biologischen Gegebenheiten und die Leibesabstammung selbst. Geht bei zentralaustralischen Stämmen eine Frau an einem Platz vorbei, an dem der hergebannte Vorfahr steht, so geht der Geist seines Totemahnen, der schon nach ihr ausgeschaut und sie als geeignet zur künftigen Mutter seiner „Verwandtschaft" erkannt hat, in ihren Leib ein. Wird ihr ein Kind geboren, so gehört es dem Totem dieses Vorfahren an. Die Herkunft des Kindes von einem Mann, den sie ehelicht, ist also belanglos gegenüber dem totemistischen Seeleneinfluß. Der junge Held Sinfjotli wird im zehnten Lebensjahr in den Wald hinausgeschickt, um dort als Wolf zu leben; so nur kann er werden, was ihn zu seinem Heldentum wirklich führen wird. Hier gibt es also, wenn man so sagen darf, eine Art seelischer Begattung und Vereinigung, eine „heilige Hochzeit".

Bei den Fangs von Gabun glaubt man, daß jeder Zauberer bei seiner Weihe sein Leben mit demjenigen eines besonders wilden Tieres durch einen Ritus in Blutsbrüderschaft vereinigen kann. Er entzieht dem Ohr Tieres Blut, ebenso seinem eigenen Arm, impft dem Tier sein eigenes Blut, sich das des Tieres ein. Die Verbindung bringt einen großen Machtzuwachs. Das kann, wie bei den nordamerikanischen Zapoteken, mit einem regelrechten Bildzauber kombiniert werden. Beim Niederkommen einer Frau zeichnen die Verwandten auf den Boden Tierbilder, löschen den Umriß immer wieder aus, solange bis das Kind geboren ist. Welches Tier dann übrigbleibt, das ist erwählt und führt bei diesem Stamm fortab den Namen des Tana, d. h. des anderen Ich des Kindes. Eines späteren Tages wird sich der Erwachsene das Tier beschaffen und auf Lebenszeit magisch mit ihm verbunden bleiben.

Je nachdem es also auf eine Verstärkung des magischen Feldes durch einen Blutbund abgesehen ist, verbrüdert sich der homo magus mit Leopard oder Tiger, Krokodil oder Schlange; er anvertraut sich aber auch schwachen Tieren, mit augenscheinlicher Bevorzugung von Maus und Vogel, als seinen „Seelenbergen"; dem nämlichen Zwecke dienen Baum, Strauch, Mispel, Nußbaum, zuletzt sogar Gefäße, Kisten, Käfig, Korb, Muschel, Horn, Kelch, Sack usw. Auch der india-

nische Medizinbeutel wird aus einem Tierfell angefertigt, dessen Gestalt auch das Tier selbst möglichst noch zu wahren sucht.

Jung erzählt folgenden Fall: Ein weißer Jäger schießt ein Krokodil, unmittelbar darauf kommen die Dorfbewohner in größter Erregung und fordern Sühne: das Krokodil sei eine bestimmte Frau im Dorfe gewesen, die im gleichen Augenblick gestorben sei, als der Schuß fiel. Wie soll man dies auffassen? Es beruht auf der merkwürdigen, den Primitiven geläufigen Tatsache, daß sich ein Seelenteil aus dem Menschen abspalten kann. Für uns ist es verblüffend, wenn ein solch abgespaltener Seelenteil in einem Tier leben soll. Der Mensch bleibt Mensch, aber die Krokodilfrau oder die Leopardenfrau hat eine abgespaltene Buschseele. Lévy-Brühl hat dafür den Ausdruck der mystischen Beteiligung (participation mystique) geprägt. Dem Primitiven ist es die natürlichste Beziehung. Vielleicht steckt etwas Ähnliches dahinter, wie wenn wir für unsere Schuld Sündenböcke suchen oder wenn wir auch nur jemand ein Kamel nennen oder ein Schwein. Auch wir sagen damit nicht, daß er selbst das Kamel oder Schwein sei, wohl aber finden wir in seinem Wesen ein Seelenteil, das wir sozusagen abspalten und es mit dem Schwein oder Kamel gleichsetzen. Wir projizieren unsere Vorstellung vom Wesen des Anderen in das Tier hinein und umgekehrt — dem Primitiven ist es eine unmittelbare Wirklichkeit, im guten wie im schlimmen. Wir müssen, schließt Jung, mit dieser Weltauffassung als einer gegenständlichen Wirklichkeit rechnen: es ist die Wahrheit des Totemlebens.

Denn es ist kein Zweifel, daß etwa ein als Leopard verkleideter Priester, wie Frobenius es schildert, nicht nur von den Teilnehmern eines solchen dämonischen Aufzuges wirklich als Leopardwesen erlebt wird, sondern vor allem in dämonischer Ekstase sich selbst als solches erlebt. Freilich werden Tiere auch als böse Dämonen gefürchtet, so wenn Roß und Hund im Wilden Heer der Nordischen erscheinen. Aber das sind spätzeitliche Zerrgestalten und haben es in ihrer Wesenheit nicht unmittelbar mit den reinen Naturformen zu tun. Es ist dasselbe wie beim Totenkult und Totenspuk. Das sind nicht die klaren Naturtiere und ihre Gattungen, wie sie das Totem enthält, sondern nichts anderes als die magischen Zerrgestalten entarteter wilder Völker; oder es sind unheilschwangere Totengötter selbst, wie der Affe bei den Mayas und altweltlichen Völkern, also Tiere des Schreckens. Das in Worten und Bildern nur symbolisch auszusprechende Abschreckend-Seelenhafte wird auch als Tiergott in

Fratzen erscheinen, wenn das Menschenwesen selbst verdüstert ist und im dämonischen Wesen allein noch aufgeht: dann müssen eben auch verzerrte und verdüsterte Tiergestalten erscheinen. Hekate, die dämonisch düstere griechische Göttin, erscheint von bellenden Hunden gefolgt; der Totengott Hades hat eine Hundekappe auf, und die Bilder der Mayas in Mittelamerika haben Totengötter tierhafter Art.

Jene klare naturseelenhafte, totemistische Gemeinsamkeit aber kommt nicht aus dem Ungefähr, sondern es müssen irgendwo, vielleicht völlig verhüllt, im letzten und tiefsten Sinne wahre „Abstammungsbeziehungen" vorhanden sein, eben eine innere Verwandtschaft, wie wir sagten. Ist das nur Gefühlsillusion? Wir können es sogar von der rein naturwissenschaftlichen Seite her zu verstehen suchen. Wir wissen, daß die naturhafte Körpergestaltung des Menschen und damit auch seine Körperseele mit dem Tierreich zugleich geworden ist. Es ist daher begreiflich, daß ihn innere naturseelenhafte Fäden noch mit diesem verbinden. Mensch und Tier sind innere Einheit. Es ist eine alte Lehre, daß die organische Natur auseinandergelegt zeige, was der Mensch seiner inneren, metaphysischen Gesamtpotenz nach in sich trägt. Kurz gesagt, aber metaphysisch verstanden: die organische Natur ist die auseinandergefaltete innere Wesenspotenz Mensch, insofern der Mensch innerstes Ziel der Schöpfung bei Gott war.

Wir müssen es aus dem Metaphysischen verstehen, daß der Menschenstamm als die innere Vollpotenz die Tierformen, die Gattungswesen der äußerlich naturhaften Tiere sozusagen aus sich herausgestellt, entlassen hat. Das darf nicht dahin aufgefaßt werden — das Überzeitliche ist gar schwer auszusprechen —, als ob der physische Mensch, wie er diesseits lebte, zuerst körperlich in der Natur anwesend gewesen wäre und nun etwa zeugungsmäßig und durch Körperumbildung Tier- auf Tiergattung aus sich entlassen hätte. Vielmehr ist hier in voller Wucht das Symbolhafte als innere Wirklichkeit zu erfassen. Denn so wenig der physische Mensch ehedem ein Reptil oder ein Säugetier war, etwa im Erdaltertum oder im Erdmittelalter, wie es die gewöhnliche Deszendenzlehre meint, so wenig hat er solche Tiere aus sich entlassen. Ist aber die Urpotenz Mensch die innere Ganzheit des Gesamtorganischen, d. h. der innere Sinn der gesamtorganischen Entwicklungsgeschichte, so sind eben alle Tiergestalten seit ältesten Zeit der von innen her geprägte Ausdruck, die lebendige Manifestation eines organischen Naturwillens, der von

Anfang den Menschen meinte und, um ihn hervorzubringen, alles Tierhafte und Pflanzenhafte erst in abgegrenzten Typen und Gattungen physisch herausstellen mußte, damit zuletzt eben das Menschenwesen als solches erscheinen konnte. Denn das schlechthin höchste Wesen der Natur muß potentiell schon im niedersten „der Absicht nach" enthalten sein. Die lebende Natur ist so Symbol des Menschwerdens. Darum sind durchaus die Tiere und Pflanzen in ihrer erdgeschichtlichen wirklichen Gesamtheit die Entfaltung des Menschenstammes von innen her. Es liegt keine körperliche Abstammung vor, sondern eine innere metaphysische Bezogenheit im Schöpfungswalten. Es ist die Urpotenz, die den Menschen wollte und dachte, die übergeordnete Ur-Sache der Teilpotenzen der organischen Welt in ihrer Entfaltung auf zahllosen einzelnen Ausbildungswegen.

So steht „der Mensch" von innen her in einer unmittelbaren naturträchtigen Verbindung mit dem Tier, mit der gesamten organischen Natur. Die Grundpotenz Mensch als höchstes und innerstes Mittelpunktswesen der Schöpfung ist zu allernächst in der Tierwelt gespiegelt; alles, was die Tierseele einzeln und spezialisiert ausgeprägt enthält, liegt von Grund aus zusammenfassend im Wesen „Mensch". Die Tiergottheiten sind also in spezieller einseitiger Weise entfaltete Menschenpotenzen naturhaft-seelischer Art. Und weil das so ist, erkennt der natursichtige, naturverbundene Mensch in den einzelnen Tiergestalten, den Tiergattungen alles das in besonders stark spezialisierten Zügen auseinandergelegt, was er selbst mehr allgemein, nicht so ins einzelne wirksam in seiner Naturseele und damit in seinem naturseelenhaft durchdrungenen Körper trägt.

Dies ist die eine Seite, von der aus wir die totemistische Wahrheit ahnen können. Von der anderen sagten wir zuvor, daß wir aus unserem Seelenleben selbst wissen, inwiefern es auch tiefere Verwandtschaft gibt, die keineswegs an irgendwelche körperliche oder artliche Blutszusammengehörigkeit gebunden sein muß. So bekommen wir jenen inneren Verwandtschaftszusammenhang, den der magische Mensch sah und erlebte dadurch, daß er die innere Zusammengehörigkeit eigener naturseelenhafter Komplexe, Kräfte und Fähigkeiten zur selben naturvollen kosmischen Götterpotenz, aber auch zu bestimmten Tieren erkannte.

Wenn in dem Menschen gewisse Lebenspotenzen eben dieselben sind, aber in anderen Zusammenhängen stehen, vielleicht bei ihm weniger gelöst sind und mehr im allgemeinen bleiben, oder wenn er

sie der Anlage nach hat und zur Entfaltung bringen will, so tritt er in magische Beziehung zu dem Tier und kultiviert dessen Seelenkörper, dessen Mana. Dies kann sich in gewissen Ähnlichkeiten und Entsprechungen äußern: gleiche Augenform und Farbe, gleiche Haare, Heißblütigkeit, gleiche Muskelstärke, gleiches Schreiten, Schlauheit, Mut u. dgl. Wie wichtig und entscheidend dies im totemistischen Zusammenhang sein mag, erhellt aus der Tatsache, daß die Ägypter ihre Götter nach Tiergesichtern unterschieden.

Dies alles beruht auf einem inneren Gleich und Gleich, das nichts weniger als ein äußeres gestaltliches Gleich und Gleich zu sein braucht. Und gerade dieses übergestaltliche Gleich und Gleich nun ist ein gewaltig wirkendes Grundgesetz in allem magischen Dasein und Handeln. Will der magische Mensch also bestimmte Fähigkeiten bei sich steigern oder natürlich gesund bei sich bewahren, so muß er trachten, die Naturseele einer bestimmten Naturgattung kultisch zu behandeln, damit er ihre Kräfte auf sich zieht und für sich wirksam macht, genau so, wie er es mit den übergeordneten Lebenspotenzen auch macht, mit den Göttern. Der natursichtige Mensch aber sieht da nicht schlechthin das äußere Tier, sondern er sieht dessen metaphysische Gattungsseele, wie bei seinen eigenen Ahnen. Und da sich Tierpotenzen im Menschen verkörpern, wie auch Menschenpotenzen im Tier, so ist durch diese Gleichheitsverbundenheit die Gattungsseele des Tieres, wo sie auf den Menschen einwirkt, eben in dieser ihm oft allerwichtigsten Lebensbeziehung und Lebensbetätigung, eben auch sein „Erzeuger".

Wir können uns den inneren Vorgang dabei wohl gut durch einen Vergleich aus unserer eigenen geistigen Sphäre vorstellen. So fühlen wir etwa gewisse Fähigkeiten zu geistigen Leistungen in uns, aber sie sind unklar, unbestimmt, finden keine vollgeprägte Gestaltung durch uns selbst. Da begegnet uns in den Büchern vorausgehender Zeit ein bedeutender Geist, dessen Schauen und Sagen dem unseren gemäß ist. Wir vertiefen uns in seine Werke, nehmen auch andere Hilfsmittel zur Hand, Kommentare etwa, um ihn mehr und mehr zu verstehen. Nach einer Zeit hingebender Konzentration erwacht in uns selbst das, was unbestimmt geahnt, gewollt, gewußt war, und nun auf einmal fühlen wir, wie wir es selbst aus uns gestalten können, vielleicht weiterhin geführt in dem Geiste unseres großen „Vorgängers". So hat er uns, unser Schaffen geistig geboren, hat ihm zur Entfaltung verholfen, er ist wirklich hierin unser Ahne, wir „stammen" von ihm in diesem Behuf.

So verschmilzt der Totemkult selbst vielfach mit dem Ahnenkult, und der Ahn, der „Vater", kann selbst als Totemkraft und Totemgott walten. Bezeichnend ist, daß etwa die Yuchi-Indianer sagen, das Totemtier stamme vom gleichen Tier ab, wie der Mensch, zu dem es gehört. Nach dem, was wir über den Ahnenkult sagten, und nach dem, was wir soeben als Grundzug des Totemwesens uns klarmachen konnten, wird es nicht mehr allzu schwer sein, sich auch über die Vermischung von Toten und Totem ein Urteil zu bilden. Die abgeschiedenen Ahnen hatten ja selbst im Leben als wirkende Persönlichkeiten ganz bestimmte innere seelenhafte Totembeziehungen und -bindungen. Diese liegen nun mit ihrem Abscheiden als Schatz und Erfahrung im „Gattungsgedächtnis", in der Keimbahn: diese Potenzen und Eigenschaften, die immer wieder oder zu bestimmten Zeiten der Sippe, dem Klan, der Horde, dem Volksteil besonders erwünscht waren, wenn sie ihrer bedurften.

Man muß nur wissen, daß nicht jeder Ahne oder Nachkomme mit gleicher Vollendung, mit gleicher Kraft bestimmte seelische Typen im Leben verkörpert, auch in der magisch-mythischen Lebenssphäre sind die einen begabter und vollkommener als die anderen. Wie oft ist das magische Können entscheidend und unwiederbringlich an bestimmte einmalige Personen geknüpft. Vielleicht ist einmal gerade kein geeigneter Träger einer bestimmten notwendigen Totemeigenschaft unter den Lebenden, oder man bedarf dauernd gewisser, schon von Ahnenzeiten her gepflegter Eigenschaften. Dann ist es eben eine dauernde Notwendigkeit, gewisse totemistische Seelenkräfte der Ahnen oder bestimmter Ahnen immerzu herbeizurufen und in innerem Kontakt mit ihnen zu bleiben, d. h. sie in der Lebenssphäre der gerade Daseienden festzuhalten. Sie müssen daher immerfort verkörpert werden, eben also in den lebenden Nachkommen. So fließt der Totemkult ganz natürlicherweise auch mit dem Ahnenkult in eins zusammen. Aber er verfließt auch mit dem höheren und höchsten Götterkult.

Im unverdorbenen, naturfrommen Zustand wird die innere tierhafte Gattungsseele für den Heiden zum höchst erwünschten Tiergott, der seine Fähigkeiten stärkt und zur vollen Entfaltung kommen läßt. Das äußere, körperliche Tier ist lebendiger Ausdruck, ist Symbol des inneren Wesens, das sich aus dem metaphysischen Tier manifestiert. Der naturtüchtige Mensch versichert sich mit magischem Kult der speziellen Natur- und Seelenkräfte einer bestimmten Tiergattung, die

ihm gerade wichtig ist. Und zwar braucht jeder Stamm, jede Sippe, jeder Beruf irgendwelche besonderen Tierkräfte, und nur auf diese, auf deren magisch-kultische Heranziehung und Behandlung reflektiert er; nur diesem speziellen Tiergott dient er. In jedem totemistisch-heidnischen Volk dient die einzelne Menschengruppe nur bestimmten Tieren. Weil das äußere, körperhafte Tier der Eingang zu der Gattungspotenz ist, welcher dieser betreffende Mensch dienen will oder muß, so darf es gerade als Wesen mit Fleisch und Blut nicht oder nur unter außergewöhnlichen Umständen getötet und verzehrt werden, sonst wäre ja der Seelenzauber und das Anziehen seiner Seelenkräfte nicht mehr möglich, ja seine Seele würde sogar feindselig werden. Darum die strenge äußerliche Unverletzlichkeit des Totemtieres einer Sippe, das bei einer anderen Sippe ruhig getötet werden kann, weil diese eben wieder für ihre Eigenschaften der Kultmagie mit einem anderen Tier bedarf. Erfolgen Ausnahmen, so hat das seine besondere Bewandtnis, die wir sogleich zeigen werden und die eben wieder kultische Wirkung haben.

So wird unmittelbar das Tier in seiner naturseelenhaften Wirklichkeit mit seinem überzeitlichen Gattungswesen sakrosankt; es wird Gegenstand des pfleglichen Kultes, es wird Tabu. Wir würden sagen, es wird geheiligt, wenn dieses Wort nicht für uns etwas ganz anderes bedeutete, wie auch das Gut und Böse für uns nach der Offenbarung ein anderes ist als das des Heiden. Dem magischen Menschen ist „heilig" das, was im lateinischen sacer liegt, das den Doppelsinn hat: geweiht, unberührbar, aber auch scheubar, gefährlich. Was in diesem Sinn sacer ist, ein Unberührbares, Scheubares, ist kurzweg ein Tabu, oder es ist eigenschaftsmäßig tabu. Und dem Menschen, dem etwas sacer oder tabu ist, kann es das nur sein, wenn es ihm in lebendig-magischer Naturbeziehung erscheint. Und mit diesem Lebendigen kann der Mensch nun zauberische Praktiken anwenden, sein Mana, seine Urheberkraft steht ihm zur Verfügung, und zwar aus der übergeordneten Gattungsseele des Tieres heraus. Daher derselbe ernste Wirklichkeitswert des Totem- wie des Totenkultes und darüber hinaus eines jeden Götterkultes.

Wenn bei diesem Kult auch verschiedene Zeitschichten zu unterscheiden sein mögen, in denen die eine oder andere dieser Praktiken vorherrschte, so können sie doch nur in jener Seelenschicht wurzeln, in der das totemistische Wesen selbst zugleich sich magisch darstellt. Es ist ein zauberisches Aneignen von Natur- und Seelenkräften gerade

eines besonderen Tieres bei einer besonderen Sippe oder Beruf. Der Tierkult solcher Völker und Menschen ist also eine ganze bestimmte, tiefe Art von Naturerkenntnis: „Verwandtschaft" des Menschen mit dem Tier ist Erkenntnis innerer lebendiger Wirklichkeit und ihrer magischen Kräfte, gewonnen aus inneren, lebendigen Begegnungen ihrer Seele mit der Seele der Natur. Es ist also ein ursprüngliches Wissen um diese inneren Zusammenhänge, was die Tierreligionen zum Ausdruck bringen. Aber nun nicht ein bloß akademisches Wissen, wie es unsere moderne Abstammungslehre etwa ist, sondern ein höchst lebendiges Wissen, zugleich verbunden mit einer uns derzeit noch unverständlichen Kenntnis naturmagischer Kräfte, nicht als leere Phantasie oder überhitztes Wollen, sondern als eine höchst real angewandte magische Wissenschaft.

Der Totemismus, sagt ein neuerer Forscher, ist das in erinnernder und erlebender Rückschau erfahrene Wissen von der Menschwerdung; seine Mythen erzählen die ganze Wirklichkeit dieses Vorganges, die Entstehung des Tieres aus dem Menschlichen ... die vorgeschlechtliche Einheit von Kosmos und Mensch ..., die Spaltung von Kosmos und Mensch in polare Kräfte, das geistige Menschenwesen, das noch in seiner pflanzenhaften Geistgestaltung existierte (Pflanzentotem) ... und allmählich begann, durch Abstoßen der Tierkräfte sich zu harmonisieren. Die Gliederung der Totemgruppe spiegelt die Loslösung der einzelnen Tierarten als geistiger Gruppe aus dem Gemeinsamen. Sie war der übersinnlichen Schau früher zugänglich ... Verwandtschaft als Einheit von Totem und Mensch sind natur- und menschheitsgeschichtliche Tatsachen. Wenn jedoch ein anderer Forscher sagt, die Tiere übernähmen dabei nicht nur symbolisch die Rolle des Menschen, sondern seien ihrem Wesen nach selbst Mensch, so versteht er unter „symbolisch" offenbar nur allegorisch, und doch ist es so, daß weder der Mensch im totemistischen Leben Tier wird, noch das Tier Mensch, sondern daß die „magische Partizipation" stattfindet, durch die eine bestimmte Tierwesenheit in den Menschen zu ganz eindeutiger Betätigung eingeht.

Es gilt nun für den magischen Menschen, diese totemistische Kraft zu erreichen. Die Erreichung derselben steht im Mittelpunkt von Festen, die entsprechend auch beim Fruchtbarkeitszauber angewendet werden. So findet zum Zweck des Totemerwerbes bei den Omaha-Indianern eine Isolierung der jungen Menschen beim Eintritt in die Reife statt. Es wird ihnen Fasten und Gebet als Ausdruck des Ver-

langens nach dem, was sie noch nicht innehaben, auferlegt. Beigaben, ähnlich wie den Toten, werden ihnen gespendet; denn es ist jede solche Zeremonie, wie wir schon früher sahen, ein Handeln im Bewußtsein des Todesaspektes des werdenden und zeugenden Lebens überhaupt. Durch die Gebets- und Fastenübungen geht der Einsame in einen traumhaften Zustand ein, und was er da von innen her erfährt, zeigt ihm den Weg, worauf ihm außermenschliche Kräfte zuteil werden. Kehrt er danach in den Sippenverband zurück, so muß er alsbald das Tier seiner Visionen erlegen. Er behält davon ein bestimmtes Teil, das nun der heiligste Gegenstand zeitlebens für ihn ist. Es kann sogar ein Mineral und ein Felsblock sein. Es ist das magische Band geschmiedet, das ihn dann mit der Totemkraft dauernd verbindet. Auch Träume spielen dabei eine entscheidende Rolle. Bei den früheren australischen Kurnai soll ein Mann Wahrsager geworden sein, weil er sich dreimal als Känguruh träumte und daraufhin dreimal an einem Tanz dieser Tiere selbst teilnahm.

Es ist wohl auch unmittelbar zum totemistischen Brauch zu zählen, wenn bei den Indogermanen Tiere selbst, nicht nur als Beigaben zu menschlichen Gräbern, bestattet werden. Wird aber bei einem totemistischen Volk ein geheiligtes Tier tot aufgefunden, so geht es wie bei der menschlichen Bestattung zu. So machten es die Ägypter mit Bären und Wölfen, und auch hierin wird man nichts anderes sehen dürfen als einen magischen Wirkungszauber, dahingehend, daß die totemistische Kraft und Bindung nicht sich verflüchtige und dem betreffenden totemistischen Menschenkreis entzogen werde.

Man darf nicht unterschiedslos alle Tieropfer und Tierfeste zum eigentlichen Totemismus rechnen; auch Götter bekommen das ihnen zukommende Tier zum Opfer. Wenn der Totemismus vornehmlich darin besteht, die spezifischen Kräfte bestimmter Tiere oder auch Pflanzen einzelnen Sippen, Klans oder Bevölkerungen zugute kommen zu lassen, so sind Tierfeste, wie etwa die Bärenfeiern im arktischem Gebiet, wohl Jagdzauber, und zwar in einem umfassenderen, höheren Sinn als dem des augenblicklichen Jagderfolges zu bewerten. Denn da handelt es sich darum, durch Kult und Zeremonien, die dem Einzeljagdtier übergeordnete Gattungsseele am Abwandern aus dem Volksgebiet zu hindern, oder durch die vielleicht allzu ausgiebige Jagd vor seelischer Verscheuchung oder vor physiologischem Unfruchtbarwerden durch Dezimierung und damit gegebener allzu enger Inzucht zu bewahren, also ihr durch Opferung magisch wieder die

Kraft zuzuführen, die ihr geraubt ward, sie zu versöhnen, damit sie erneute Gunst bezeuge.

Das ergibt sich unmittelbar aus der umständlichen Behandlung einzelner Körperteile, wie der Schädel. Die Algonkins ebenso wie die alten Nordländer glauben, daß das gejagte und verzehrte Tier wieder zum Leben kommt, wenn man seine Gebeine sammelt und richtig bewahrt. Und wie es auch bei dem Totenkult geschieht, daß man zuweilen die Schädel der Verstorbenen eigens beisetzt oder sie sogar festlich drapiert und an geheiligten Orten aufstellt, so ist die Schädelbehandlung auch der Tiere eine uralte magische Sitte, die vielleicht auch bei den steinzeitlichen Primitiven schon vorhanden war. Denn wir finden in Steinzeithöhlen Knochenlager mit richtigen Einmauerungen von bestimmten Knochen, auch derartige Schädelansammlungen, wie in der Ofnethöhle bei Nördlingen.

Diese ganz eigentümlichen Zusammenhänge, die im totemistischen Leben ineinanderspielen, werden vor allem an den Kulthandlungen und kultischen Festen sichtbar. Da gibt es die magischen Hochzeiten mit Tieren und Pflanzen, wie etwa heute noch in Indien solche Feiern ebenso begangen werden wie Hochzeiten zwischen Menschen: die Baumhochzeiten. Richtige menschliche Vermählungen werden als Totemhandlung magisch kultisch hergestellt. Nun sind Heiraten innerhalb desselben Totemklans verboten, gerade wie die von Mutter und Sohn, von Vater und Tochter, Bruder und Schwester. Aber in geweihten Nächten, so schildert es Ziegler, lodert im Klan gewaltige Glut auf. Wie es sakramentale Mahlzeiten gibt, wo die Verspeisung des an sich scheubaren Totemtieres zur Weihehandlung des ganzen zugehörigen Klans wird, so gibt es sakramentale Hochzeiten, wo alle gegen den Inzest aufgerichteten Wälle rituell durchbrochen werden. Es ist in einem höheren Begriff die geistige Einung des Klans mit dem Vater, Begründer. Denn eben um eine solche Einswerdung und Ineinanderschmelzung des Klans mit seinem Totem handelt es sich. Gerade wie das Totemtier als solches von den einzelnen Mitgliedern des Klans nicht verfolgt, nicht getötet und verzehrt werden darf, um der versammelten Gemeinde zu einer bestimmten Stunde unter sorgfältig beobachtetem Ritus zur sakramentalen Speise zu dienen, ebenso werden die einzelnen Mitglieder des Klans zur gegenseitigen geschlechtlichen Enthaltung verpflichtet, um als versammelte Gemeinde zu bestimmter Stunde unter entsprechenden Gebräuchen die sakramentale Begattung mit dem Totem zu vollbringen.

Aber eben diese naturhafte Keuschheit gilt ja im Grunde für alle die vielen Bilder und Idole geschlechtlicher Art überhaupt. Reizen denn, fragt Ziegler, Bilder, die den Trieb tragen, nicht eher an und wühlen sie nicht eher auf, als daß sie abgleichen? Man sehe nur die Bilder von unverhohlener Geschlechtsbetontheit in der Frühkunst überall. In tausendfacher Form kehrt die Geschlechtsbeziehung wieder, und es fällt schwer, zu glauben, daß dies den Trieb in Wirklichkeit dämpfe, statt ihn immer wieder anzureizen. Trotzdem erfüllen die mit Geschlechtlichkeit getränkten Bilder die Aufgabe, die mit Libido gefüllte Wirklichkeit zu vermindern. Dem Frühmenschen wird jedes derartige Bild zum Symbol für eine über- und außermenschliche Doppelgeschlechtlichkeit. Das Bild verspannt den männlichen und weiblichen Pol miteinander und gibt eben deshalb für einseitig geschlechtliches Begehren keinen Raum mehr. Die Macht des Symbols entlarvt die Halbschlächtigkeit des eigenen Geschlechts, macht es zum halbwahren Schein, weshalb vom recht erlebten Symbol das aufreizende Aroma der einseitig freigesetzten Geschlechtlichkeit weder auf den Mann noch auf das Weib überströmt. Solche Bilder der Doppelgeschlechtlichkeit zielen in ihrer höchsten Absicht geradezu auf die Übergeschlechtlichkeit. Hier ist nichts weniger als niedere Wollust oder Lüsternheit, ein Zügelloslassen oder dergleichen modernistisches Denken im Spiel.

Nirgends kommt dies klarer und schöner zum Ausdruck als in der tiefgründigen Darstellung, die in anderem Zusammenhang W. F. Otto von der Frauenekstase und dem Mänadentum im dionysischen Kult gibt. Den orgiastischen Tänzerinnen des Gottes, sagt er, ist nichts so fremd, wie die Hemmungslosigkeit erotischer Triebe. Vornehmheit und Unnahbarkeit gehören zum Charakter der Mänade, und ihre Wildheit hat mit der wollüstigen Erregung jener halbtierischen Gesellen, die sie umkreisen, nichts zu tun. Sie hat unter dem Gewand die Schlange um den Leib gewunden, die sie auch im Schlafe, oder wenn sie wehrlos wird, vor jener Begehrlichkeit schützt. Himmelweit ist das alles entfernt etwa von unserem seelenlos gewordenen Karneval; aber auch von unseren Begriffen von Moral und Sittenrichterei.

Der heidnisch-magische Mensch lebt in der schweren Naturverbundenheit, ist auf Tod und Verderb an sein Blut und seinen Naturraum gefesselt, seelisch und physisch. Aus ihm, mit ihm, durch ihn lebt und handelt er. Was dem natürlichen Leben nützt, ist gut, was es in Frage

stellt, schlecht und feindlich. Wenn dieses Wort nicht intellektuell und niedrig gemeint ist, sondern naturhaft echt und magisch seelenvoll — dann ist es gesund heidnisch.

## *Naturschuldigkeit, Naturfrommheit*

Das Wesen der Religion ist das große Rückverbundenheitsgefühl des Menschen, der sich physisch und seelisch-geistig im All findet und sich, wie alles Dasein, abhängig weiß von anderen als den ihm zur Verfügung stehenden Gewalten des Denkens und Wollens und Fühlens; zugleich ist Religion die Erkenntnis, daß diese Gewalten selbst aus sich oder als Vollzieher eines über ihnen stehenden Wesens die dem Menschen erkennbare und erlebbare Welt mitsamt seiner selbst schufen und immer noch durchwalten. Zu einem höheren Sinn seiner Welterkenntnis und Religion nun ist der Mensch, wie wir ihn aus der Gesamtgeschichte kennen, von sich aus, d. h. mit eigenen Geisteskräften, nicht gelangt. Und eben die in der obigen Umschreibung angezeigten geistig-seelischen Zusammenhänge sind daher Grundlage, Zustand und Inhalt aller Religiosität vor und außerhalb der Offenbarung und des Einbruches des Evangeliums. So trifft es also nur das Wesen heidnischer Religion, wenn etwa Franz definiert: „Religion ist der Glaube an Wesen, Mächte oder Kräfte, die jenseits der empirisch-logischen Erkenntnissphäre des Menschen existieren, die man als heilig empfindet; das Gefühl der Abhängigkeit von ihnen, und der Glaube, daß man sie durch Handlungen zur Erfüllung von Wünschen wirksam gestalten kann." Das ist es, was wir in unserem Sinn magisch-kultisches „Heidentum" nennen dürfen. Es war und ist Heidentum, wo wir es auch treffen, auch in den hochgeistigen Religionen des Ostens, wenn wir Religion den obigen Definitionen gemäß ansehen. Und es ist auch in der christlichen Religionsgeschichte noch Heidentum, wenn in irgendeiner Richtung das Evangelium zu einer Weltanschauung oder zu einem Kult umgestaltet wird; denn im Evangelium stehen, heißt nur, im letzten Vertrauen zu Gott, dem Vater stehen.

Das Evangelium offenbart uns, daß der innerste Kern, das innerste Wesen der Schöpfung in der Liebe Gottes des Vaters zum Menschen wurzelt; daß der Mensch von Gott dem Schöpfer und Vater eine ewige Seele empfangen habe, unmittelbar, nicht durch die Natur;

daß ein unmittelbares Ich-Du-Verhältnis zwischen Gott und Mensch besteht, und daß alle magisch-heidnische Religiosität und Kultbetreibung keinen ewigkeitsbedeutenden Wert hat. Denn dies hat nur Sinn und Bedeutung als Betätigung und Bewirkung eines naturseelenhaften Heils, ist also dem ganzen Wesen nach zeitlich. Die Liebe zu Gott, dem offenbarten Schöpfer und Vater, zu dem die ewige Seele im Kindesverhältnis steht, stellt den Menschen in das ewige Leben hier in der Zeit, mitten durch die Zeit und in allen ihren Verhältnissen und Bindungen. Deshalb spielt im Evangelium die Natur und die Naturseele keine Rolle, hat als eine nicht angesprochene Wesenheit keine weitere Bedeutung.

Die von innen her durch ein naturhaftes Fühlen bestimmte Stellung zur Natur bringt ein Verhalten und Tun mit sich, das ich als ein Frommsein bezeichnen möchte. Dieses Frommsein ist ganz anderer Art als die innerlich erlöste Frömmigkeit des Christen, der in der lebendig liebenden, durchaus persönlich warmen Wechselbeziehung zu dem ebenso lebendigen Du des Gottvaters steht. Wir meinen hier jenes Frommsein, das eine natürliche Lebensbeziehung zur Umwelt, zum Kosmos, zur Schöpfung hat, in die man sich ohne intellektuellen Widerstand naturgegeben einfügt — im Gegensatz zum aufgeklärten Intellektualismus. In diesem Sinn kann man beispielsweise auch vom frommen Tier sprechen, dem Tier, das in keiner Weise etwa die sittlich freie Kraft zur religiösen Frömmigkeit wie der erlöste Mensch hat. Diese Naturfrommheit ist das Wesen des echten, gesunden Heidentums, das in den Naturvölkern lebte. Ein natürliches Sicheinfügen gegenüber den dem Menschen von Natur aus gesetzten und gegebenen Notwendigkeiten. Diesen gegenüber aber befindet sich die Naturseele des Menschen doch fortwährend zugleich in einem Suchen und Drängen, ja Begehren, wie es in ihrem gefallenen Wesen liegt, und demgegenüber antwortet die Natur, wie es in ihrem Wesen liegt. Daher denn der magische Mensch einerseits notwendig immer nach Einfluß auf die Naturseele strebt, andererseits auch von der Natur entsprechende, ihm günstige oder ungünstige Gegenwirkungen erfährt. Einfluß auf die Natur aber kommt dem Menschen nicht passiv zu, er muß ihn gewinnen, um magisch handeln zu können. So ist der erste Schritt zum Eintreten in die magische Sphäre das seelische Begehren. „In früheren Zeiten, wo das Wünschen noch half . . .“, so beginnt manches Märchen und zeigt eindeutig auf die Stelle hin, von wo der erste Schritt ins Magische führt.

Jedes seelische Geschehen, jede seelische Aktion und Reaktion, die noch innerhalb des Bewußtseins des Menschen verläuft, hat selbst eine schwache magische Wirkung. Stärker wird diese schon, wenn die seelische Aktion oder Reaktion so ist, daß der betreffende Mensch dabei selbst anfängt, seiner selbst nicht mehr ganz mächtig zu sein, d. h. sich aus der Hand verliert, also die Kontrolle durch sein Bewußtsein verliert oder zu verlieren anfängt; etwa die suggestive Wirkung schweren Zornes. Heilungen, wie sie in Lourdes sich vollziehen, die man schließlich, um sie einigermaßen verständlich zu machen, mit dem abgegriffenen Schlagwort der autosuggestiven Wirkung noch hinnehmen kann, beruhen ganz ersichtlich zugleich auf dem geradezu inbrünstigen Begehren des Kranken, gesund zu werden, wie sie andererseits auf dem ekstatischen Handeln priesterlich-suggestiver, nicht unbedingt frommer Menschen beruhen. Aber doch erkennen wir deutlich, daß solche geringen magischen Erscheinungen nicht wirklich das sind, was wir unter echtem, großem magischen Wirken und Zaubern verstehen müssen. Und warum ist es dies nicht? Weil das alles immer ausgeht und durchsiebt ist von unserem bewußten intellektuellen Denken, und diesem der wahre, innige, letzthin unerschütterliche Glaube mangelt, also auch im letzten Sinn die ganze Größe des Begehrens, das ja bei uns Spätzeitmenschen nicht mehr so tief im Unbewußten wurzelt wie beim Heiden, und daher übergewaltig hervorbräche. Sehen wir in unser Alltagsleben: wo werden denn wahrhaft lebendige, durchdringende Wirkungen erzielt? Nicht dort, wo etwas gemacht wird, und sei es technisch noch so überwältigend; sondern dort, wo das ganze heiße Begehren und Wünschen, die ganze Hingabe an eine Sache, die ganze Hingabe des Herzblutes auch im allerwörtlichsten Sinn vorhanden ist.

Die Natur gibt uns einen gewissen physischen, aber auch seelischen Raum, in dem müssen wir bleiben, und nach großen, ehernen, ewigen Gesetzen unseres Daseins Wandel vollenden. Gerade wie wir uns mit einer gewissen Menge und Art von Nahrung begnügen müssen, und alles darüber hinaus schädlich ist und sich gegen uns selber kehrt; gerade wie wir nur innerhalb gewisser Temperaturen leben können, so trägt uns, wenn wir uns dem allem gemäß verhalten, die Natur selbst, und findet darin ihr eigenes Wirken freiwillig. Die Natur ist irgendwie aber von mir eingesetzt, und leiht mir, durch meinen Geist bestimmt, ihre Kraft. Und darin liegt zugleich sittliche Bindung, weil die Natur ein Lebendiges ist. Allem Leben gegenüber erwächst

sofort lebendige Verantwortung, der wir uns zwar bewußt einige Zeit entziehen können, die uns aber irgendwo schließlich einholt, wie das Kind auf dem Feld, das den Kult versäumt, von der wandelnden Glocke geholt wird.

Der Mensch muß also in gewissem Sinn naturfromm sein und es bleiben, damit die gesund waltenden Naturkräfte nicht allzusehr gestört werden, oder gar in widernatürlichster Weise verwendet und gelenkt werden. Der Mensch quält aber auch die Natur dauernd in sich selbst; er lebt seinen Leidenschaften in sinnlicher wie in geistiger Hinsicht, und so wird die fromme Naturseele in ihm selbst vergewaltigt. Der Mensch ist nicht naturfromm, wie das Tier, das naturgemäß sein Leben lebt. Wo dies im naturgemäßen Sinn geschieht, wo wir unseren Körper stählen, und wir ihn Mühen und Strapazen aussetzen, nicht um des persönlichen Ehrgeizes und Gewinnes wegen, sondern zu einem höheren umfassenderen Zweck, das mag störend und anstrengend für die Natur in uns sein, sie mag sogar daran leiden; aber sie wird selber dem Körper und der Körperseele helfen, diese Anstrengungen zu überwinden. Ganz anders, wenn wir aus nicht mehr naturfrommer Lust, aus ichsüchtigem Begehren oder aus locker gewordenem Geisteswesen die naive Körperseele vergewaltigen, jagen, abtöten, unseren Körper dabei nicht mehr erziehen, sondern womöglich dreingeben bis zum orgiastischen Taumel — da flieht die fromme Körperseele vor uns her, in namenloser Angst. Sie stürzt, wird gequält, seufzt, stöhnt, schreit auf — und fühllos schießen wir ihr die Marterpfeile ins Fleisch.

In mannigfacher Weise bringen Märchen und Sagen das Bild des vom Jäger grausam verfolgten Wildes, wenn er sinnlos, von Leidenschaft getrieben, im wüsten Gebirge über Schluchten und Abgründe hinweg dem fliehenden Tier nachhetzt, tagelang, nicht mehr seiner Gedanken, seiner Besinnung mächtig. Er hat die ihn begleitenden Seinen aus den Augen verloren, sie ihn — bis er mitten im undurchdringlichen Wald, etwa durch einen herabrollenden Felsblock oder einen Baumast, an dem er hängenbleibt, oder durch ein ihm erscheinendes Naturwesen zur Besinnung gebracht wird und nun vor dem greulichen Ende seiner Hetzjagd steht und das zitternde Tier im Schutz eines Naturgeistes nun geborgen sieht. Er selbst aber ist wie zerstört, verlassen von allen guten Geistern — und wehe, wenn nicht die Naturgeister sich seiner nun erbarmen oder unterdessen, weil er

ausblieb, die Liebe ihm nachgegangen ist, ihn im Waldesdunkel elend findet und ihn wieder heimführt.

Das seelenhaft Lebendige, das die Natur nun einmal ist, ist nicht nur passiv da, um sich erkennen und beherrschen zu lassen durch die Kräfte unseres Geistes, sondern es ist, als Lebendiges, auch von sich aus aktiv tätig. Es reagiert, es verhält sich, es antwortet. Und dies ist das Entscheidende für das magische Dasein. Jedes Handeln in der Natur löst auch eine lebendige Tätigkeit und ein Verhalten der Naturseele gegen den Handelnden aus, weil wir mit dem lebendigen Wesen der Natur in einem inneren gemeinsamen Sein verankert sind. Denn dem Lebendigen gegenüber besteht nur und immer ein polares Verhältnis, und wenn auf der einen Seite etwas vorgeht und geschieht, wird auf der anderen Polseite Entsprechendes ausgelöst und wirkt sich Entsprechendes zugleich mit aus. Ganz einerlei, ob wir nun mit dem rationalen Verstand forschen und uns eine mechanistische Technik und Naturbeherrschung schaffen, oder ob der Mensch magisch forscht und handelt und sich eine magische Technik schafft; ob er sich magisch-seelenhaft oder mechanistisch-intellektuell zu ihr verhält und danach handelt: auf jeden Fall steht er zu ihr in einem unlösbaren polaren Verhältnis der Leistung, des Gebens und Nehmens, und das hat seine Gegenseitigkeitswirkungen. Des Menschen innere Verfassung bestimmt zugleich die Art des Verhaltens der Natur ihm gegenüber. Was der Mensch sät, erntet er.

Wenn wir mechanistisch forschen und denken, wenn wir der Natur und dem Dasein mechanistisch begegnen, so werden auch die Naturkräfte, die sich uns erschließen, mechanistische Wirkungen hervorbringen; sie werden uns, freiwillig oder gezwungen, eine mechanistische Technik ermöglichen und gewähren, und werden auch so auf unser Tun und Lassen mechanisch antworten. Wenn wir magisch forschen und denken, wenn wir der Natur und dem Dasein magisch begegnen, so werden sich uns auch die Naturkräfte von ihrer magischen Seite her offenbaren, sie werden uns freiwillig oder gezwungen magische Wirkungen erweisen, uns eine magische Technik gewähren, also das, was wir mit Zauberei im höheren Sinn bezeichnen, und werden sich magisch gegen uns verhalten. Als lebendiges Wesen empfindet das die Natur — nicht bewußt freilich, wie der Mensch, sondern sozusagen innerlich, traumhaft, so wie die Natur eben immer wirkt und schafft und lebt. Im unbewußten Sinn ist diese lebendige Natur nun vom Menschen gezwungen zu einem Dienst, den sie von

sich aus nicht geleistet hätte. Aus der magischen Einsicht ergibt sich nun unmittelbar das magische Handeln, wie aus unserer intellektuellen Einsicht sich unmittelbar die technische Verwertung, die Technik ergibt. Man könnte also in gewissem Sinn sagen: Magisches Handeln oder, was dasselbe ist: Zaubern — ist die Physik der Magie. So kann die magische Praxis ebenso naturhaft unfromm sein, wie es im Wesen unsere Technik und Religionsausübung auch auf Schritt und Tritt ist. Und so entsteht aus dem Begehren im tieferen Sinn eine Schuld — und zwar eine Schuld aus der eigenen Seele, der Naturseele gegenüber.

Es wird also vom natursichtigen Menschen eine Naturkraft erfaßt, herbeigeholt, dienstbar gemacht. Aber dieses Heranholen und Ausnützen geschieht ja nicht einem Nichts gegenüber und auch nicht etwas Totem gegenüber, sondern es fordert und zieht oder reißt eine Kraft an sich aus einem Lebendigen, seelenhaft Empfindenden und Antwortenden. Und so muß der Mensch, eben wegen der unentrinnbaren Gegenseitigkeitsbeziehung, zugleich mit seinem Begehren eben das Begehrende, also seine Naturseele oder einen Teil von ihr mit einsetzen; aber dies ist auch zugleich wieder das Mittel, welches die Naturseele drüben zur Hergabe ihrer Potenz zwingt. Die Natur wird gezwungen und kommt in Widerstand gegen das Menschenwesen. Das heißt in seiner nackten Wirkung nichts anderes als dies: Der Mensch gerät in Schuldigkeit zur Natur, sie wird reaktiv die Schuld wieder einfordern, sie wird gegen den Menschen, indem sie ihm dient, dienen muß, feindselig.

Das dämonische Gegenspiel der Natur kommt gegen den Menschen auf. Darum sind die Naturseelengewalten selbst, die Götter und ihre Erscheinungen, ihre symbolischen Wirklichkeiten, für den natursichtigen Menschen in jeder Hinsicht scheubar, sie sind ihm Tabu. Der magisch-heidnische Mensch, so sagten wir wiederholt, ist nirgends irreligiös, all sein Tun und Lassen ist religiös durchdrungen, denn überall tritt das Scheubare ihm entgegen, und er muß es richtig behandeln, sich richtig dazu stellen, damit es nicht zum Schaden und zur Katastrophe für ihn und die Gemeinschaft ausschlage. Daraus allein ergibt sich der heidnische Begriff der Schuldigkeit. Das Scheubare ist doppelwertig, aber das Verhalten dazu eindeutig. Das falsche Verhalten dazu ist böse, das richtige ist gut, die Verletzung ist „Schuld". Aber ob so oder so — wie sich auch der Mensch bewußt oder unbewußt verhalte: immer ist es das Bedürfnis und über diesem das Be-

gehren, das notwendig naturseelenhaft „Feindschaft" hervorruft. Der böse Wille oder das naive Daseinsgefühl mag darin liegen: immer ist der Mensch sowohl wie die Natur seit dem Paradiesbruch im Wesen des Dämonischen, des lieblichen wie des düsteren, befangen, und die sich suchende Dämonie wird bei jedem Einbruch in ihren Bezirk auch feindselig antworten oder mindestens zu entrinnen trachten. Das ist das Wesen, das durch alles nicht erlöste Dasein waltet.

Darum besteht, wie wir schon sagten, für den heidnischen Menschen der dauernde Zustand einer großen metaphysischen Furcht und Weltangst. So stoßen wir immer auf den ganz anderen Begriff von Gut und Böse, als wir ihn aus der gereinigten, nicht der moralisch und magisch aufgemachten christlichen Religiosität kennen. Das Gut und Böse des magischen Heiden richtet sich nach dem Segen oder der Gefahr, die ihm sein magisches Wissen und Handeln bringen. Es ist also ein praktisches kultisches Verhalten, das als gut oder böse bezeichnet wird. Es gibt Dinge, die nicht berührt werden dürfen, Personen oder Tiere oder Bezirke, die nicht berührt werden dürfen — es sei denn nur unter den eindeutig kultisch-magischen Gegebenheiten und Vorsichten. Die Dinge und Wesen und Personen sind dem magischen Menschen Tabu. Der magische Mensch lebt in ewiger Scheu und Angst. Die Dinge und Wesen sind mit magischer Seelenkraft geladen, und die ist zu behandeln, wie wir eine Starkstromleitung, intellektuell wissend und mit mechanischen Vorsichtsmaßregeln, behandeln.

Christliches Heidentum ist es, Gott und die Heiligen durch kultisches Handeln und durch tabumäßiges Gerechtsein zwingen zu wollen; im echten Heidentum naturhafter Art sucht der Mensch die Göttergewalten zufriedenzustellen und zu seinem Wohlergehen zu lenken. Und da heißt es: Ich opfere dir, du Gott-Götze, damit du mir gnädig bist; du bist mir übergeordnet, da muß ich es tun — das ist meine Frömmigkeit, aber soweit es geht, zwinge ich dich magisch, damit deine Gewalt mir nicht zum Schaden, sondern zum Segen sei. Des Heiden Gebet, Opfer und Frömmigkeit ist also nicht selbsthingebende, letzte Liebe, wie sie der Heiland uns lehrt, sondern sie ist magische Erzwingung eigenen Wohlergehens und sei es im feinsten und edelsten Sinn. Der Heide fürchtet seinen Gott und darum sucht er ihn zu gewinnen und zu bannen, damit er, der Heidengott, den Menschen nicht bannt. Andererseits verachtet der Mensch seinen Gott, seine Götter, denn das, dem man nur gezwungen dient der Selbsterhaltung wegen, verachtet oder haßt man. Dieses Haßverhältnis

tritt wundervoll in der Gestalt des Prometheus hervor, der den Göttern für seine Menschen das Feuer entwindet, und von ihnen dafür an den Felsen geschmiedet wird, wo ihm ewig ein Geier die stets nachwachsende Leber — das ist: die biologische Naturkraft in ihm — wegfressen muß.

Diese Verachtung des Menschen für die Götter wird noch aus folgendem Grund gesteigert: Der Mensch ist naturseelenhaft mit der Schöpfung eine Einheit. Im Menschen kommt, wie schon einmal gesagt, die Schöpfung oder der Kosmos zu seinem Bewußtsein. Im Menschen wird das kosmische Gesamtleben seiner selbst bewußt. Die Lebenspotenzen des Kosmos aber sind die Götter; und damit sie zu ihrem Lebensbewußtsein gelangen, bedürfen sie des Daseins des Menschen. Sie bedürfen, obwohl sie als Naturgewalten ihm gegenüber übermächtig sind, dennoch seines Denkens, seines Fühlens, seines Wollens, um erkannt und offenbar zu werden.. Darum beispielsweise im Homer die wunderliche Angabe, daß die Götter bei aller Macht armselig seien und der Opfer bedürfen. Und darum verachtet Prometheus die Götter, obwohl sie ihn überwältigen. Der Mensch ist aus der Schöpfung nicht wegzudenken, er ist ihr zentraler Lebenssinn, und irgendwo hat er von je und je auch von seinem Ursprung aus einer höheren Welt als jener der Götter etwas gefühlt.

Die Märchen sind spät so formuliert, wie wir sie haben, und dabei fließen oft christliche Elemente mit ihnen zusammen. Das sind natürlich „Fälschungen", und wir müssen stets uns bemühen, die darin zertrümmerte alte, echt magische Schicht zusammenzubauen, um das wahre Bild unter der Zerstörung wieder herauszuarbeiten. Es ist dasselbe wie mit den Sagen. Soweit die Märchen echt und ursprünglich und nicht spätere allegorische Dichtungen sind, enthalten sie vom heidnischen Standpunkt aus gewissermaßen die moralische Darstellung der mythisch-magischen Seelenverfassung. Die Märchen stellen sozusagen das reine Fluidum der Naturseelensubstanz dar, nicht wie die magischen Kulte, die wir im folgenden Teil des Buches behandeln, sozusagen die grobschlächtige äußere Wirklichkeit. Die Märchen sind daher, obwohl „Geschichten", doch im äußeren Sinn ungeschichtlich, während die magischen Kulte der Primitiven und Kulturvölker auch in äußerer Weise Geschichte sind.

Dieses stete Schuldverhältnis zur Naturseele tritt uns, wie schon gesagt, vor allem in den echten Märchen als metaphysische Wirklichkeit entgegen. In ihrer im höchsten Maße natursichtig durchdrungenen

und erlebten Welt, unbelastet von der äußerlichen, nur intellektuellen Bewertung der Dinge, enthalten sie in Hülle und Fülle die Spiegelung jenes lebendigen Schuldverhältnisses. Sie zeigen, wie der Mensch, der die Naturkräfte in Anspruch nimmt, diese Schuld irgendwie tilgen muß. War es frevelhaftes Zaubern und Überlisten der Natur, so zeigt sich ihr geheimes Leben alsbald feindselig, es zerstört den Menschen oder seinen Besitz; war es nur naives, naturfrommes Inanspruchnehmen der Kräfte, die sich einem solchen Menschen stets von selbst anbieten und ihm dann hilfreich sind, so wird von dem Menschen auch nichts anderes gefordert als das Opfer der Wahrhaftigkeit und naturfromme Liebe zu den Wesen. Beispiele brauche ich keine zu nennen, man lese einmal daraufhin die echten Märchen, nachgedichtete Intellektualprodukte sind natürlich keine echten Märchen — und man wird eben diese Art Erlebens, Handelns und Gebens immer wieder bestätigt finden. Es ist eine tiefe Weisheit, die da ausgebreitet vor uns liegt. Geburt und Mißwachs, Wetterbildung und Kriegszüge — alles das hängt mit dem „religiös", d. h. magisch richtigen oder falschen Verhalten des Menschen zusammen — und wenn er nicht fromm ist, d. h. den Göttern, den Naturseelenkräften nicht richtig dient und opfert, so muß er statt Segen nur Unglück erwarten.

Hier haben wir wieder in unserer eigenen Traumwelt und dem, was damit an seelischen Zuständen und seelischen Erhebungen, wie auch seelischen Krankheiten zusammenhängt, das vorzügliche Analogon, wenn auch nur noch abgeschwächt. Wir sprachen zuvor schon davon, inwiefern jeder Traum ein Wahrtraum sei, daß es nur gelte, die darin auftretenden Bilder zu deuten. Im Traum, so sagten wir, dringe die Welt des Unter- oder Überbewußten in das Menschenbewußtsein ein. Und dieses traumhafte Erkennen, aber nur gesteigert zu dem was wir Natursichtigkeit nennen und was wir dem wahren Urmenschen, weit vor der gewöhnlich nur als urgeschichtlich bezeichneten Zeit zuschreiben, das ist aufs anschaulichste in den Märchen uns dargeboten, und zwar sowohl die lichte, wie die düstere Seelenseite des inneren und damit des äußeren naturhaften Daseins. Sie ist nicht im Sinn des Urmythus vom gebrochenen Paradies aufzufassen, diese Schuld, wir nennen es deshalb ausdrücklich „Schuldigkeit"; sie greift nur an die Naturseele im Menschen, wenngleich sie aus der höheren Wesensseite des Menschen soweit überwunden werden kann, als es dem an das Dämonische der gefallenen Eigennatur gefesselten Wesen überhaupt möglich ist.

Die ganze Fülle des magischen Zusammenhangs zwischen dem steten Begehren und der damit eingegangenen Schuldigkeit gegen die Natur, mit allen späteren Auswirkungen, aber auch Störungen, spiegelt das Märchen vom Rapunzel. Ein Ehepaar wohnt neben dem Garten der großen Zauberin. Als die Frau in Hoffnung kam, hatte sie ein großes Begehren nach den Rapunzeln mit ihren kreuzweis gestellten vier Blättern, dem Sonnenrad, in einem Beet dieses Gartens, und glaubte, nimmer leben zu können, wenn sie nicht davon hätte. Der Mann in seinem Mitgefühl stieg am Abend über die Mauer, zog einige jener Pflanzen heraus, brachte sie seiner Frau, die sie zubereitete und verzehrte. Aber das Einmal hatte das Begehren auf das Mehr geweckt, und so mußte der Mann am nächsten Abend noch einmal übersteigen. Da drohte ihm die Zauberin und wollte ihn umbringen; aber auf sein Flehen ließ sie sich besänftigen unter der Bedingung, daß er ihr das Kind brächte, wenn seine Frau niederkomme; sie werde es gut halten, es werde ihm kein Leid widerfahren. So geschah es, und als das Kind zwölf Jahre alt war, nahm es die Zauberin mit sich und setzte es oben in das Zimmer eines Turmes, der keinen Eingang hatte. Dem Kind wuchs wundervoll lang das Haar, und wenn die Zauberin es aufsuchen wollte, stellte sie sich unten an den Turm und rief. Da ließ das Kind sein Haar herab und zog die Zauberin damit hinauf. Das ging lange so, bis einmal ein auf der Jagd verirrter Königssohn an den Turm kam, und weil er keinen Eingang fand, seitwärts im Walde stehenblieb. Da sah er die Zauberin kommen, hörte sie rufen und sah, wie das Haar herabkam und diese daran hinaufgezogen wurde. Als sie wieder fort war, tat er ebenso, und kam in den Turm. Aber wie erschrak das Mädchen, als es den Mann vor sich stehen sah. Sie liebten sich, und lange ging es so zu. Aber eines Tages, als die Zauberin wieder oben war, verplapperte sich das Mädchen und fragte sie, warum sie nur so schwer sei, der Königssohn sei viel leichter heraufzuziehen. Da erzürnte die Zauberin, schnitt ihr das volle Haar ab und brachte die schwangere junge Frau in eine öde Wüstenei. Und als der Königssohn wiederkam, kreischte sie ihn an, er würde seine Geliebte nimmer sehen, und blendete ihm die Augen. Er irrte jahrelang elend umher, aß Wurzeln und Beeren, bis er in die Wüste kam, wo Rapunzel, die indessen Zwillinge geboren hatte, mit diesen kümmerlich lebte. Da hörte er ihre Stimme, sie erkannten sich, sie fiel ihm um den Hals und weinte. Zwei von ihren Tränen fielen auf seine geblendeten Augen, da wurden sie wieder

klar, und er konnte sie sehen wie einst. Er führte sie in sein Reich, wo sie mit Freuden empfangen wurden.

Die Auflösung: das Begehren über die Naturfrommheit hinaus schuf die magische Schuldigkeit gegenüber der großen Zauberin Natur. Es muß das Kind, d. h. ein wesentlicher Lebensteil, dafür dreingegeben werden; aber es ist ersichtlich nur ein Naturseelenteil, dieses „Kind", nicht die ewige Seele Kind, die da dreingegeben wird; es ist ja nicht vom persönlichen Leid der Mutter die Rede, also nicht von einer etwaigen Verletzung oder einem Eingriff der Natur in das Heiligste des Menschen selbst. Dieses Kind, das von der Zauberin den Namen, d. h. das Wesen der zu Unrecht von der Mutter verzehrten Frucht bekommt, wird von der Natur, die an sich nicht böse ist, naturhaft gut gehalten. Das üppige Haar ist, wie in allen Märchen, *das typische Kennzeichen der magischen Kraft* eines Wesens; daß ihm später das Haar abgeschnitten wird von der erzürnten Natur, hat zur Folge, daß ihm seine naturmagische Kraft und Fülle entzogen ist und es damit in eine öde Wüstenei gerät, wo die Natur ihm ihre Gaben versagt. Dem von der Zauberin gefangengehaltenen Menschenwesen wird, nachdem es die wahre Bestimmung in seiner Liebe, seiner eigenen Menschenseele gefunden hat und „zu sich kam", die Natur zu schwer. Dadurch, daß beide, die Frau und der Mann, in dieselbe Lage gekommen sind, entzieht der Mensch der Natur wieder ihren Anspruch, das wahrhaft Menschliche kommt nur ihm zu. Aber auch dieses bringt zunächst Leid über ihn, denn das Leben ist nicht Erfüllung, und die Natur wird das freie Menschenreich nicht anerkennen. So hat sie den Menschen mit seiner Fruchtbarkeit in die Wüstenei verstoßen und ihm den Blick geblendet, daß er vor ihr elend ist. Die Erlösung aber kommt anderswo her als von der Natur. Denn die innere Liebe, die des Menschen ewiges Erbteil ist, führt über die Natur. Sein von dem Naturbann erlöstes Wesen gelangt in sein eigenes inneres Reich, wo die große Zauberin keine Gewalt mehr hat.

Die naturfromme Haltung des Menschen wirkt sich günstig aus in seinem Leben, auch dann, wenn er zuvor durch sein Begehren sich von den Naturkräften über das ihm zukommende Maß hinaus zu Unrecht etwas angemaßt hat, aber durch sein inneres Wesen doch diesen Bann zum Guten führt. Dies zeigt das Märchen der weisen — ersichtlich weisen, nicht weißen Schlange, wie die Grimms Märchen schreiben. Ein König bekommt täglich in einem verhüllten Gefäß etwas zu essen gebracht, aber den Diener, der es zuträgt, lockt es, er nimmt das Ge-

fäß mit in seine Kammer, enthüllt es und wird der weisen Schlange ansichtig. Er ißt ein Stück von ihr und wird hellhörig für die Stimmen in der Natur. Damit vollbringt er Wunder, findet etwa durch das Gegacker der Enten den Ring, den die Königin in den Schloßgraben fallen ließ, bekommt vom König als Lohn dafür ein Pferd und reitet damit in die Welt hinaus. Drei Fische, die er im Röhricht eines Sees hilflos zappeln sieht, befreit er und setzt sie wieder ins Wasser; den Ameisen, die in breitem Kriegszug über die Straße laufen, weicht er auf Bitten des Ameisenkönigs behutsam aus; für drei Raben, die, aus dem Nest geworfen, elend verhungern müssen, schlachtet er sein Pferd, und sie sind gerettet. Alle diese Wesen verheißen ihm ihre Dankbarkeit. Da er wegen seiner Hilfsbereitschaft kein Eigentum, kein Pferd mehr hat, muß er zu Fuß laufen, kommt müde in eine Königsstadt, wo verkündet wird, daß der die Prinzessin bekomme, der eine geforderte schwere Tat vollbringen könne. Er mußte einen Ring aus dem Meer holen, und als er es mit Hilfe der Fische getan hatte, gab man ihm trotzdem die Prinzessin noch nicht, er mußte noch einen Sack Hirse, den die Stolze ihm ausgeschüttet hatte, im Garten zusammensuchen; das gelang ihm durch die Hilfe der Ameisen. Aber zum drittenmal wurde von ihm gefordert: er sollte der Königstochter einen Apfel vom Baum des Lebens holen. Den verschafften ihm die Raben, und nun erreichte er das Ziel seines Lebens.

Auch hier ist die Erwerbung der magischen Kraft durch ein Begehren der Anfang. Aber ersichtlich geht der ihm hierdurch zunächst zuteil werdende Besitz des Pferdes wieder verloren, denn es kommt ihm nicht rechtens zu, er hatte seine Pflicht im Königsdienst verletzt. Doch er ist rein und rechten Sinnes, denn er gibt danach den Besitz selbst auf um eines besseren Zieles willen, als er auf anderen Wegen der Natur begegnet und sich nun in naturfrommer Weise verhält; er weiß der Natur in der rechten, der guten Art zu opfern, begehrt nicht, sondern erfüllt. So dient die Natur seinem Menschentum freundlich, nicht gezwungen und feindlich. Dadurch aber werden ihm ohne sein Wissen und nun rechtens günstige, ihm wirklich gehörende Kräfte zuteil, die ihn auch zuletzt wieder zur Erfüllung seines eigenen Menschentumes führen.

Der Mensch ist gut und böse, ist recht und unrecht, hat einen guten oder schlechten Charakter. Mit ihm steht er im Leben wie im Tode, steht er im Bewußten wie im Unbewußten. Als solch einer betritt er

immerfort den seelenhaften Innenraum der Natur, er geht aus dem Tag in die Nacht, aus dem Leben in den Tod und durch alles hindurch zur Neugeburt, zum Wiederauferstehen. Lassen wir den spezifisch christlichen Sinn weg und betrachten wir es nur in naturmagischer Hinsicht. Da steigt die Goldmarie und die Pechmarie in den Brunnen, das ist in die Welt des Unbewußten und des „Todes". Da unten treten ihnen die wirkenden Naturkräfte entgegen, der Backofen will seines Brotes entleert, der Apfelbaum will geschüttelt sein. Die Goldmarie tut es rechtschaffen und kommt zur Frau Holle, zur Urmutter Natur, bei der sie Dienste nimmt. Ist die Zeit erfüllt, so wird sie entlassen, wieder zur Oberwelt des bewußten Lebens zurück und ist dementsprechend reich beschenkt und gestärkt und erhöht. Die Pechmarie nimmt das ihrem Wesen entsprechende Schicksal wieder mit zurück auf die Oberwelt.

Aber auch da ist der Mensch keineswegs entlassen aus der Gewalt der Naturkräfte. Ehe er das Reich der Frau Holle im Unbewußten verläßt, wird ihm Stillschweigen auferlegt, denn die Naturkräfte wollen nicht verraten sein, wie wir es auch an den Heinzelmännchen ähnlich sehen. Die naturfromme Goldmarie verspricht es und hält es: die unbewußten Naturseelenkräfte werden ihr so dauernd „im Leben" dienen und sich ihr in Nöten hilfreich erweisen; die Pechmarie verrät sie trotz ihres Versprechens, und nun sind diese an sich günstigen Naturseelenkräfte ihr „im Leben" dauernd feindlich. Immer wieder geht dieses Motiv irgendwie durch alle Lebensbeziehungen des magischen Menschen hindurch. Naturfromm ist, wer sich in die seelenhaften Gegebenheiten des Lebens und des Todes innerhalb des Kreislaufes einfügt, sich tabumäßig richtig verhält. Das Moralische ist die innere Struktur des Menschen, des Charakters; das tabumäßig richtige Verhalten ist selbst wieder ableitbar aus dem menschlichen Charakter.

Naturfromm ist und verhält sich richtig, wer das seelenhafte Gleichgewicht zwischen den bewußten und unbewußten Kräften herstellt, wie Laiblin sagt. Das Leben des Menschen ist ein Magnet mit zwei Polen, und dem Menschenmagneten entspricht der große Magnet der Natur, des Kosmos. Irre geht, wer den einen Pol allein fassen und ihn allein stärken und überladen will. Das bringt Störung in den Kreislauf des Lebens, und zudem ist es Torheit, weil stets beim Beanspruchen des einen Poles der andere entsprechend seinem Vorzeichen mitbeladen wird. Stärke ich unfromm etwa meinen Pol der individuellen Lust, so belädt sich der andere mit dem entgegen-

gesetzten Wesen, und es wird zur Störung oder zur Katastrophe führen. So ist es naturfromm, mit seinem Wesen in der ausgleichenden ruhenden Mitte des Lebensmagneten zu bleiben; da bleibt der Mensch selber im Gleichgewicht der Kräfte, und die Natur bleibt es ihm gegenüber. Er, der Mensch, ist dann das wesensvolle Abbild des in der Mitte ruhenden Gottes. Er ist so selbst der wahre Könner, der „König", der gesunde und magisch kraftvolle Exponent der Gemeinschaft. In der vollendetsten naturfrommen Weise erscheint uns deshalb das gesunde, hohe, magische Königtum. Und jeder kann überdies solch ein König in seinem ureigenen persönlichen Reich sein. Der Herrscher „von Gottes Gnaden", wie sehr tiefsinnig einmal gesagt wurde, „geruht", er hat von der Mitte aus beide Pole in der Hand, häuft nicht einseitig nur auf den einen, um so im anderen ungewollte und schädliche Gegenwirkung magisch hervorzurufen. Das allein aber ist gesundes, naturfrommes Heidentum.

Die dämonische Wesenheit, in die, wie wir sahen, der Mensch und mit ihm die Natur seit dem Bruch des Paradieses gebannt ist, sucht und meint stets sich selbst, seine Selbstverwirklichung. Nicht so, damit sie Gottes, des Ewigen Willen darstelle und dieser an ihr offenbart werde, sie also wahrhaftes Symbol dessen werde; sondern um sich in ihrem begrenzten Wesen als Alles zu setzen und zu erleben. So ist alles Dämonische fortwährend metaphysisch in Schuld verstrickt. Auch im Menschen lebt dieses Dämonische bewußt und unbewußt. Auch der Mensch setzt sich selbst, als Einzelner wie als Ganzes, und will die eigene Selbstvollendung. Du kannst sein als dein eigener Gott — das ist das Urwort des Sturzes aus dem Paradies der reinen Gottebenbildlichkeit. So ist auch der Mensch ewig in Schuld verstrickt, persönlich so gut wie metaphysisch — insofern der Weltzustand des Menschenwesens dämonischer Abfall aus der Gehörsamkeit zu Gott dem Ewigen ist. Und so sind wir auch stetig der lebendigen Natur, der Seele der Natur gegenüber in Schuld, denn wir raffen dämonisch unser Eigenwerden auf Kosten der ganzen Natur an uns heran und leben, im feinsten wie im gröbsten Sinn, aus ihrer Kraft auf ihre Kosten, bewußt und unbewußt unser menschliches Eigenleben. Kein Wesen versündigt sich jemals so an der Natur und am Schöpferwillen, nur der Mensch tut es mit seinem bewußt gewordenen Geist. Das naturfromme Tier tut es nicht. Der Menschengeist ist also jene Wesenheit in der Natur, in der Welt, durch den in die Natur die Entheiligung getragen wird. Er will haben, ohne zu geben; er will herrschen,

ohne zu dienen; er will über das, was die Natur sinnvoll von innen her ihm zueignet, hinausgreifen, es an sich raffen; der Lebenssinn der paradiesvertriebenen Dämonie. Und die Natur antwortet dämonisch.

Ist dieses Gefühl unseren aufgeklärten Zeiten ganz und gar abhanden gekommen, so ist es nichts weniger als verblaßt bei jenen Menschen, welche noch ein lebendig seelenhaftes Verhältnis zur Natur hatten, welche magisch mit der Natur verwoben waren und mit ihr verkehrten, und die Kräfte der Natur als lebendig sahen und kannten. Als Ausdruck dieses Bewußtseins, daß der Mensch der Natur gegenüber schuldig geworden sei, daß die Natur das Ihre wieder fordern würde, daß sie unter Umständen feindselig gegen den Menschen würde, der ihre Kräfte sich dienstbar macht, ja, daß sie bei genügend gesammelter Schuld und Spannung vielleicht katastrophal und zerstörend ausbrechen und sich rächen könnte — als Ausdruck dieses ganz sicheren bestimmten Gefühls und Bewußtseins haben wir bei allen magischen Menschen und Völkern den großen, gewaltigen, das ganze Alltagsleben durchdringenden Gedanken und die schwere Pflicht des Opfers. Von diesem alle Religionen durchziehenden Wesen des Opfers, das auch im Christentum an zentraler Stelle steht und hier wie im Heidentum mit der Urtatsache der Schuld aufs innigste verbunden ist, soll der nächste Abschnitt sprechen.

## *Das magische Opfer*

Unser Weg durch die magisch-natürliche Seelenwelt führte uns zuletzt zu dem großen, alles magische Völkerdasein durchziehenden Problem des Opfers. Wir erkannten, daß durch die gegenseitige lebendig-seelenhafte Beziehung des Menschen zur Natur, und umgekehrt, stets eine Gleichzeitigkeit des Geschehens hüben und drüben erlebt wird, wie in einem Magnet sofort eine Änderung in einem Pol stattfindet, sobald am anderen Pol sich etwas ändert — und daß dieses gegenseitige Verhältnis durch das bewußte Tun des Menschen dauernd beeinflußt, ja gestört und unter Umständen zerstört wird. Infolgedessen erkennt der magische Mensch ohne weiteres der Natur gegenüber sein stetes Schuldigkeitsverhältnis. Und da er leben und handeln muß, so kann diese Rechnung im normalen Gang der Dinge niemals beglichen werden, sondern wächst täglich an. Die Natur aber reagiert aus sich dagegen, sie kann zuletzt selbst feindlich und zer-

störerisch gegen den Menschen werden; und so bleibt diesem zum Ausgleich nur eine fortgesetzte außerordentliche Handlung übrig: das Opfer, bei dem er aber nun sich selbst irgendwie mit darbringen muß, damit es lebendige Wirksamkeit habe; sonst ist es nur spielerischer und daher wirkungsloser Schein. An sich ist die Naturkraft weder gut noch böse; sie ist es nur in dem magischen Sinn, daß sie als Tabu gescheut werden muß und nicht verletzt werden darf. Sie empfindet nicht subjektiv, sondern unbewußt reaktiv, wenn ihr „Wille zum Dasein" beeinflußt oder gestört wird. Es ist ein Wechselspiel von Begehren und Eindringen des Menschen in den magischen Bezirk, Erraffen von Naturkraft einerseits und Schuldigkeit gegen die lebendige Natur andererseits, was hier beglichen wird.

Die magische Schuldigkeit des Menschen gegen die wirkende Naturseele, aber nun auch die unentrinnbare Notwendigkeit des Opfers, stellt sich in den echten Märchen dar. Wir finden dort immerfort diese lebendige Gegenseitigkeit, worin der Mensch sich recht verhalten und, da er es nicht durchweg vermag, auch immerzu opfern muß. Im Märchen vom Rumpelstilzchen stellt das Naturwesen der in Not geratenen Müllerstochter seine Kraft zur Verfügung. Es verspinnt ihr das Stroh in Gold. Aber indem es ihr helfen soll, verlangt es eine Gegenleistung: und das sind nun bezeichnenderweise nicht äußere, materielle Güter: Gold, Perlen, Edelsteine, Äcker und dergleichen, sondern etwas, das ihr in die Seele greift, womit sie ein Seelenhaftes selbst dreingeben, opfern muß. Da sie aber in ihrem gewöhnlichen Wachbewußtsein nichts mehr von diesen unterbewußten Zusammenhängen weiß, ihr Bewußtsein also in diesem Augenblick nur auf Äußeres gerichtet ist, so sagt sie unbedenklich zu, weil sie selbst eben nur an die Dreingabe von äußerem materiellen Gut denkt. Dieser Irrtum wird auch in anderen Märchen immerfort angeführt. Da ist ein König im Wald verirrt, weil er der Hirschkuh nachjagte. Sein Begehren ist es wieder, das ihn in die Verirrung schickte. Er findet nicht heim. Da begegnet ihm das Männlein, das ihn heimzubringen verspricht, wenn ihm der König im voraus das bewillige, was ihm bei der Heimkunft zuerst entgegenläuft. Der ichsüchtige Mensch denkt, das Helferwesen mit etwas ihm ganz Entbehrlichen, Gleichgültigen, also sozusagen Wertlosen, abzuspeisen, meint, es werde sein Hund sein, und sagt zu. Und dann ist es sein Kind, das er hergeben muß, ein aus seiner Naturseele gekommenes, daher ihr gehöriges Teil.

Wir sehen daran: die Herbeirufung und Nutzbarmachung der

magisch-dämonischen Naturkraft wird nicht aus dem Nichts geboren, ist nicht illusionär, sondern muß, abgesehen von der Herbeirufung, zuvor schon in ihrer Leistung und Wirkung bestritten werden durch eine seelische Dreingabe, die äußerlich zwar in der Zukunft liegt, aber im Unbewußten, im übersinnlichen Bezirk schon geschehen ist, ehe sich äußerlich alles vollzieht. Das zeitliche Vor und Nach spielt im Naturinnern keine Rolle, wie wir schon bei der Erörterung des Begriffs hellsichtig uns klarmachen konnten. Wenn nun nachher die die Hilfe des Rumpelstilzchens in Anspruch nehmende Müllerstochter oder der heimgekehrte König einsehen, was sie ahnungslos eigentlich versprachen, so ist keine äußere Macht mehr imstande, den Bann zu lösen. Innere Gewalten wirken, seelische Gewalten. Es muß aus innerer Notwendigkeit das eingegangene Rechtsverhältnis erfüllt werden. Es geht nicht kausal-verstandesmäßig zu, sondern paralogisch. Da gibt es weder im äußeren, noch im verstandlich rechtlichen Sinn eine Befreiung, weil auch im Dämonenreich die innere seelische Bindung alles entscheidet.

Und dennoch meldet das Märchen Erlösung. Auf welchem Weg, auf welche Weise? Dann, wenn das den Zauber herbeirufende Menschenkind innerlich rein blieb, sich innerlich freigehalten hat von trügerischem Überlistenwollen. Den mittelalterlichen Magier holt der Teufel und dreht ihm den Hals um, weil er bewußt intellektuell mit berechnendem Verstand den Dämon selbst überlisten will, seiner ewigen Seele sich dabei bewußt bedient und sie preisgibt. Das ist erzböse, ist kalter Geist, und so kommt auch des kalten Geistes Rache über ihn. Anders im Märchen, im echten, alten, naturverbundenen, unintellektuellen, vorchristlichen Märchen. Da ist es das arme Begehren, das naturseelenhaft naive Begehren, die äußere oder innere Not, die magisch wirkende Naturwesen herbeizieht; es wird nicht klügelnd berechnet. Wie geschieht nun die Befreiung vom Bann? Das Naturwesen kann nicht mehr auf seinem Recht und seiner Forderung bestehen, wenn der bedrängte Mensch dessen Namen erfährt. Der Name aber ist, in ursprünglicher Bedeutung: das wahre Wesen. Den Namen des dämonischen Naturgeistes erfahren, heißt, ihn in seinem wahren richtigen Wesen, d. h. in seiner larvenhaften Dämonie durchschauen; damit aber löst er sich aus seiner Augenblicksgestaltung, d. h. er löst sich in sein Nichts auf.

So im Märchen vom Rumpelstilzchen. Dieses will, als es am nächsten Abend seinen Lohn zu holen kommt, der jammernden Müllers-

tochter gegenüber nur dann von seiner Forderung ablassen, wenn diese innerhalb dreier Tage seinen Namen weiß. Den aber verrät es der ihm naturmagisch ins Unterbewußte nachschleichenden Frau dadurch, daß es auf seinem Feld, d. h. in seinem augenblicklichen magischen Wesensbezirk, toll herumtanzt, seiner Beute vermeintlich schon gewiß, und in dieser ekstatischen Ausgelassenheit, sozusagen nackt, durch und durch der Lauscherin im Unbewußten seinen Namen nennt, sein wahres Wesen offenbart. Sie hatte den Wahrtraum über ihn. Und als es am nächsten Abend kommt, vermag sie in sich, in ihrer Naturseele, ihm sein wahres Wesen zu nennen, zu spiegeln. Und daraufhin vernichtet es sich, es entlarvt sich als sein Nichts, insofern es nur magischen Formbestand angenommen hatte. Der Bann ist gelöst, die Bindung verschwunden.

Ein zweiter Weg der Lösung und Befreiung ist wiederum die reine, uneigennützige Liebe des beteiligten Menschenwesens. So wird uns in einem anderen Märchen berichtet, daß das zum Opfer fallende Königskind mit dem es abholenden häßlichen Zwerg oder Bären, frei und ohne Jammer sich fügend, hinausgeht in den Wald, wo der Bär oder Zwerg allerlei Dienste von ihm verlangt, die es willig vollbringt als fromme Magd. Und daß eben dadurch nun von dem Naturwesen der Bann genommen wird, das sich dann vielleicht als ein verwunschener Mensch zeigt, und dann ist nicht nur der neu eingegangene Bann, sondern auch der über dem Menschen liegende magische Bann weggenommen, getilgt.

Die Naturwesen helfen und schaden, je nachdem. Aber sie helfen weder aus Liebe, noch schaden sie aus Bosheit; sondern es ist das unpersönlich unterbewußte Verhältnis, das in all dieser Magie liegt, die zum Guten ausschlägt, wenn das Menschenkind selbst rein ist, zum Bösen, wenn es selbst böse ist und schwarze Absichten hat. Dies wird sehr deutlich im Märchen vom Schneewittchen, wo die böse Stiefmutter und Königin, in teuflischer Absicht, zu schaden und das reine Kind umzubringen, von vornherein handelt, indem sie es im Walde aussetzen läßt. Und als sie später erfährt, daß dies mißlang, so vergiftet sie einen Apfel und erschaut, mit Hilfe ihres Zauberspiegels, wo das Kind weilt. Als alles ihr mißlingt und endlich Schneewittchen befreit ist, stirbt die böse Königin eines qualvollen Todes.

In wieder anderer Art, man möchte sagen, harmloser, erscheint uns diese Gegenseitigkeit von Mensch und Naturseele dort, wo die helfenden Geister etwa als Elfen und Heinzelmännchen dargestellt

sind. Diese Wesen kommen nicht so sehr auf das bewußte Begehren des Menschen hin, sondern scheinbar mehr von selbst. Sie greifen, naturnotwendig, dort ein, wo die Tätigkeit des Menschen selbst nicht hinreicht, ausläßt; sie füllen gewissermaßen instinktiv die Lücken aus, die der Mensch bestehen läßt. So erscheinen die Heinzelmännchen und tun die Arbeit, die naturgebundene Arbeit in Haus und Stall und auf dem Acker. Es wird redlich geschafft, und wenn auch viel, unendlich viel Mühe und Arbeit und Stöhnen dabei ist: die Natur ist und bringt das Notwendige von selbst zu dem Menschen, soweit er naturfromm lebt und wirkt. Aber nun wird der Mensch raffiniert. Er streut Erbsen, damit die Heinzelmännchen ausrutschen und er sie in seine Gewalt bekommt. Die Erbsen, diese runden, nirgends festliegenden Kugeln ohne Oben und Unten, drehbar nach allen Seiten, je nachdem man's braucht: was ist es anderes, als der nach allen Seiten gleichmäßig sich drehende, nirgends eine feste Lage behaltende raffinierte Verstand, die intellektuelle Überlistung der Natur, deren Geheimnis sich nicht abzwingen läßt; und bekommt man sie doch in Gewalt, so ist sie tot, entseelt. Solange der Mensch, dem diese Naturgeister dienen, es naturfromm geschehen läßt vollzieht sich alles in geregelter Weise; wird aber der Mensch intellektuell neugierig, will er diese Naturwesen und -kräfte belauschen, ihnen ihr Geheimnis absehen, dann stört er sie in ihrem Wesen, und die Folge ist: sie verschwinden, sie können nicht mehr wirken.

Diese Heinzelmännchen und Gnome und Elfen wirken also scheinbar, ohne daß der Mensch, dem es gilt, dafür ein Opfer bringen muß. Aber besehen wir es recht, so ist doch auch hier ein Opfer, sozusagen mit der Natur der Sache, gefordert. Nichts ist dem wachbewußten Menschen schwerer, als seine Wissensneugier zu zügeln. Zügelt er diese aber nicht, belauscht er heimlich, also zu Unrecht, die Naturgeister, so verschwinden sie, sie werden ohnmächtig, unwirksam. So war eben dieses Opfer zugleich vom Menschen gefordert: seine Wißbegier zu zügeln, nicht die Naturkraft in seine Gewalt zwingen zu wollen, sondern sie frei und von ihm ungelenkt walten zu lassen. Bringt der Mensch dieses Opfer nicht, so ist alles vorbei. Der Mensch mit seinem wachen Verstand ist das einzige Wesen, das bewußt von sich aus in die Natur eingreift und damit ihre wie seine Lebensbedingungen und Lebensrhythmen bis zu einem bestimmten Grade abändern, ja verwirren kann. Soweit die Märchen.

Das tiefe Durchdrungensein des natursichtig-magischen Lebens mit

dem Tode, das der Frühmensch als seines Daseins Wirklichkeit erlebt und fühlte, zeigt uns zugleich auch den ganzen Lebens- und Todesernst, der im Untergrund jeglichen Opfers, auch des geringsten, schlummert. Denn in jedem Augenblick kann sich aus der Berührung mit den naturseelenhaften Gewalten die ganze Abgründigkeit des Daseins auftun. So ist Opfer nirgends Spiel und Unterhaltung und bloße Festesfreude und keine Annehmlichkeit. Das Opfer, das der magische Mensch stets zu bringen bereit ist, ist Unerbittlichkeit gegen sich selbst und die Seinen, sofern die Aufrechterhaltung der magischen Wirklichkeit und die Sicherung des Scheubaren, des Tabu, des „Geheiligten", eben überhaupt die eigentliche Existenzgrundlage der Gesamtheit und damit eben auch der Einzelnen ist.

Aus der stets bereiten Gelassenheit gegen sich selbst zugunsten des magischen Gesamtkörpers entspringt jene dauernde Haltung, die gar nichts anderes weiß und kennt, als eben das Opfer: ein Handeln, dessen innere Wesenssubstanz, worauf es sich aufbaut und gestaltet und wirkt, stets durch die Mitdreingabe eines Teiles des eigenmenschlichen Wohlbefindens, der eigenmenschlichen Existenz und des Daseins irgendwie bestritten werden muß. Ist daher oftmals die Dreingabe auch nur materieller Art, so ist sie, von innen gesehen, dennoch stets Schmerz, mindestens Bereitschaft zum Äußersten. Sie wird immer zu einer Dreingabe des eigenen Wesens oder eines Wesensbestandteiles von ihm. Aber auch ohne das ist für jeden Frühmenschen in jedem Tun und Lassen schlechthin die Wechselwirkung mit den naturseelenhaften Kräften in allen Wesen und Dingen vorhanden. Jeden Augenblick weiß sich der magische Mensch verknüpft mit dem ganzen Leben, bewußt und unbewußt, durch jedes Einzelding. Er weiß sich beansprucht und er beansprucht; beides ist ein und derselbe Wirkungskomplex. Im niederen abgesunkenen Zustand ist es lediglich noch ein Dämonenspüren, eine Dämonenfurcht und -abwehr; aber auch auf dem höheren und höchsten heidnisch-geistigen Stand kann gar nichts geschehen, ohne den hierfür notwendigen Ausgleich. Und darum fordert selbst die kleinste Notwendigkeit eine sinnverbundene Dreingabe — ein Opfer.

Am einfachsten und klarsten mag das Opfern der Feldfrüchte oder der Tiere aus den gedeihenden Herden sein, weil der Mensch hier einfach abgibt von seiner Habe und seinem Wohlstand, vielleicht auch von seiner Dürftigkeit. Doch wir sahen schon, daß selbst der einfachste Besitz magisch gebunden ist an den Besitzer, daß er ein natur-

seelenhaftes Teil von ihm ist, so daß selbst ein harmlos scheinendes Opfern von Feldfrüchten irgendwie ein Mitopfern des eigenen Selbst bedeutet.

Und so ergeben sich immerzu die eigentümlichsten, für unseren Verstand kaum faßbaren Opferbräuche. Was wir von unserem erlösten Standpunkt als das von Gott einfach Gegebene verstehen, dieses offene und freie Eingehen in Gottes Willen und Gnade, wenn wir unsere Schuld im zerschlagenen Herzen frei vor ihn hinbringen, also im Grunde die gegenseitige Liebe zwischen dem Ich und Du des Gotteskindes und Gottvaters, die alles überwindet ohne alles Gesetzeseifern, ohne alles Tabu — das ist dem Heiden verborgen, ist in seiner Brust noch nicht geweckt und erschlossen. So kommt es zu den für unsere Vorstellung verzerrtesten Kulthandlungen, die dennoch ihren lebendig wirksamen Sinn und Wert in sich trugen, nämlich in bezug auf die naturseelenhafte Gebundenheit.

Oft erscheint uns alles ganz grotesk. So, wenn man das jagdbare Beutetier durch eine Handlung versöhnt, die wie ein Hohn auf eine echte Sühne erscheint. Wir folgen der Darstellung Zieglers. Da wird ein jung gefangenes Einzeltier der verfolgten und beleidigten Gattung fürsorglich gehegt, gemästet, dann festlich, womöglich noch unter Martern, geschlachtet und verzehrt. Damit ist die Gattung wieder versöhnt. Wieso? Zum inneren Verständnis des Vorganges dient uns das Besinnen auf die Tatsache, daß der natursichtige Mensch im Einzelwesen die Art, den metaphysischen Stamm selber sieht. Der einzelne Mensch ist Repräsentant des inneren Stammgutes; und der einzelne Bär bedeutet zugleich die Bärheit als inneres Wesen. Der Einzelne ist das „Manito" des Ganzen, das sich in vielen äußeren Einzelnen darstellt, in allem wesensgleich. Der Heide sieht die überzeitliche Urform. So kann das Einzeltier selbst gewissermaßen ein zu opferndes Sakrament dafür sein, daß das innere Ganze, die Gattung verehrt und versöhnt wird. Dieses Urtier wird nun in gewissem Sinn bei solcher Opferung und Verehrung totemistisch behandelt. Jedem Teilnehmer solch feierlicher Handlung wird das Bewußtsein eingeflößt, daß er sich mit dem Verzehren des geopferten Tierleibes dem Manito des Beutetieres vermählt und dergestalt die schleichende, schuldhaft erzeugte Mißhelligkeit zwischen dem eigenen Selbsterhaltungsdrang und dem Lebensrecht der Gattung behebe. Er verleibt sich des Gattungswesen ein und sich ihm. Er durchseelt sich mit dessen eigener Naturpotenz und Lebenskraft, aber er teilt ihm auch die seine

mit. Damit „verzeiht" ihm das Gattungswesen, die Gattungsseele, die am Einzeltier dauernd verübte Kränkung; aber verzeihen: wieder nicht im christlichen Sinn, sondern im heidnischen; d. h. dieselbe Manakraft wird zwischen beiden totemistisch hergestellt, sie ist aus dem bedrohlichen, tabuverletzten Zustand wieder rein hergestellt worden. Und das heißt auf heidnisch: es ist wieder „gut", das Gegenteil ist „böse".

Eine eigentümliche Art, das Opfer sozusagen in seiner Wirkung zu verlängern, besteht darin, es selbst bildlich darzustellen. Es entspringt dies, wie Franz betont, gewiß nicht einem zeichnerischen oder chronistischen Verlangen, sondern dürfte selbst wieder ein magischer Akt gewesen sein. Der Bildzauber ist eine ungeheuer verbreitete, weil grundlegend magische Zeremonie. Wird also das Opfer zeichnerisch festgehalten, so bleibt es selbst ebenso gebannt und von so dauernder Wirkung, wie die Ergebnisse des Bildzaubers, etwa des Jagdzaubers überhaupt. Es ist vergleichnisweise so, wie wir in unserer Kultursphäre unser geistiges Wissen und Können auf das Papier bannen; ohne dies würden wir durchweg alle unsere philosophischen und literarischen und wissenschaftlichen und technischen Kulturwerte und Güter nicht zu erhalten vermögen. Wir würden sie über augenblickliche Einfälle und Äußerungen nicht hinüberbringn können; ihre Wirkung hängt eben von dieser Dauerbannung ab. Entsprechend, nur eben magisch bewirkt, mag es mit der bildlichen Festhaltung von Opferzeremonien sein. Sie waren also, sagt Franz, keine Lehrtafeln für künftige Priester, denn im magischen Lebenszustand wird nicht mit der Schrift, auch nicht mit der Bilderschrift an sich, sondern aus dem inneren Naturzusammenhang und Lebensgefühl das Wirkliche und Notwendige erkannt und gefaßt.

Zugleich aber geht auch aus der Opferhandlung im magischen Lebenszusammenhang rückwirkend hervor, wie es die Götter aufnehmen. Daher kann aus dem Opferbrand natursichtig geweissagt werden: das Opfer wird zum Orakel. Und wo das Orakel sprechen soll, muß geopfert werden. Man weiß von den ungeheueren Tempelschätzen in Delphi und vernimmt, was da oft an Gaben beigebracht wurde — gewiß nicht zur „Bereicherung der Priester", sondern im Sinne der Einwirkung auf die Gottheit. Was aber ist, wenn die Götter versagen, oder ungnädig, böswillig sind? Da müssen schwere, an die Seele des Menschen greifende Opfer gebracht werden, und im höchsten kommt es dann zu Menschenopfern. Diese finden un-

verkennbar statt, wenn Gefahr ist, daß die Götterkraft im Klan, im Stamm, im Volk schwindet. Die Götter selbst stehen sozusagen in Lebensgefahr. Das hat Ziegler eindeutig betont, wenn er sagt: Die Götter werden müde, es versagt ihre Urheberkraft, sie schwindet. Der Frühmensch fürchtet den Götterzorn, aber auch die zeitweise nicht zu vermeidende Schwächung ihres magischen Kraftfeldes. Die Urhebermächte werden aus irgendeinem Grunde unfähig zu wirken. Ihre magische Spannung, ihr magisches Potential ist nicht wertbeständig, und so ist es einer Auffrischung unbedingt bedürftig. Der Schrumpfung und Verminderung, der Schwächung ausgesetzt, bedarf nun die Götterpotenz eines Kraftzustromes. Der Mensch muß ihn liefern durch Hingabe seiner eigenen Lebenskraft; er muß unter Umständen den eigenen Leib mit seiner Naturseele hinopfern, sein Leben und Blut.

Jedoch nicht alle Angehörigen eines Stammes sind dafür gleich geeignet. Wir haben schon gehört, daß besonders bevorzugte Personen Träger besonderer magischer Kraft und Spannung sind: eben das sind die Häuptlinge, die Priester und Priesterkönige. Und so eignen diese sich in erster Linie für solche Selbstopfer. Der König, der Häuptling selbst ist ja als lebendige Götterpotenz im Stamm, im Volk anwesend; eben darauf beruht der Vorrang, das Gottesgnadentum. Und auch bei ihm darf unter keinen Umständen geduldet werden, daß seine magische Kraft etwa durch das Altern des Körpers an Spannung und Wirkung verliert. Daher kommt es zu einem Opfer in zweifacher Hinsicht: dem, die abnehmenden Götterpotenzen durch den noch kraftvollen Königsorganismus zu stärken, wiederzubeleben; und zugleich bei Zeiten, ehe dieser altert, die magische Königs- und Priesterkraft dem inneren Götterpotential des Stammes vollfrisch wieder zuzuführen.

Zum Begriff des Opfers gehört stets, wie wir schon sagten, auch zugleich der Begriff des „im Tode leben" und umgekehrt; es ist der Ausdruck für das stets bereite, heroisch-heidnische Dasein. So gehört alles Opfer auch unmittelbar zusammen mit der Anwesenheit der Toten, denn diese bedeuten das Tiefenreservoir für das gesamte Leben eines Stammes oder Volkes. Beim magischen Menschen aber sieht und lebt der Einzelne, und leben besonders die starken Personen im lebendigen Zusammenhang mit den Toten des Stammes. Es ist die stete innere, lebendige Verbindung mit der Stammesseele, der Gruppenseele da, und wir vernahmen schon, daß dem natur-

sichtigen Menschen der Ahne von neuem im diesseitigen Menschen wiedergeboren wird. Dieses Eingehen zu den Vätern und ihrem übersinnlichen Leben nimmt dem Tod auch als Opfer den Stachel, den er für den naturentseelten Blindgewordenen hat.

Bei Errichtung von allgemein bedeutsamen Kultbauten, ja auch teilweise bei der Errichtung von Einzelhäusern wurden zuweilen die Bauopfer gebracht, in Gestalt von Menschen, die getötet und eingemauert wurden. In jedem Haus muß sozusagen der Tod walten, denn der Tod gehört wesensmäßig zum Leben. Ist also noch niemand in einem Hause gestorben, so sorgt der magisch wissende Sinn dafür, daß von Anfang an der Tote da ist; denn ohne diese Bindung und Verbindung ist das Leben ohne Zusammenhang mit der Gattungskraft der Toten.

Die Idee des Sterbens, des Todes, ist erst so untragbar geworden für den seelenlosen Intellektualmenschen. Wir spüren und fühlen den Lebensrhythmus des Todes nicht mehr. Aber gerade die Besten sind für ihn gut genug, eben jene, welche die Manakraft des Stammes, des Volkes am stärksten und reinsten verkörpern, die Häuptlinge, die Könige, die ja nur um deswillen, wie wir sahen, diese Würde innehatten. So können wir das Wesen des Opfers in alle Winkel des naturseelenhaft gebundenen magischen Lebens verfolgen.

Daß diese Zusammenhänge Realitäten höchsten Maßes sind oder gewesen sind, erweist die Erforschung des toltekischen Kulturkreises in Mittelamerika, wo, nach einem Vortrag von K. Th. Preuß, auf der mexikanischen rauhen dürren Hochebene unter dem Herrscher Quetzalcouatl Gewächse der heißen Zone gezüchtet und jenes Ödland in ein reiches Gefilde umgewandelt wurde, wo sich auch Schmuckvögel des Tieflandes ansiedelten. Die Tolteken vermochten Metalle und Gesteine in den Bergen wahrzunehmen, hatten u. a. auch eine hohe Kalenderwissenschaft. Durch Bruch eines geschlechtlichen Tabu ging Quetzalcouatl seines Reiches verlustig, Plagen kamen über das Land, die nur durch Menschenopfer hätten getilgt werden können. Der göttliche König aber konnte sich dazu nicht entschließen, brach die Kultur ab und wanderte mit seinem Volk hinunter an die Küste, wo sie sich zerstreuten; er aber opferte sich selbst auf einem Scheiterhaufen. Sein Nachfolger, der nur noch ein weltlicher Herrscher, nicht mehr Priesterkönig war, führte dann Menschenopfer ein.

Das Opfer von Königen und bevorzugten Manaträgern vollzieht sich nicht nur in Form von Kampfspielen und einfachen Tötungen,

sondern auch oft mit großen Grausamkeiten, die dem zu Opfernden entweder ritual angetan werden, oder die er selbst an sich vollzieht. So bei den Schilluks am Weißen Nil sind solche Königsopfer das Ergebnis schwersten Ungemachs der Gesamtheit, wie etwa Seuchen und Hungersnot. Da wird ein gesunder prächtiger Königssproß ausgewählt, an dem das Opfer für die Gesamtheit vollzogen wird. Es kommt noch etwas hinzu: Wenn sich die Könige opfern, so kehren sie selbst in vergrößerter Stärke als Träger der Dynastie wieder in den Nachkommen. Es wird also die Manakraft des Gesamtvolkes noch in der wachsenden Stärke der Dynastie erhöht und vermehrt, und man versteht, wie sich solche magischen Völker vor ihren Königen wie vor Göttern in den Staub warfen, wenn sie ihr Angesicht sahen.

Ich vermute, daß auch die für unser gewöhnliches Empfinden und auch gewiß für die Natur- und Frühmenschen durchaus verwerfliche Geschwisterehe auf eben diesen Zusammenhang zurückgehen möge, und zwar aus folgendem Grund. Wir sahen schon bei der Erwerbung der totemistischen Tierkraft, daß solche Beziehungen der magischen Völker in bestimmter Weise höher standen und entscheidender dünkten als die gewöhnliche blutsmäßige Abstammung vom leiblichen Vater. Man darf die echt magischen, also echt heidnischen Völker, solange sie nicht entarteten, als durchaus naturseelenhaft orientiert ansehen. Daraus allein erklären sich wohl überhaupt urtümliche Eheverhältnisse, also nicht nur die soeben berührte Geschwisterehe bei Königsgeschlechtern, sondern auch Doppelehen, oder aufeinanderfolgende Mehrehen, wie Ariovist eine solche führte, worauf Kummer hinwies. Es war eben der Besitz der Manakraft das Übergeordnete und daher entscheidend Wirksame. Wenn nun in bestimmten Familien die Manakraft ein besonderes Erbgut war, so besagte es demgegenüber alles, wenn sich eben nur die Mitglieder einer solchen Familie in reiner, unbeeinflußter Linie miteinander fortpflanzten. Hier ward die an sich wohl immer bestehende physiologisch schädliche Wirkung der Blutsvermischung von der übergeordneten magischen Kraft des Gesamtgeschlechtes übertönt und war damit nicht mehr entscheidend gefahrvoll.

Vor allem bei so einschneidenden Begebenheiten und Lebensperioden wie Kriegszügen oder der Mannesreife, der Heirat, wobei der Übergang in einen anderen Lebenszustand dieselbe innere Qualität des „Sterbens" hat wie der Tod selbst, treten die Opfer

deutlich als Mittelpunkt des Daseins hervor. Entstehen doch auch alle diese Dinge aus den Götterwirkungen selbst, durch welche die Menschen geführt oder gedrängt und bedrängt sind. Da wird gefastet bis fast zum Ableben, schwer und lang. Aber in diesem körperüberwindenden Zustand ist eben der Mensch für die ihm zuströmenden Göttergewalten aufgeschlossen, sie treten vor sein inneres Auge, und er kann wählen, welcher er sich verschreibt. Und so hat er seine ihm im neuen Lebensabschnitt zukommende seelenhafte Potenz sich selber erschlossen. Wir sahen das beim Erwerben des Totem.

Da gibt es noch die Zeremonie des Zahnausschlagens im Reifealter. Was sollte das mit „Gehorsamsgewöhnung" und Körpergewandtheit zu tun haben, daß man den Menschen so an Leben und Gestalt schädigte; es wäre geradezu sadistisch pervers. Da singen sie etwa: „Du Zahn, kehre zum Lagerplatz zurück und mache dort das Wasser hervorquellen; auch ich werde später dahin zurückkommen." Hier wird der Gattungsseele und damit der Naturseele grausam geopfert, damit die Lebenswasser quellen, und doch der Platz im Ahnensaal in der Gattungsseele frei bleibt. Die Zahnlücke wird also die magische Eintrittsstelle für die Rückkehr sowohl zur Ahnenseele, wie für das Ausströmen dieser in das Leben des so Geweihten und Opfernden. Nicht anders ist es mit der Durchbohrung der Nasenscheidewand, durch die zum Offenhalten der Ring gezogen wird. Die Erwerbung der Mannbarkeitskraft ist eben das Entscheidende für die Erhaltung des Stammes selbst, und sie wird von den Urheberkräften begünstigt, wenn ein Selbstopfer gebracht wird. Das Ausschlagen der Zähne ist ein solches in der stärksten Form, ein wirkliches Opfer, fast wie der Tod, denn es nimmt dem Geber wirklich Vieles und Starkes und Notwendiges. Aber der Mensch beansprucht eben auch von der Natur, von den Urheber- und Göttergewalten, wessen er bedarf, nicht als Einzelner nur, sondern auch stets als magisch gebundene Gesamtheit; und eben dies erfordert die Hingabe seines einzelnen Eigenen, wie des Gemeinsamen der Gruppenseele in immer erneuter Form.

Man muß das alles lebendig, naturverbunden fassen. Denn es ist nicht so etwas wie ein Sehnen nach der dereinstigen Rückkehr in den Schoß der Väter — das wäre zu individualistisch gedacht. Der Weihling steht im Gesamtverband und tut und handelt in diesem und aus der gemeinsamen Sippenseele, für die er zu opfern hat, weil anders ihm wie den Altersgenossen beim Übergang in die Reife die Urheber-

kräfte schwinden könnten. Das mag dann alles wieder in Zusammenhang und engster Bindung an die kosmischen Rhythmen stehen.

Wir wissen allzuwenig, um nicht zu sagen nichts, über die Opferbräuche unserer eigenen Vorväter. Wir wissen nur, daß sie, wie jedes heidnische Volk, sie in ausgeprägter Form hatten; daß sie auch Menschenopfer kannten, solche ihrer Häuptlinge, wie solche ihrer Feinde; und wir dürfen annehmen, daß sich alles dies in denselben Bahnen bewegte, denselben Wert und Sinn hatte, wie das zuvor allgemein Geschilderte. Aber daß der Opfergedanke auch in seiner vollsten Vertiefung da war und eine weit über das eigene Volksdasein hinausweisende sittlich-metaphysische Bedeutung hatte, zeigt die Tatsache, daß der Untergang der Götter selbst als das große Sühneopfer für die Schuld ihres Daseins aufgefaßt worden ist.

## *Magie der Natur*

Es ist eine allbekannte Tatsache, daß Zuchtpflanzen, die durch Ableger eines einzigen Exemplares entstanden, auch wenn sie weltweit verbreitet wurden, dieselbe Lebensdauer haben wie die Mutterpflanze. Die La-France-Rose und der Borsdorfer Apfel sind Beispiele dafür. Die in der Erbsubstanz des Mutterwesens festgelegten Fähigkeiten und Begrenzungen bleiben somit gleichartig in allen Scheinindividuen bestehen, die ja nur sozusagen ausgestülpte Teile der einzigen Urpflanze sind. Hier spielt uns die Natur unter dem Einfluß des Menschen wundervoll klar vor, inwiefern die Vielen doch ein einiges Ganzes sein können. Die Grundsubstanz ist in allen gleich anwesend, gleich stark, gleich geartet, und diese Tatsache gibt uns ein Analogon zu dem inneren Zusammenhang der Arten des Tier- und Pflanzenreiches, aber auch der menschlichen Gemeinschaften, die aus vielen Individuen bestehen. Es ist sozusagen in jedem Einzelwesen das Ganze abgegliedert und doch der Potenz nach vollständig da.

Die gesamte Natur, das gesamte Dasein ruht auf magischem Grund; oder besser gesagt: es ist selbst dieser magische Grund, auf dem und aus dem das Einzelne, das konkret Abgegrenzte und Gestaltete erscheint. Stellen wir die Dinge und Geschehnisse der Natur in der gewöhnlichen wissenschaftlichen Weise mit dem zerlegenden und die Teile wieder zusammensetzenden Intellekt dar, so entkleiden wir diesen Untergrund seines naturseelenhaften Wesens und Lebens und haben dann ein unorganisches Skelett desselben vor uns. Das hat den Vorzug, daß auf diese Weise alles, was wir zerlegen und aus der Zerlegung wieder zusammenbauen, rational, also durchsichtig für den unpersönlichen Verstand wird; es wird alles scheinbar objektiviert; aber zugleich wird es seines Lebendigseins, seines eigentlichen Inhaltes und seiner Bedeutung entkleidet.

Es bedarf keines Beweises, daß der Mensch, soweit er Naturwesen ist, mit der Tierwelt innerlich zusammenhängt. Diese innere Verbindung mit dem Wesen der gesamten organischen Natur schafft seinen Körper, schafft damit zugleich seine Körperseele. Wir erinnern uns, was wir über die naturhafte Körperseele zum Unterschied von

der ewigen Seele, dem Odem Gottes, sagten. Wenn nun auch der Mensch keineswegs von Tieren als solchen physiologisch abstammt, so hat doch kraft des inneren Zusammenhanges seine biologische Naturseele mit dem Tier- und Pflanzenreich ihre Entsprechungen; wie auch das Tier und die Pflanze ihre Entsprechungen im Menschen haben. Es ist daher selbstverständlich, daß man in beiden Reichen, insbesondere in dem uns am nächsten stehenden Tierreich, im Grund dieselben Seelenvorgänge des Menschen antreffen muß, in anderer Verkettung, auf anderer Entfaltungsstufe, teils stärker herausgearbeitet, teils weniger entwickelt. Das organische Reich, zunächst das Tierreich, ist der auseinandergelegte Mensch, das Tier bildet nicht stammesgeschichtliche Vorstufen im Sinne der alten Abstammungslehre, wohl aber ist alles Tierwesen Teilerscheinung der inneren Gesamtpotenz Mensch. Wir verweisen auf unsere Ausführungen zu „Tierkult, Totemwesen".

Und da finden wir nun in der untermenschlichen Natur, im Tierleben vor allem, außerordentlich viel Naturmagisches und sehen dort Wirkungen und Tätigkeiten, die sich im Wesen völlig mit dem decken, was der naturverbundene, natursichtige, magische Frühmensch mit seinen Kulten vergleichsweise tut oder worunter er selbst naturseelenhaft steht. Wie durch den Traum und das Hellgesicht in unser Wachleben ein Wissen um Dinge und Geschehnisse kommen kann, die auf äußerem Weg zu erkennen nicht möglich wäre, so kommt auch durch den natursomnambulen und natursichtigen Zustand des Frühmenschen ein Wissen und ein Verhalten in sein Leben, für das wir in unserer intellektuell bewußten Geisteslage keine zureichende Erklärung finden können. Wohl aber bietet uns die untermenschliche Natur des Tieres mit seinen Instinktzuständen und Instinkthandlungen Beispiele für den natursomnambulen magischen Zustand, die uns an sich einleuchten und die wir eben als eine vom Intellekt nicht auflösbare Sphäre des Daseins hinnehmen müssen. Da geschehen vom Unbewußten her geordnete und zielsichere Handlungen, die gerade so sich geben, als ob ein zwecksetzender höherer Verstand sie veranlaßt oder vorgeschrieben und ausgeführt hätte. Wir können nicht nur, sondern wir müssen geradezu, um die Dinge in unserer eigenen menschlichen Natur zu verstehen, immerfort die Natur seelenhaft erforschen und vor allem dort, wo uns diese Naturgestaltung am nächsten kommt, im Tier.

Woher wissen die einzelnen Ameisen, wie sie die Sandkörner und

Nadeln aneinanderzufügen haben, damit für das Ganze alle die Gänge und Unterschlupfe und Vorratskammern und Bruträume entstehen? Woher wissen sie, wie die Pilze im Stockinnern in Speichern zu züchten oder wie die Käfer als Milchkühe zu behandeln sind, damit sie ihnen mit ihren Saftausscheidungen dienen? Warum aber erlaubt die Natur, daß wieder andere Ameisentypen sich so an den dadurch gewonnenen Säften berauschen oder sich so von einer im Bau gehegten Käferart die Brut wegfressen lassen, daß das ganze Volk degeneriert oder vernichtet wird? Es ist in allen solchen Fällen, wo sich das lichte aufbauende, wie das düstere unheimliche und zerstörerische Wesen der Natur in seiner dämonischen Verfassung zeigt, doch immer eine innere Gebundenheit des Tuns und Lassens da, aus der heraus das einzelne Individuum schon in seiner physiologischen Körperausbildung hergerichtet, mit speziellen Organen ausgestaltet wird. Und davon weiß es selbst nichts, um dies etwa durch Überlegung lenken zu können; und wenn es zu handeln scheint, dann ist es eben doch die übergeordnete Art- und Gattungsseele, die es tut, das Individuum ist selbst nur eine natürliche Somnambule. Es geschehen also in solchen lebendigen Gemeinschaften fortgesetzt Dinge, die unserem von außen herantretenden Verstand fabelhaft, märchenhaft erscheinen. Und eben dies gibt uns einen Wink für den Zustand des magischen Menschen selbst, nur eben mit dem steten Unterschied, daß der Mensch, seit wir ihn kennen, zugleich einen reflektierenden Verstand hat, der tätig ist, auch wenn seine Naturseele noch so sehr magisch gebunden ist und daraus handelt.

Um sich einen Begriff von dieser magischen Treff- und Instinktsicherheit zu machen und die innere Verbundenheit des Handelns mit dem behandelten Gegenstand oder Wesen ins Licht zu rücken, sei auf jene einfach naturgeschichtlichen Tatsachen und biologischen Gegenseitigkeitsbeziehungen hingewiesen, die allerdings zunächst nur der Tierwelt eigen zu sein scheinen, aber doch auch für die magische Verbundenheit des heidnischen Frühmenschen mit der übrigen Natur ein Vorbild abgeben. Wir wollen dabei gar nicht mehr auf die bekannten alltäglichen Instinkthandlungen der Vögel beim Nesterbau, der Hamster beim Bau der Vorratskammern, der Spinnen beim Bau ihrer Gewebe hinweisen, wenngleich auch dies durchaus natursomnambule Fähigkeiten sind. Was führt den Rüsselkäfer dazu, sich auf ein Birkenblatt zu setzen, in dieses eine komplizierte mathematische Kurve hineinzuschneiden, so exakt, daß er das Stück zu einer

vollendeten Tüte zusammenrollen kann, wohinein er seine Eier legt? Oder wo hat es die Larve des Erbsenkäfers gelernt, sich im Innern einer Erbse einen Tunnel bis an die Oberfläche zu bohren, der dann nach Hartwerden der Erbse dem inzwischen zum Käfer herangereiften Tier das Hervorkriechen ermöglicht? Und dabei trifft obendrein das Hartwerden der Erbse auch mit dem entsprechenden Augenblick im Leben des Käferchens zusammen. Hier ist, wie Üxküll sagt, dem wir dies entnehmen, weder ein dem Wesen vorschwebendes Ziel intellektuell gegenwärtig, noch kann es von der künftigen Wirkung eine Vorstellung oder Erfahrung gehabt haben; vielmehr ist es die Natur selbst, die ihm die Hand führt. Die übergeordnete Gattungsseele, die natursomnambule Artseele ist seine wirkliche Führerin. Wenn aber nun eine kleine Wespe, die Feindin des Erbsenkäfers ist und durch die Erbsenschote hindurch mit ihrem Legerohr ihre Eier in die noch wehrlose kleine Larve senkt, so macht es, wie Üxküll sagt, den Eindruck, als ob im entscheidenden Augenblick beide sozusagen einen gemeinsamen Organismus bildeten, dessen Teile als Käfer und als Wespe mit anatomischer Eindeutigkeit ineinandergreifen.

Immer wieder wird auf diese „prästabilierte Harmonie" hingewiesen, um sie an ähnlichen Beispielen zu erläutern. Umgekehrt leisten sich ja Lebewesen gegenseitig mit ihren Instinkten Lebenshilfe, so wenn der Einsiedlerkrebs am Meeresboden in einer toten Schneckenschale sich ein Gehäuse zum Wohnen sucht, dabei seinen Hinterkörper, der in dem Gehäuse steckt, verkümmern läßt, aber nun sich zum Schutz eine Seeanemone über den Hauseingang setzt, die er nun herumschleppt, damit sie Nahrung findet, ihm aber dafür mit ihren stechenden Nesselkapseln jeden Feind vom Hauseingang abhält; und ist das Haus für den wachsenden Krebskörper allenfalls zu klein geworden, so sucht er sich ein neues größeres, und dann nimmt er mit seinen Scheren die Anemone vom alten Haus herunter und setzt sie auf das neue herauf. Von keinem anderen Wesen würde sie sich je so berühren lassen. Hier liegt also wieder ein gemeinsamer innerer Organismus vor, und daß die Brücke zwischen beiden eben die Naturseele ist, ist ohne weiteres klar.

So führt die Natur selbst die Wesen zu ihren Lebenszwecken und läßt sie aus dem Unbewußten ihre Angelegenheiten regeln. Aber das geht weiter, so daß wir nicht nur, wie bei den Ameisen und ihrer Tätigkeit, eine gerichtete Natursomnambulie erblicken, sondern daß

die Umwelt selbst das Wesen sozusagen dahin führt, wohin es gelangen muß, um selbst oder Anderen zu leben. So hat ein als Seeteufel bekannter Fisch an seiner Rückenflosse einen etwas verlängerten Stachel, der ein längliches, silberiges Hautband als Wimpel an seiner Spitze trägt. Das halten kleinere Fische für ein Beutetier, wollen danach schnappen, und fallen dem Angler zur Beute. Vollends aber ist die Wirksamkeit der übergeordneten Natur in einer fast schematisch eindeutigen Weise ersichtlich bei gewissen Infusorien, für die nichts in ihrer Umwelt einen Anziehungsreiz, sondern nur ausgesprochenen Abstoßungsreiz hat, mit Ausnahme ihrer Nahrung selbst, von der sie allein passiv angezogen werden; indem sie also geradezu vor ihrer Umwelt fliehen, gelangen sie in den Bereich ihrer Nahrung, werden von ihr daher sozusagen gefangen wie in einer Reuse. Es ist also immer wieder die übergeordnete Naturseele, die Artseele, das kollektive Unbewußte, was in solcher naturmagischen Weise die Dinge regelt und vollbringt; es ist das innere unbewußte Disponieren, was nun in das natürliche Einzelleben hereindringt, es bestimmt und gestaltet.

Eines der merkwürdigsten Naturbilder in dieser Hinsicht ist die Nachahmung bestimmter Gestalten und Gestaltungen durch Pflanzen und Tiere untereinander von verschiedener ursprünglicher Organisationsgrundlage. Es entsteht ein biologisches Gleichheitsbild. Wenn eine Raupe sowohl in Farbe wie Form einem dürren Zweig am Strauche gleicht, auf dem sie sitzt; wenn sie zudem sich mit ihrem letzten Fußpaar so daran anklammert, daß sie selbst mit dem übrigen Körper steif wie ein solches Aststück vorragt; wenn eine Libelle dem Blatt des Baumes gleicht, auf dem sie sich gewöhnlich niederläßt, aber nur, wenn sie die Flügel dabei ausbreitet, sonst aber auf anderen Sitzplätzen die Flügel zusammengelegt hochnimmt; wenn ein Meerschneckenhaus in Farbe und Zeichnung, ja durch Aufkleben von allerlei Steinchen und Muschelbruchstücken völlig dem Meeressand gleicht, auf dem es lebt — so ist das alles in der Wirkung nach außen geradezu ein naturhafter „Gleichheitszauber". Noch drastischer kommt dies zum Ausdruck bei kleinen schlanken Meerkrebschen, die sich, sonst freischwimmend, stets auf jener Art Algenpflanzen niederlassen, die ihrer im übrigen durchsichtigen Körperfarbe entsprechen: die braunen auf Braunalgen, die roten auf Rotalgen, die grünen auf Grünalgen. Fischt man sie heraus und bringt sie in ein Aquarium, worin etwa nur braune Algen stehen, so setzen sich die braunen

Krebschen alsbald auf diese Algen; die roten und grünen Tierchen aber irren herum; und erst allmählich, wenn ihnen endgültig die ihrer Farbe gemäße Algensorte mangelt, setzen sie sich auch notgedrungen auf die braunen nieder. Jedoch es beginnt nach sehr kurzer Zeit eine Verwandlung: auch die roten und grünen Krebschen werden nun braun. Nahm man ihnen aber zuvor das Augenlicht, so verwandeln sie sich nicht, wenn man die geblendeten Tierchen in einen Behälter mit einer oder mehreren Farbalgen bringt. Bei alledem sind die stärksten naturseelenhaften Momente mit im Spiel, sowohl was die Anwendung der gegebenen Schutzanpassung selbst betrifft, wie in den erstgenannten Beispielen; wie hier, wo die Verwandlung ganz ersichtlich durch die Sinneseindrücke vermittelt und eindeutig bestimmt und das auswärtige Blau oder Rot zu dem des Tieres wird, jedoch nicht etwa in materieller Übertragung.

Man hat darüber auch naturwissenschaftliche Theorien. So vermutet die mechanistische Entwicklungslehre, daß durch zufälliges Variieren einer alten Libellenart Individuen entstanden, die um ein weniges die braune Stengelfarbe oder die grüne Blattfarbe hatten; dann wieder Individuen, die auch in der Körper- bezw. Flügelform etwas Stengel- oder Blattartiges aufwiesen. Die Besitzer solcher Zufallsbildungen aber hätten Aussicht gehabt, eher ihren Feinden zu entgehen und zu überleben als die gewöhnlichen. So pflanzten sie ihre Eigenschaften fort, und da diese von Vorteil waren, wiederholte sich dieser Ausleseprozeß immer wieder in gleicher Richtung, bis endlich die günstig variierenden überwogen und so die Art sich langsam wandelte, um endlich als Höchstmaß der Anpassung eben jene mimetischen Gestaltungen erreicht zu haben. Es ist der darwinistische Versuch, die Gestaltung des Lebens wie einen Stapelplatz materieller Güter unter wachsendem Reichtum als werdende Gestaltung mechanisch zu verstehen.

Eine sehr bedeutende biologische Entwicklungstheorie aber gründete sich auf die Idee, daß Anpassungsumbildungen in schon vorhandenen Organisationen auf ein aus dem Zwang der Umweltverhältnisse sich unmittelbar ergebendes unbewußtes Bedürfnis der Artseele zurückzuführen seien, die sodann als Antwort auf dieses gefühlte Bedürfnis reaktiv eine körperliche und physiologische Umgestaltung schaffe. Mit etwas grotesken Beispielen zeigte am Anfang des vorigen Jahrhunderts der Begründer dieser Lehre, Lamarck, wie etwa bei Landtieren, die zu irgendeiner erdgeschichtlichen Zeit in die Notwendig-

keit des Schwimmens versetzt wurden, durch die fortwährenden Anstrengungen und die physiologische Reaktion der bildenden Körperseele sich wassertierhafte Eigenschaften ausbildeten; etwa bei Vögeln die Schwimmhäute der Enten oder bei Urraubtieren die Füße als Flossen, der Körper zur Fischform sich umprägte und so etwa die Seehunds- und Walgestalt zustande gekommen sei. Wenn diese Lamarcksche Theorie im materialistischen Forschungszeitalter teilweise von ihrem eigenen Begründer selbst nicht zureichend durchgeführt und in der Tiefe ihre Konzeption von ihm selbst noch nicht verstanden worden ist, so erklärt sie doch schon in dieser unzureichenden Fassung gewisse Teilerscheinungen organischer Gestaltungen in zutreffender Weise.

Vor allem ist ohne weiteres zuzugeben, daß in der Natur schlechtweg das Innerseelische immerfort wirksam ist, daß es das Band ist, das alles zusammenhält, und ohne das überhaupt nur konglomeratiges Zusammenballen, aber nichts Organisches wäre. Ist aber in den organischen Bildungen und Umwandlungen der seelische Faktor wirksam, durch den sich bewußte wie unbewußte Lebensbedürfnisse fühlbar machen, und ist er selbst der Gestaltende, so geht eben aus den Lebensnotwendigkeiten körperliche Gestaltung auf dem Weg über das Innerseelische hervor. Dann aber haben wir damit im Wesen nichts anderes als ein echt magisches, und zwar ein natürlich-seelisch magisches Geschehen. Dies aber ist wiederum dem Wesen nach nichts anderes, als was sich in den alten, natursichtigen Märchenerzählungen als eine ganz selbstverständliche Erkenntnis des Lebens darstellt: daß Bedürfen, Begehren und Wünschen der Seele auch in der begehrten Richtung Wandlungen, Verwandlungen, überhaupt lebendiges Geschehen aus der Natur heraus hervorlocken und in bestimmter Richtung in Bewegung setzen kann.

Ein Südseemärchen erzählt, wie zwei verwandte Stämme sich darin seelisch unterschieden, daß der eine, unbekümmert um die Zukunft, sein Leben mit allerhand Allotria zubrachte; der andere gedachte des künftigen Winters und sammelte sich Honig aus den Blumen. Eines Tages sagten die Fleißigen zu den Faulen: Kommt mit, Honig sammeln, denn bald gibt es keine Blumen mehr, dann könnt ihr nicht mehr einsammeln. Die Faulen aber verwarfen den guten Rat und dachten, daß die Fleißigen doch wohl später ihren Honig mit ihnen teilen würden. So taten diese allein die Arbeit, überließen die anderen ihrem Treiben und kamen nicht mehr zu ihnen zurück. Da wur-

den sie später kleine wilde Bienen, die Faulen aber wurden in bloße Fliegen verwandelt.

Hier haben wir die Brücke und auch die Wesensgleichheit von Naturmagie und Märchenmagie, wir haben das naturseelenhafte Wesen des Magischen dokumentiert. Es wirkt wie und ist ja wirklich märchenhafter Zauber, wenn es die Natur uns immerfort vorführt, daß ein Wesen nach unbewußtem Bedürfen der Artseele sich wandeln, färben, tarnen oder mit Waffen versehen kann. Bezauberung ist es doch, wenn etwa den Tieren in der Brunst herrliche Gewänder wachsen; oder wenn jener Käfer in Südamerika bunte Steinchen zusammenträgt, ein kunstvoll durch Form und Farbe bezauberndes Liebesgärtchen anlegt, um damit sein Weibchen anzulocken, auf das er in dem magischen Bezirk nun wartet. Weshalb haben wir nicht den Mut, statt toter mechanistischer Konstruktionsversuche das alles Magie zu nennen, Naturmagie nämlich, mit denselben Wesenselementen, deren in seiner Weise und nach der ihm zukommenden Seelenstruktur der „magische" Mensch teilhaftig ist? Die magischen Wunder, die uns heute wirklich märchenhaft anmuten und deren Wirklichkeit wir in den Kulten hochgestellter Naturvölker als Tatsache vor uns sehen: sie sind ja auf dem Umweg über die aus dem Unbewußten schöpfende, aber bewußt handelnde Naturseele des Menschen geflossen, ganz wesensgleich den angeführten Wundern der Natur. Uns freilich ist das unmittelbare Begreifen oder gar Nachtun nicht mehr gegeben, weil uns der seelenhafte Einblick in das Weben der Natur in unserem nur mechanistisch sehenden und deutenden Intellekt verbaut ist und wir nicht mehr den Regungen und Schwingungen der Naturseele zugänglich sind.

Wenn unsere Lunge den Sauerstoff aufnimmt und die Kohlensäure abgibt; wenn wir ein Auge haben, das das Licht aufnimmt und seine Stärke und Farbe unterscheidet und dabei in der feinsten und kompliziertesten Weise strukturell gebaut und in Tätigkeit ist, so bedeutet dies ein völliges Eingestelltsein auf die Umwelt, in der wir von Natur aus zu leben haben. Es gibt gar keine lebendige Form, die nicht auf ihre Umwelt eingestellt wäre. Aber die Umwelt ist auch bedingt durch die grundlegende Organisation der Form. Es würde kein Licht gesehen, wenn nicht die Wesen das Auge dazu hätten. Nicht als ob dann das, was physikalisch das Licht ist, nicht vorhanden wäre; aber nirgends würde es im organischen Sinn als Licht erlebt, wenn nicht Augen oder augenartige Pigmentflecke im Lebensreich

existierten. In der Gesamtseele des Kosmos ist Lebewesen und Umwelt aber einheitlich aufeinander bezogen, es geht in keinem der beiden Pole etwas vor, was nicht im anderen seine innere und dadurch auch äußere Gegenwirkung und Entsprechung hätte. In jedem Fall geht da alles, alles auf innerem Wege, also aus der Naturseele, im speziellen aus der Art- und Gattungsseele vor sich, also auf „magischem" Weg.

Das Entscheidende beim Eindringen in die magische Welt und die magischen Zusammenhänge wäre für den bewußten Menschen das Erkennen der inneren Verbindung organisch gestaltender Zusammenhänge. Wenn wir es mit dem Intellekt vermöchten, so würden wir nicht mehr mechanistische Technik haben, sondern magische. Der naturhaft magische Mensch konnte den Eintritt in jene Sphäre seelenhaft vollziehen, und deshalb antwortete ihm die Natur auf lebendige Weise. Bei der Farbverwandlung jenes Meertierchens ist nun das Auge die Eingangspforte und zugleich der entscheidende Meldepunkt, von wo aus das Innere, das Naturseelische des Organismus und damit der Artentelechie in eine bestimmte, eindeutig bezogene Tätigkeit gesetzt wird. Würden wir also den seelischen Weg verfolgen können, auf dem sich der sinnliche Eindruck der Algenfarbe durch das Auge in das lebendige Empfangs- und Entscheidungszentrum fortsetzt, so würden wir den gesamten Vorgang durchschauen und würden ihn vielleicht sogar bei uns selbst vollziehen und nachahmen können. Dann hätten wir das märchenhafte magische Wissen und Können uns erworben, das uns auch an uns selbst oder an anderen Wesen Verwandlungen, Verzauberungen vorzunehmen ermöglichte.

Durch das Verflochtensein aller seelischen, bewußten wunschhaften, aber letzthin auch aller unbewußten derartigen bedürfnismäßigen Zustände mit der Gestaltung, den physiologischen Funktionen und der Ausbildung des Organismus im gesamten Lebensreich, ist theoretisch der Weg gegeben, auf dem nun der Mensch irgendwie mittels seines Organismus selbst in der unbewußten Gattungsseele Kräfte mobilisieren kann. „In früheren Zeiten, wo das Wünschen noch half" — dieser bekannte, zuvor schon erwähnte Anfang mancher echten Märchen zeigt den entscheidenden Einsatzpunkt für alle Magie, für alle „Verwandlung". Die unbewußte Gattungsseele des Menschen, das kollektive Unbewußte des Menschen aber hängt, wie wir es schon darlegten, mit dem des gesamten organischen Reiches und von da aus

mit der gesamten Natur überhaupt zusammen. Somit ist aus der eigenen seelischen Anstrengung, dem eigenen seelischen Suchen und Begehren des Menschen Naturseelenhaftes, zunächst in seiner Gattung, danach in der Natur überhaupt, in Bewegung zu setzen; und wenn Menschen dies wissen und können oder es ehemals wußten und konnten, so waren es eben die wahren magisch Handelnden. Magische Weltsicht und magisches Wissen gründet also darin, daß unser lebendig fühlendes Seelenwesen von innen her die Verbindungswege zu der schaffenden Natur sucht und erkennt — und dies ist alles andere eher als ein ästhetisches Einfühlen oder als ein intellektuelles Zerlegen. Hieraus ergibt sich noch ein Weiteres: daß der magisch sichtige Mensch die schaffenden, freundlichen oder abträglichen Kräfte der wirkenden Natur erfühlt und erkennt, und sich selbst gegen oder für sie seelenhaft einzustellen vermag. Ganz selbstverständlich erscheint ihm daher jeglicher Naturvorgang letzthin beseelt. So ist es in Wirklichkeit wahr, daß der magische „Glaube" jenes tiefere Wissen und Können in sich schließt, das „Berge versetzt" und „Sterne bewegt".

Das Weltall, die Natur, ist belebt und beseelt in allen Winkeln, heute noch und immerdar. Wenn wir es nicht zu sehen vermögen, so steht doch unser Leben darunter, und das wenigste, was wirklich geschieht, geschieht aus dem Bewußtsein; wir werden gelebt von der Naturseele, von der Gattungsseele. Das ist die Grundgegebenheit des Weltbildes und der Weltwirklichkeit des Frühmenschen, des magischen Menschen, daß es nicht nur die äußerlich zu beobachtenden kausalmechanischen Bewegungen, Abläufe und Gestaltungen gibt, sondern daß sie Ausdruck einer lebendigen Naturseele sind; daß sie aber auch unberechenbar sind, weil alle Lebendigkeit unberechenbar und nur erlebbar ist. Für den magischen Menschen, sagt Jung, gibt es nicht nur den normalen Naturablauf, sondern ebensosehr Willkürmächte. Er denkt nicht daran, wie wir, die Natur zu beherrschen, sondern er sucht sie zu beschwören, und er sucht sich zu schützen vor ihrer Willkür. Uns zivilisierten Menschen ist der Gedanke an solche Mächte der Natur außerordentlich zuwider, wir halten uns an das Gesetz der strengen Kausalität. Eine Anerkennung, daß dieses nicht durchweg herrsche, bedeutet ja, daß letzthin unser Streben der Naturbeherrschung nicht nur einmal vergeblich sein, sondern sogar katastrophal endigen könne.

## *Magie des Menschen*

Das Magische ist das innere seelische Wirken und Geschehen, sowohl in der Natur wie im Menschen. Es wurzelt im Unbewußten der Naturseele, nicht der ewigen Seele. Es ist Art und Weise, wie die inneren lebendigen Zusammenhänge sich geben, darstellen und auswirken, auch wenn die äußere Erscheinung, die aus diesem inneren Zusammenhang sich ergibt, mechanisch wirkt oder mechanisch zu sein scheint. Es gibt grundsätzlich in der Natur nichts, das nicht von innen her, d. h. magisch bedingt wäre, wie wir im vorigen Abschnitt sagten; vorausgesetzt, daß man den Begriff „magisch" nicht ausschließlich dem zauberisch und kultisch handelnden Menschen vorbehalten will. Wir können grundsätzlich sagen, es bestehe eine mechanisch unerklärbare, im äußeren Geschehen sich kundgebende Lebendigkeit und Allbezogenheit zwischen allem und jedem Ding und Wesen, und nirgends gehe etwas vor, das nicht andernorts in Raum und Zeit sein entsprechendes, von innen her verbundenes Mitgeschehen habe. Es kann also grundsätzlich aus den Sternen das Schicksal abgelesen werden, um nur dies zu nennen; aber alles spielt sich nur innerhalb des Naturseelenbezirkes, nicht in der ewigen Seele ab.

Wer das Magische verstehen will, muß den Begriff, besser die lebendige Anschauung von der Tatsache der „inneren Entsprechungen" in der ganzen Natur haben. Diese inneren Entsprechungen bewirken, daß Dinge zusammen geschehen, bei denen ein äußerer mechanischer Kausalzusammenhang uns nicht erkennbar ist oder überhaupt nicht besteht. Ich stelle teilweise hierher, was ich an anderer Stelle bei rein naturwissenschaftlichen Darlegungen schon über diese inneren Entsprechungen im Zusammenhang von erd- und lebensgeschichtlichen Erscheinungen sagte.

Der lebensträchtige Begriff der inneren Entsprechungen kann nicht aus dem mechanistischen Prinzip entnommen werden, denn es handelt sich nicht um ein Aufeinanderwirken, sondern um eine innere Verwandtschaft, ein inneres Verwoben- und Verbundensein und um den Ausdruck sich ergänzender Gegenstücke. Es braucht also in keiner Weise eine Substanz- oder Strukturgleichheit der beiden Dinge oder Erscheinungen vorhanden zu sein, wenn sie kraft ihrer inneren Verbundenheit gemeinsam und polar nach außen treten. Es sind auch in der bisherigen mechanistischen Forschung innere Entsprechungen kosmischer Art bekannt, etwa das Zusammenwirken der Bewegungen

im Planetensystem durch die Schwerkraft und deren proportionale Beziehung zur Materie, zur Masse und ihrer Dichtigkeit. Darin geben sich innere Entsprechungen der Weltkörper kund, aber die Vorstellungen, die wir uns zu machen suchen — nicht wirklich machen können — sind mechanistisch-äußerliche. Unserer Denkweise sind die Dinge leblos, seelenlos, der Weltraum ist gewissermaßen ein leeres, vermeintlich auch ohne Ding und Substanz bestehendes Behältnis. In Wahrheit aber ist er ein mit Lebenskräften und Spannungen geladenes Potential in differenzierter Form; und eben diese nicht mechanisch definierbare Zuständlichkeit ist es, aus der gleichzeitig in gegenseitiger innerer Entsprechung alle Körper und Bewegungen derselben sich ergeben. Es wirkt nichts aufeinander, wenn es nicht von innen her miteinander oder auch in innerer Verbundenheit gegeneinander wirkt. So wie die Astrophysik die Schwerkraft sieht, die behauptete Anziehungsart, ist es mechanistischer Mystizismus, denn jene müßte ja durch das Leere hindurchwirken; und um dem zu entgehen, muß ein weltallerfüllendes Etwas hinzugenommen werden. Dieser Widerspruch aber löst sich, wenn an Stelle der mechanistischen Konstruktion der Begriff der inneren Entsprechungen tritt. Denn nun ist der Raum nicht an sich da, sondern wird Ausdruck der Anwesenheit der inneren Kräfte, und die „mystische" Fernwirkung der mechanistisch gesehenen Schwerkraft wird ersetzt durch die raumlose, stete, innere Verbundenheit des ganzen Kosmos in allen seinen Erscheinungen und Körpern. Damit fällt auch der fiktive Begriff eines endlosen leeren Raumes weg und es steht dafür das innerlich-lebendige Ganze aller Naturgegebenheit. Dieses aber ist die Sphäre, wo hinein der magische Mensch blickt, einerlei, ob zureichend oder unzureichend, und deshalb ist die magische Ein-sicht grundsätzlich etwas anderes als die mechanistische Naturauffassung. Aus dem Wesen der inneren Entsprechungen erklärt es sich auch, weshalb wir wirklich einen Kosmos, also ein innerlich Ganzes, und kein Chaos haben.

Der ganze Bereich der Natur ist durch und durch naturbeseelt, ist durch und durch lebendig, er hat inneren Wesenszusammenhang, hat inneres Pulsieren, hat inneren Atem — wie man es auch nennen will, da es sich nicht unmittelbar aussprechen läßt, sondern, sofern es Wahrheit ist, Mythus bleibt. Nur dürfen wir uns dieses Lebendige nicht etwa als ein Organismisches vorstellen wollen, so, als ob in den Dingen, im Stoff ein gestaltendes Lebewesen sitze und da von sich aus wirke und lenke, wie es der Animismus als rationalisierte wissen-

schaftliche Auslegung der magischen Sicht verstehen möchte. Man kann oder muß es vielleicht sprachlich und bildlich so darstellen, wie wenn man etwa auf einer Unterrichtstafel das innere Getriebe des menschlichen Körpers zeigt, wo allerhand Heinzelmännchen die abgearbeiteten oder zugeführten Stoffe verteilen, abwägen, in die richtigen Kanäle leiten. Tatsächlich hatte es ja die magische Naturbeschreibung ehedem immer mit solchen und ähnlichen Wesenheiten zu tun, z. B. das Phlogiston, das Brennwesen als Geist der Flamme verstanden. Elfen und Zwerge, Feen und Sylven sind die lebendig gestaltlichen Gesichte und Bilder für die übersinnlichen, aber nicht ewigen Naturseelenkräfte, die überall walten.

Aus allen diesen Überlegungen ergeben sich einstweilen für die in den kommenden Abschnitten noch zu behandelnden magischen Geschehenstypen einige Gesichtspunkte. So etwa, daß Dinge oder Wesen in einem Gleichheitsverhältnis stehen, das einen Zusammenklang oder eine Dissonanz, eine Folge oder ein Entgegen ergibt, während sie außen gar nicht aufeinander einstellbar oder beziehbar oder verwandt erscheinen; zum zweiten, daß sich an einem Ort Dinge zutragen, die an einem entfernten anderen Ort zur selben Zeit aus anderen äußeren Zusammenhängen heraus gerade ebenso geschehen oder wenigstens analoge Vorgänge mit sich bringen, sie auslösen oder von solchen begleitet werden; drittens, daß sich hierorts etwas zuträgt, was nebenan in anderem äußerem Zusammenhang, an einem anderen Gegenstand alsbald oder gleichzeitig ebenso auftritt; endlich, daß aus dem Zustand irgendwelcher Dinge oder Wesen entsprechende Zustände an anderen Dingen oder Wesen ablesbar werden. Auf diesem Magischen der Natur beruht all der bekannte Gleichheitszauber, die Fernwirkung und Fernbannung, die Ansage von Geschehnissen aus Vorzeichen und Orakeln, nicht zum wenigsten auch die Astrologie und weiterhin die ungeheueren oder kleinen Götterwirkungen, von denen das magische Leben des Frühmenschen voll ist.

Es ist eine verfehlte Einstellung auf das Magische, es mit der Zange gewöhnlicher Wissenschaft anpacken zu wollen, oder gar es mit psychologisch bewußten Dingen zu vermengen und daraus erklären zu wollen. Diese können freilich Analogien bieten, aber nur sehr bedingte, weil unsere psychologische Struktur durchaus vom Intellekt beherrscht ist, und das aus dem bildlosen Unbewußten Kommende stets das Filter des Intellektes passieren muß und nie unmittelbar und elementar das Seelische zeigt. Was das echt Magische ist oder war, das ist

heute eine überdeckte Seelenschicht, und daher zwar noch zu ahnen, aber nicht wesenhaft zu fassen und zu erklären. Wenn wir es trotzdem tun, bleiben wir uns des „Sozusagen" stets bewußt. Das Magische besteht ganz und gar auch nicht aus psychologischen Subjektivismen, aber es ist so, wie es im Menschen der Frühzeit da war und woraus er handelte, auch nicht objektiv da, wie es unsere Wissenschaft von ihren Untersuchungsobjekten haben möchte oder herauszuschälen vermeint; vielmehr wurzelt das Magische im unbewußten Naturseelenzustand, und wo es bewußt und dann aktiviert wird, wird es notwendig sofort kultisches Handeln, bleibt nicht Theorie. Denn eben mit dem magischen Erleben ist die magische Einwirkung identisch. Magische Einwirkung aber heißt lebenswirklich nichts anderes, als die Götter und Dämonen spüren. Es ist immer die Manifestierung innerer, im Unbewußten lebender Kräfte. Diese Kräfte, diese latenten Potenzen, lockert der magisch handelnde und schauende Mensch, er gestaltet sie zu Wirkungen, die sich dann als Veränderungen an ihm und an der Natur zu erkennen geben.

In der magischen Natursicht sind die Kausalbeziehungen nicht aufgehoben, sondern sie sind völlig anderer Art als unsere verstandlichen Verknüpfungen. Die Schlüsse, die ein magischer Mensch auf die Zusammenhänge von Dingen und Geschehnissen zieht, erscheinen uns unlogisch, sobald wir daran festhalten, es müsse etwas, das sichtbar sich zuträgt, auch unbedingt von etwas zeitlich Vorausgehendem verursacht sein. Wir verstehen nicht, wie etwas schon sich ankündigen kann, das noch gar nicht als solches geschehen und gebildet ist. Erkennen wir aber, daß ein Ding oder Geschehen unmittelbar auf ein anderes Ding oder Geschehen wirkt, so nennen wir dies ein Ursachenverhältnis, und sind weit davon entfernt, etwas anderes, sozusagen Unsichtbares als die eigentliche Ursache noch über dies zu setzen. Das aber tut der magische Mensch. Er hat eine sozusagen mehrdimensional verwobene Wirklichkeitsvorstellung, wo wir nur eine einfache lineare Ursache-Wirkungskette sehen. Er denkt also für unseren Verstand zwar nicht unlogisch, aber außer diesem unserem Logischen kennt er noch eine andere Sphäre des Ablaufs und Bewirkens. Man bezeichnet dies als das Prälogische; da aber darunter ein zeitlich dem logischen Denken Vorausgehendes verstanden werden könnte, so wird man es besser das Paralogische nennen, weil es neben und über dem normal Logischen einhergeht, sozusagen darüber geschichtet ist. Wir können es an einem Beispiel aus dem Leben der Kongoneger ver-

stehen. Sie baden im Fluß mit Krokodilen und, indem sie kultischen Lärm machen, halten sie die Tiere von sich weg. Kommt doch einmal eines her und frißt einen Badenden, so ist der Unfall nicht die Folge der Unvorsichtigkeit im äußeren Sinn; sondern die Manapotenz, der „Zauberer", der dem Betreffenden nach dem Leben trachtet, hat sich mit dem Krokodil vereinigt in magischer Partizipation; das Krokodil an sich wäre ungefährlich.

Eine besondere Seite des magischen Denkens und Empfindens ist die Einordnung des Handelns und Verhaltens in das Gewebe der Vorzeichen. Gerade an diesem Verhalten aber wird wieder aufs beste jenes paralogische Denken klar, das nicht unkausal ist, aber eben seine eigene Art von Kausalität hat.

Günstige oder ungünstige Vorzeichen sind ersichtlich nicht selbst Verursacher von Mißhelligkeiten oder Glücksumständen, sondern sie deuten gewissermaßen nur die Richtung an, aus der das Glück oder Unglück kommt. Daher kehrt der, dem ein böses Vorzeichen begegnet, alsbald um, wie angeblich unsere Jäger, wenn ihnen beim Auszug auf die Pirsch das alte Weiblein begegnet. Dann sucht man nach einem günstigen Zeichen und wartet darauf, wenn es noch nicht zu finden ist. Wenn bei den Malaien sich beim Fahren mit dem Schiff ein Vogel von der unglückverheißenden Seite zeigt, auch wenn die Schiffer schon mehrere Tagereisen vom Heimatort weg sind, dann drehen sie sofort um, landen an der nächstbesten Stelle und entzünden ein Dankfeuer, der Zauber ist durch das Umwenden rechtzeitig vernichtet. Indem sie sofort umkehren, haben sie das durch das Vorzeichen angekündigte Ungemach schon auf die entgegengesetzte, also auf die günstige Seite, verlegt. Nun können sie die Reise fortsetzen.

Das alles erscheint uns mit unserem andersartigen kausalen Denken wie ein dummer Streich, wie Selbstbetrug; aber es ist ein durchgängiges Bewußtsein beim magischen Menschen, daß er so mit den Vorzeichen verfahren kann. In dem Märchen vom „Gevatter Tod" begegnet uns dasselbe. Ein Jüngling wird aus irgendwelchem Grund vom Tod zu einem großen Arzt gemacht, indem ihn der Tod sichtig erkennen läßt, wann ein Patient stirbt. Steht nämlich der Tod am Kopfende des Lagers, dann wird der Kranke genesen; steht er am Fußende, wird er sterben. Nun wird der König krank, der Seherarzt wird gerufen, bemerkt den Tod am ungünstigen Ende des Bettes. Da werden ihm Schätze geboten, wenn er den König zu retten ver-

möge; er willigt ein und läßt den Kranken umgekehrt auf dem Lager betten, und der wird gerettet. Das wiederholt der Arzt noch einmal, der Tod droht ihm mit Vernichtung, wenn er es wiederhole, aber er tut es wieder, und wird so das Opfer seines Gegenzaubers.

Das Magische entspringt aus dem Mana und ist Ausdruck desselben. Unter Mana als einem melanesischen Wort ist jene naturseelenhafte Kraft zu verstehen, deren sowohl Wesen wie Dinge teilhaftig sein können. Das Mana ist nicht etwas Vereinzeltes oder da und dort Vorhandenes, sondern kommt als Lebensgewalt allem Seienden zu; und ohne Mana könnte es gar nicht sein. Die Götter selbst sind sozusagen das Mana der ihnen zugehörigen Dinge und Wesenheiten und Naturbezirke. Beim Menschen ist der Besitz des Mana zum Teil angeborene Eigentümlichkeit, zum Teil erworben und geübt; wie etwa ein Talent zum Künstler, zum Mathematiker in uns da ist, das nun, wie bei allen „Künsten", entsprechend geübt und ausgebaut werden muß. Der Urbesitz aber ist eingeboren, ist Genialität, und die kann nicht angelernt und nicht erworben und nicht geübt werden. So kommt dem magischen Menschen das Mana auch als „Genialität" zu, wie als Talent.

Jenes überall gegenwärtige Mana muß ausgebaut werden, es kann entsprechend hergezogen werden, es fällt dem Begabten in seiner Ausübung und geregelten Wirkung nicht in den Schoß. Da wird etwa durch Fasten bei nordamerikanischen Indianern ein junger Mensch des rechten Könnens im Mana teilhaftig gemacht. Er begibt sich an einen einsamen Ort. Hat er genügend lange gefastet und sich auf die zuströmende und von ihm gewollte Götterkraft eingestellt, zu ihr „gebetet", so erblickt er den Gott, der seinem angeborenen Mana entspricht, es aus der Latenz erweckt und nun das seine mit dem des Menschen vereinigt. Das Herbeiziehen des Mana der Toten ist eben dasselbe, es ist sozusagen eine „Konfirmation". Das kann bis zum scheinbaren Sterben gehen, wie ja in allem naturseelenhaften Heidentum der Tod mitten im Leben dasteht. Ein Mann auf den Andamanen verfiel während einer solchen Konzentrationsübung in Bewußtlosigkeit, lag einen ganzen Tag lang wie tot da, dann aber erwachte er und hatte die begehrte Manakraft.

Es wird also eine Götterpotenz hergezogen, und diese verhilft der Mana-Veranlagung des Menschen zur Aktivität und bereichert sie durch ihre Stärke. Bewußte Übung und trancemäßige Hingabe müssen dabei wohl Hand in Hand gehen. Wenn auf Neuseeland ein Mädchen

weben lernt, so läßt der Priester es vor dem Webstuhl niedersitzen, spricht Beschwörungsformeln, und dabei muß es die ihm vorgehaltene Musterweberei betrachten. Dann bekommt es einen magisch vorbereiteten Faden in die Hand, und wieder spricht der Priester Zauberworte. Dann muß das Mädchen den oberen Teil des rechts von ihm stehenden Webstockes, der tabu ist, mit den Zähnen fassen, und nun darf sie mit ihrem Faden den ersten heiligen Einschlag machen. Das geht weiter mit neuem Lernen und den gleichen Zeremonien, aber bis zur Fertigstellung ihres ersten Stückes darf sie keine Nahrung zu sich nehmen, auch nicht einen Ort betreten, wo Speisen gekocht werden, und nicht mit ihrer Familie zusammen sein. Zugleich sieht man daran, wie auch das Handwerk, das Wirken und das Gegenständeschaffen beim magischen Menschen religiöser Kult ist.

Zum Verständnis des persönlichen Mana haben wir eine geringe Vergleichsmöglichkeit an den Materialisationen, hervorgerufen durch medial begabte Personen; solches geschieht erfahrungsgemäß nur in Gegenwart der Medien, ohne das nicht. Wenn auch dieses Mana in unseren Zeiten recht niederer und dürftiger, ja fast hergequälter und pathologischer Art ist, weil es normal unserer Seelenstruktur nicht mehr zukommt, so ist es doch ersichtlich ein Rest echt magischer Naturwesenheit, mit der die mediale Person begabt ist, ob sie es wolle oder nicht, und die nun unter dem Bann, wie man wohl sagt „Führung" einer Kraft steht, die sich an ihr als „Geistererscheinung" manifestiert. So ist ja anscheinend Spuk in Häusern vielfach durch die Anwesenheit medialer Personen bedingt — die betreffenden Auslöser brauchen das gar nicht zu wissen. Vielleicht waren in der echt magischen Zeit auch bestimmte Personen besonders geeignet, Manakräfte der Natur unbewußt auf sich herzuziehen und im Guten wie im Bösen davon besessen zu werden. Im mittleren Australien fanden sich zwei Totensteine an einem Platz, wo ein alter Mann und zwei Frauen das Heiratsverbot übertreten hatten. Die Steine waren so geladen, daß sie alle töteten, die ihnen nahe kamen, außer alte Männer. Von Zeit zu Zeit geht ein Alter heran, wirft Steine und Reisig auf den Platz, um die bösen Mächte damit niederzuhalten. Es hat also nur der alte Mensch die einschlägige manahaltige Kraft, welche die Ableitung und Unschädlichmachung des Zaubers ermöglicht. Ich möchte die hiermit berührte Wirkungsart als „magische Immunität" bezeichnen.

Das alles ist von strengsten Vorschriften umzäunt, der Manaträger

ist unbedingt oder unter bestimmten Zusammenhängen tabu, ist scheubar, und es ist in dieser Hinsicht einerlei, ob es sich um Könige, Häuptlinge und Priester oder um Mörder, Frauen im Wochenbett oder Leidtragende handelt. Für den Primitiven, sagt Frazer, besteht das gemeinsame Merkmal dieser Menschen darin, daß sie selbst gefährlich oder in Gefahr sind. Ihre Tabuhaltung hat sozusagen die Wirkung elektrischer Isolatoren, die verhindern, daß die Energie, womit sie geladen sind, durch Berührung in der äußeren Welt Schaden anrichtet oder daß sie selbst Schaden nehmen.

Es ist vermutlich nichts anderes als die magische Immunität der „Männer im Feuerofen", wenn Wißmann berichtet, daß zu den Basutos, wo er weilte, eine Frau aus dem Nachbardorf kam und erzählte, daß sie sich der Probe mit dem kochenden Wasser, in das sie ihre Hand stecken müsse, unterwerfen werde, weil sie von ihrer Nachbarin, die sie ständig verfolge, der Zauberei verklagt und ihr Leben ihr seit Monaten verbittert sei. Da habe sie sich freiwillig zur Probe angeboten, um diese Verfolgung loszuwerden, sie ängstige sich durchaus nicht, weil sie ja wisse, daß sie keine Hexe sei. Sie war sich also paralogisch bewußt, daß sie nicht mit einem ihr ungünstigen, sondern günstigen Mana beladen sei.

Ohne diese Immunität werden die Dämonen nicht gebändigt, sondern geradezu gereizt und entfesselt, und der falsche Beschwörer verfällt sogar ihrer Gewalt. Das entsprechende Bild haben wir in Goethes „Zauberlehrling". Wer die magische Immunität hat, kann aber in den Kreis eintreten und wird, wie die Männer im Feuerofen, nicht versengt werden. Damit hängt es dann weiter zusammen, daß durch ein falsches magisches Verhalten oder Verfahren sich ein anderer Manaträger der Kraft des falsch Handelnden bemächtigen und diesen ohnmächtig machen kann. Durch das unbefugte Ausbrechen des Mana von Dingen oder Menschen selbst können Unzuträglichkeiten, ja Zerstörungen entstehen, können Krankheiten aufkommen, kann Jagd, Fischfang, Kriegszug mißlingen. Das geschieht am ehesten durch Personen, die selbst nicht unbedingt naturfromm sind. Das heißt nun keineswegs, daß sie in unserem sittlichen Sinn böse und giftig sein müßten, sondern „böse" nur insofern, als sie ein Mana nicht beherrschen, daß sie hüten müßten, daß sie ein Tabu verletzen. Dann bricht nicht nur durch sie der Zauber aus, sondern sie selbst sind auch, wie gesagt, dem an sie gefesselten Dämon verfallen, wie es der mittelalterliche Magier mit dem Teufel erlebt.

Es wird erzählt, daß die Maori auf Neuseeland ihr Mana verloren, als die Missionare kamen und sie anleiteten, ihr Tabu zu brechen. Ein afrikanischer Stamm, den Jung besuchte, erklärte ihm, daß sie keine Träume mehr hätten, nur der Zauberer des Stammes habe sie noch. Dieser aber erklärte, seit die Engländer im Lande seien, habe auch er keine mehr. Sein Vater habe noch die großen Träume gehabt, hätte gewußt, wohin die Herden abgewandert seien, wann es Pest oder Krieg gegeben habe. Aber Gott spreche jetzt mit dem Engländer im Traum, der nun alles wisse, da er ja die Macht im Lande habe. Das ist auch ein typisch Paralogisches. Infolge des oft ganz persönlichen Manacharakters erklärt es sich auch, daß bei magisch gerichteten Kulturvölkern beim Ableben bestimmter Persönlichkeiten, insbesondere der Könige und Priester, die eben die starken Manaträger der Gesamtheit vornehmlich sind, auch gewisse Wirkungen im ganzen Volk erlöschen. Das zu verhüten, führt dann sowohl zu den Königsopfern wie zum Totenkult überhaupt.

Magie, sagt Karutz, ist physiologische Wirklichkeit. In allem Sinnlich-Sichtbaren leben, unmittelbar sich äußernd, die „geistigen" Kräfte; aber auch im Sinnlich-Unsichtbaren, also im Gedanken und Wort. Die magische Kraft kommt aus der Wirklichkeit und ist Wirklichkeit. Ob sie zur Wirkung kommt oder nicht, liegt an dem geistigen Zustand des Menschen selbst. Darum gibt es auch eine Geschichte der Magie, die gleich oder entgegengesetzt der Geschichte des Seelenlebens läuft, das von der Unbewußtheit zur Bewußtheit geht ... So wird die Magie nicht durch eine Erkenntnistheorie begreiflich, sondern durch die Wirklichkeit selbst. Die Wirklichkeit ist eine geistesphysiologische. Darum bleibt so etwas wie das Schwirrholz, welches die Eingeborenen das „höchste Wesen" nennen, eine realistische Stimme der im Makro- und Mikrokosmos wirksamen gleichen geistigen Kräfte, in ihrer Wirksamkeit angeschaut, nicht abstrahiert. Im Schwingen des Schwirrholzes schwingt die menschliche Seele sich zu einer geistigen Kommunion in die geistige Welt hinauf, wird dort Einheit mit jenen Kräften und hört wirklich die Stimme des Göttlich-Geistigen. Wir würden hier nur den Ausdruck Geistiges gerne mit Naturseele übersetzen.

Das Stehen im magischen Zusammenhang und das magische Handeln ist höchst gefährlich und anstrengend und erfordert die ganze physische und seelische Hingabe des Handelnden; es zieht sowohl den Täter wie die daran mehr oder weniger Beteiligten in seinen Bann.

Wird nicht das richtige Verfahren geübt, wozu oft reichlich schwere Übungen und sonstige Enthaltsamkeit oder Berauschungen gefordert sind, so kann die Wirkung, statt fördernd und wohltuend, geradezu verheerend sein. Im Livius ist zu lesen, daß der römische Priesterkönig Tullus dem Tod verfiel, weil er sich einer Anweisung eines anderen Priesterkönigs bemächtigte und danach Beschwörungen vornahm, zu deren Ausübung er nicht die entsprechenden magischen Ermächtigungen hatte. Jetzt ermessen wir auch, sagt Ziegler, den Grad der Furcht beim Frühmenschen, wenn er sich etwa durch den Raub seines Bildes auf Gnade oder Ungnade an seinen Feind ausgeliefert weiß. Ja, schon das Spiegelbild im Auge des Gegners genügt, um Macht über ihn zu gewinnen, vorausgesetzt, daß der andere sich der Manakraft zu bemächtigen versteht. Im griechischen Mythus greifen Giganten und Erdriesen den thrakischen Dionysos im Augenblick seiner magischen Schwächung an und zerreißen ihn, als er gerade in einen Spiegel sieht und sich dadurch selber abhanden kommt. Narziß verfällt den saugenden Vampyrgewalten der Unterwelt, weil er sich in sein eigenes, im Wasserspiegel erschautes Bild verliebt und daher seiner selbst nicht mehr mächtig ist.

Aus dieser magischen Einstellung, daß man durch einen anderen, und zwar nicht einmal böswillig, des eigenen Mana beraubt werden kann, ergibt sich auch die viel bestaunte „Undankbarkeit" der Primitiven. Nimmt man sie in ärztliche Pflege, so lassen sie sich das entweder willig gefallen oder sie zweifeln an der Fähigkeit des Arztes, wenn der „Zauber" nicht sofort wirkt. Ist die Heilung geschehen, so verlangen sie, statt Dank zu sagen, vom Arzt noch Geschenke, und gewährt er sie nicht, so beschimpfen sie ihn als geizig und werden feindselig. Diese Erscheinung ist so weit verbreitet, daß sie geradezu als typisch für das Denken des magischen Menschen gelten darf. Aber, was uns wunderlich erscheint, ist nach Lévy-Brühls geistvoller Darlegung wohl verständlich. Denn die Heilbehandlung bedingt eine magische Verbindung zwischen beiden Teilnehmenden. Daß sich der Wilde dazu herbeiläßt, enthält die furchtbare Gefahr für ihn, dabei seines Mana verlustig gehen zu können, wenn es der Arzt an sich zieht. Vielleicht geht es teilweise als stillschweigendes Opfer selbst auf den Arzt über, der dadurch an seiner magischen Seite wirklich bereichert wird. Dieses Vertrauen und diese Tatsache kettet den Arzt nun auch an den Patienten, und so hat sich der Arzt dankbar zu

erweisen und Gegengeschenke zu geben. Auch das ist paralogisches Denken und wurzelt doch in einer kausalen Wirklichkeit.

Es gibt noch ein weiteres, ersichtlich magisch-dämonisches Element, dem wir gelegentlich bei krankhaft veranlagten Personen begegnen. Ich beziehe mich auf eine Abhandlung von Bier über das Phänomen der ungewöhnlichen Leistung. Der Volksglaube schreibt seelisch stark erregten sowie geisteskranken Menschen außergewöhnliche Kräfte zu, und dies sei in der Tat auch zutreffend. Eine epileptische Frau zerschlug unzerbrechliche Fensterscheiben und bog die eisernen Traljen ihres Fensters, die auf einen starken Mann berechnet waren, auseinander. Zwei bis drei Wochen lang können Geisteskranke Tag und Nacht toben, ohne zu ermüden und zu schlafen. Ein ungelenker, schwerfälliger Bauernbursche von 23 Jahren führte die schwierigsten turnerischen Kunststücke geschickt und mit Ausdauer aus, sprang akrobatisch behende durch den Saal über alle Bettstellen, ohne Mitkranke dabei zu stoßen, schlug Purzelbäume und tanzte. Sein Bewußtsein war ungetrübt, er gab auf alle Fragen entsprechende Antworten. Sobald die Anfälle vorüber waren, konnte er im normalen Zustand von dem allen nichts mehr. Schließlich wissen wir ja, wie freudige Erwartung oder hochgespannte geistige Schau uns völlig des Körpers, seiner Ermüdung, seiner Bedürfnisse und auch der Zeit selbst vergessen läßt, und auch hierüber liegen viele Berichte vor, die auch sonstige heroische Leistungen unter ungewöhnlichen Umständen zuwege bringen.

Prüft man aber alle diese Dinge, normale und anormale, sagt Bier, so kann man nicht leugnen, daß es unbewußte seelische Einflüsse sind, die solches über den Menschen vermögen. Diese Einflüsse aber bestehen nicht gerade in etwas Negativem, wie Ausschaltung des Willens, sondern sind gewaltige aktive Kräfte. Wir brauchen solche Erscheinungen nur wieder mit unserer weiterhin anzuwendenden Methode in die magische Vergangenheit hinein wesensgleich zu vergrößern, wie man einen Winkel durch Verlängerung seiner Schenkel vergrößern kann und er doch derselbe bleibt, um auf diese Weise jenen Frühmenschen zu sehen, dessen Leben vom stärksten Mana abhängig und damit ausgestattet war zu märchenhaften Wirkungen.

In diesen Zusammenhang stellen wir die magische Ekstase. Wie alles Erkennbare dort am klarsten erscheint, wo es in der uns denkbar höchsten Form des Urbildes, der Idee uns erscheint, so ist auch das

magisch-dämonische, ekstatische Wesen am reinsten in Göttergestalten gespiegelt; in der griechischen Mythologie ist es Dionysos. Die neuere Zeit, sagt Höfler, ist immer geneigt, bei dem Wort Ekstase an den Ausbruch zügelloser Triebe zu denken, an wüstes Freiwerden gehemmter chaotischer Gewalten. Es sei eine Tatsache von ungeheuerer Tragweite, daß etwa der ekstatische Kult germanischer Geheimbünde von ganz andern Kräften zeuge. In diesen Bünden geraten die Maskierten „außer sich", aber dieses Außer-sich-Geraten ist gerade nicht ein Hineinstürzen ins Chaotische, sondern ein Eingehen in die bindende Gemeinschaft der Verstorben-Unsterblichen: eine Quelle unermeßlicher sozialer und staatlicher Energien. Der ekstatische Maskierte fühlt sich von übernatürlichen Kräften getrieben, beseelt, besessen. Er ist ein „Erfüllter". Sie fühlen sich selbst als dämonische Wesen, und dieses Doppelbewußtsein zu verstehen, falle eben dem modernen Menschen nicht leicht. Wenn etwa in alter Zeit Männer Felle besaßen, durch deren Anlegen sie Werwölfe wurden, so waren sie außer dieser Zeit freilich Menschen wie die anderen, waren gut und umgänglich. Viele dieser Ärmsten wünschten wohl auch, des verhängnisvollen Felles los zu sein; aber das hielt schwer. Es war auch gefährlich, solch einen Werwolfmenschen nicht gewähren zu lassen, ihn um die entscheidende Zeit etwa einzusperren; daraus entstand Unglück.

Jedes echte magische Tun ist ein wirkliches wahrhaftiges Zaubern im märchenhaften Sinn. Jedes echte Zaubern, also jedes wahre magische Tun, sei es dem Lichten, sei es dem Düsteren zugewandt, beruht ausnahmslos auf einem Verhalten des Menschen, mittels dessen er die schaffenden oder zerstörerischen Kräfte der Natur irgendwie von der seelischen Seite her packen und, soweit möglich, auch lenken kann. Damit bekommt er die Natur an irgendeiner Stelle, in irgendeinem Verlauf so in die Hand, daß sie bis zu einem gewissen Grad nach dem menschlichen Willen etwas tut, was sie, sich selbst überlassen, an dieser Stelle, in diesem Verlauf entweder nicht oder anders getan hätte. Das gerade ist Sinn und Wesen des gewöhnlichen heidnischen Götterkultes. In verfeinerter und vergeistigter Form wird lichten Göttern als Idealgestalten natürlich-seelischer Triebe und Kräfte kultisch begegnet, es wird dadurch der Mensch sich selbst erhöhen und weihen. Das sind die magischen Mysterien des Heidentums, die vergeistigter Götterkult sind. Dagegen in rein naturhafter grob sinnenhafter, schließlich gröbster Art kommt es mehr und mehr zu den sich

unmittelbarer anbietenden, aber auch unmittelbarer ausbrechenden Götterkulten, die bis zur dämonischen Verzerrung sich entfalten können, bis es vielleicht zu gemeinsten und zerstörendsten, von grobem Sinnenrausch durchzogenen Orgien kommen mag. So ist alle Magie, wie es Franz so eindringlich von der eiszeitlichen sagt, aus der Not geboren, aber ist kein Erzeugnis tändelnder Phantasie. Es war nicht mehr das goldene Zeitalter da, soweit wir von Magie wissen; sie ist der Aufschrei des Menschen gegen die Willkür der erbarmungslosen Natur.

### *Magie der Bilder, Worte und Zeichen*

Ein Hauptgrundsatz der kultischen Magie ist die Wirkung von Gleich auf Gleich. Es wird etwas der Natur Gleiches getan oder erzeugt, was eben dieses Gleich der Natur hervorrufen soll. Es wird eine Art magischer Mimikry gemacht. Es ist nicht Nachahmung in dem Sinne, daß das, was gewünscht wird und erstrebt, zuvor schon da wäre, sondern es wird vorausgeahmt. Das Wort „Gleiches zieht Gleiches an" oder Gleiches wirkt mit seiner Veränderung ebenso auf Gleiches, ist ein Grundwort magischen Verstehens, magischen Handelns aus diesem Verstehen und Wissen. Wir kennen die Erscheinung der Doppelung gleicher Geschehnisse in unserem Alltagsleben; es sind magische „Reste", die uns außerhalb der eigenen Denk- und Willenssphäre begegnen. Vom Standpunkt des Frühmenschen aus sind es wieder Äußerungen der unkontrollierbaren, nicht nach dem gewöhnlichen Kausalgesetz wirkenden naturseelenhaften Urheberkräfte. Was die Willkürmacht der Natur demonstriert, sagt Jung, ist die Serienbildung der gleichen Ereignisse, im einfachsten, oft drastischsten Fall die Duplizität des Ereignisses. Gerade im psychologischen Revier, sagt er, mag es ja am unmittelbarsten geschehen, daß Gleichheitsübertragung stattfindet, telepathisch vielleicht, aber vielleicht auch deshalb, weil bei einer bestimmten „meteorologischen" Lage des kollektiven Unbewußten bei verschiedenen Individuen nach außen Wirkungen gleicher Art aus dieser Sphäre auftreten müssen.

Die Gruppierung von Ereignissen, sowohl gleichartiger, wie überhaupt ihr gemeinsames Auftreten, beruht bei der nun einmal nicht wegzuleugnenden inneren Lebendigkeit der Natur auch auf inneren Lebenszusammenhängen, und dort sind die Dinge sowohl nach Zeit und Raum, wie nach Qualitäten anders verknüpft als in der Auf-

einanderfolge des äußeren Daseins. So muß das merkwürdige Auftreten gleichartiger Geschehnisse und das Inbeziehungsetzen von Dingen, die anscheinend gar nichts miteinander zu tun haben, aus der inneren seelenhaften Schicht der Naturzusammenhänge erschlossen, erfahren werden. Warum sollte es Unglück bedeuten, wenn man ein Ei mit zwei Dottern aufbricht, und warum muß man dieses im Abwehrzauber über das Haus werfen, um das Unglück abzulenken? Aberglaube freilich; aber was bringt das Bewußtsein des inneren Zusammenhanges denn hervor, an dem nicht nur „das Volk", sondern in noch viel stärkerem Maß von jeher alle naturnahen Völker festgehalten haben? Doch wohl nur dies, daß ein Wissen betand, das erkannte, wie solche Dinge nicht nach der äußeren Kausalität erscheinen, sondern nach einer andersartigen inneren, wovon die äußeren Dinge eben der hindeutende Ausdruck, das Symbol sind. So werden auch heterogene Dinge und Erscheinungen „gleich", wie im Totemwesen ein Mensch und ein Tier gleich werden, ohne physisch voneinander abzustammen.

Wenn wir uns einen Augenblick an das früher besprochene Naturbeispiel von dem kleinen, die Farbe nach der Unterlage individuell wechselnden Meerestier erinnern, so müssen wir sagen: Würde das einem Menschen passieren, wie es die Märchen schildern, so wäre er entweder selbst ein magischer Zauberer oder er würde passiv einem solchen Zauber unterliegen, weil da ein Gleich zu Gleich an heterogenen Dingen verwirklicht wird. Denn auch jenes Naturspiel ist ja ein Gleich und Gleich, worin die beiden Gegenstände unmittelbar kausal nichts miteinander zu tun haben; die Farbalgen sind etwas für sich, und die Krebse darauf sind etwas für sich, und doch sind sie so aufeinander bezogen, daß ein Gleich und Gleich zum Vorschein kommt. Das ist die magische Seite des vielerörterten Problems der Anpassung der Lebewesen an ihre Umwelt, ein Problem, das weder auf darwinischem, noch lamarckischem Weg gelöst werden kann, noch auch genügend aufgehellt ist, wenn wir mit Üxküll sagen, der Organismus schaffe sich durch seine Organisation selbst jenen Ausschnitt aus der Natur, der dann seine Umwelt bilde; sondern zureichend gelöst oder formuliert würde dieses Problem erst dann, wenn wir in jene Innensphäre blicken könnten, worin beide Erscheinungen aus ihrem inneren Zusammenhang heraus sich manifestieren, in innerer Entsprechung miteinander stehen. Gleichheitsmagie ist es, was die Natur in allen diesen Dingen uns vormacht, und was ja vor allem dann auch im

Heilzauber, und beruhe seine Praktik selbst nur auf Vorstellungserweckungen, Anwendung findet.

Wenn die Aruntas, die in totemistischer Verbindung mit Raupen stehen, eine Vermehrung derselben wünschen, weil diese Raupen den Stammesmitgliedern zur Nahrung dienen, so bauen sie ein Gefüge von Zweigen, darin sitzen Männer und besingen das Raupentier; dann schieben sie sich heraus und singen dabei, wie das Tier aus der Puppe hervorkriecht. Die Gattungsseele der Raupe wird dadurch magisch zur Erzeugung vieler Raupenindividuen gebracht. Zuweilen werden auch kultisch verehrte Tiere, wie Falken und Adler, als „magische Köder" verwendet; sie sind „Sendboten und Fürsprecher" im Geisterland, von wo sie eine größere Zahl Artgenossen zur Einkehr in das irdische Menschenland veranlassen sollen; es sind also im richtigen Sinn „Lockvögel", die darum auch besonders gehegt und kultisch behandelt werden.

Immer wieder begegnen wir diesem Prinzip von Gleich und Gleich in allen möglichen Kulthandlungen. Der Tote in Ägypten wurde mit einer bewegungslos gemachten Brillenschlange auf der Stirne gestrichen, dabei wurde ein Wiederbelebungszauber gesprochen; allmählich bediente man sich an Stelle der wirklichen Schlange einer Nachahmung. Beim Fruchtbarkeitszauber dreht man Sonnenräder; will man Regen, berieselt man die Felder, will man Fruchtbarkeit, läßt man schwangere Frauen sich auf dem Feld wälzen, ist zuviel Regen da, gießt man Wasser über glühende Steine, damit es verdampft, d. h. sich in Unsichtbarkeit auflöst. So kommt es also bei dem Gleichheitszauber nicht auf das wirkliche substantielle Wesen an, sondern auf die Form, das Bild und die mit diesem verknüpfte Vorstellung, das Begehren, das auch hier wieder, wie im Märchen, den tragenden Untergrund oder die Eingangspforte zur Magie und zur magischen Wirkung bildet. Und so erkennt man, daß auch dieser Zauber eine innere seelische Bindung in einer nicht äußerlich kausalen Sinngleichheit ist. Es muß irgendwie in einer uns undurchsichtigen Weise, etwa beim Regenzauber, beiderseits irgend etwas dem Regnen wesenhaft Zukommendes da sein oder berührt, von innen her bewegt werden. Das sind Dinge, unserem heutigen Denken unbegreifbar, aber die Praxis der Früheren hatte es eben wirklich damit zu tun; und die Menschen waren damals auch nicht größere Narren als wir Heutigen.

Wir dürfen also mit Sudhoff beim Ahmungs- und Bildzauber wohl unterscheiden die bildhafte Übereinstimmung des Dargestellten mit

der Darstellung; und andererseits die bloße Sinnbezeichnung. Aber sowohl jene wie diese haben zur lebendigen Voraussetzung, daß sich beides irgendwie innerlich in einem entscheidenden Wesenspunkt „entspricht". Es muß — und eben das ist der springende Punkt des magischen Handelns überhaupt — eine übergeordnete Zusammenbindung existieren, die sich vielleicht auch wieder lösen kann, wie sich zwei Kontrahenten wieder voneinander lösen, wenn sie sich zuvor aus *nötigenden Gründen* zusammengefunden hatten. Es muß immer durch Vermittlung der natürlichen Menschenseele eine Art Kuppelung des zu beeinflussenden Naturdinges und Naturvorganges mit dem Symbol oder Zauberidol stattfinden; es wird ein innerer Gemeinsamkeitsstrom hergestellt, und das eben mag es sein, was die große und oft bis zum Lebensruin vordringende Anstrengung beim zaubernden Menschen verlangt.

Die innere Gleichheit des Gegensätzlichen kann ebenso in den Vordergrund treten wie die Gleichheit des Gleichen. Da wird eine Polarität geschaffen. Wie der Nord- und Südpol eines Magneten gegensätzlich sind und doch von einheitlicher Wirkung und ohne einander nicht denkbar, so mögen auch seelische und bilderhafte Gegensätze *magisch wirksam gemacht* werden können. Das Gesetz der Bewirkung des Gegenteils ist in der Psychologie und in der praktischen Hypnose sehr wohl bekannt, und wenn es in der Naturseele des Menschen seine wirksame Gültigkeit hat, so ist zu erwarten, daß es auch dort zur bewußten oder unbewußten Anwendung und Wirkung gelangt, wo von der Naturseele im Menschen her auf die Seele der Natur magisch eingewirkt werden soll.

Man könnte in diesem Zusammenhang vielleicht auch von übergeordneten Assoziationen reden, die sowohl im Seelenleben des magisch Handelnden wie in der Naturseele hervorgerufen werden. Es können durch solche Verkettungen Dinge auseinander hervorgerufen werden oder das eine durch das andere herbeigerufen werden, die gar nicht bildmäßig und figürlich, ja nicht einmal ihrer Herkunft nach gleichartig sind. Aus solchen in einem übergeordneten Unbewußten vor sich gehenden oder durch den Magier dort in Bewegung gesetzten Assoziationen können sich dann Dinge in der äußeren Welt begegnen oder Beziehungen zueinander aufweisen, die sie an und für sich nicht hätten. Darauf mögen dann so merkwürdige „Zufälle" zurückzuführen sein, die uns als unverständliche Doppeltheiten des Geschehens so oft im Leben begegnen; kurz, es stellen sich leben-

dig wirksame Verbindungen ein ohne wirkliche Wesensgleichheit, wie ich in „Natur und Seele" schon ausführte und hinzufügte: Von innen müssen es Assoziationen ganz eigener Art in einem Medium, einem naturhaften Zustand sein, den wir nicht zu beschreiben verstehen, der aber irgendwie aus unbewußten Vorstellungen eines höheren Ganzen äußere Gleichheiten schaffen oder sich solcher bemächtigen kann.

Wird ein Herbeiziehen des gewünschten Zustandes, etwa durch Wettspiele und Wettkämpfe, erzielt, so mag die innere Anspannung der Naturseele der Kämpfenden magische Gegenkräfte der Natur selbst auslösen, Naturpotenzen, denen die Kämpfenden selbst magisch besonders verbunden sind, und die nun selbst entsprechende Anstrengungen machen. Solche Kämpfe sind daher, wie von anderer Seite betont wird, nichts weniger als Scheinspiele oder allegorische Darstellungen, sondern wir nehmen mit Höfler an, daß hier das Gefühl, vielleicht das unmittelbar schauende Bewußtsein dafür bestand, den Naturkräften zum Erwachen und Erstarken zu verhelfen, wenn man die eigenen Kräfte aufs höchste anspanne. Die Spannungen des Wettkampfes, sagt Höfler, waren so befeuernd, wie es nur die machtvollsten Lebenssteigerungen der Ekstase und irgendwelcher Bewegungsriten sein konnten.

So steht, wie man sieht, im Wesensmittelpunkt des ganzen Ahmungskultes das „Spiel" als ernsteste Lebenswirklichkeit. So gelangt der magische Mensch, insbesondere der naturhafte Frühmensch, mit dem Spiel in die Sphäre des Unbewußten, aber er holt auch aus dem Unbewußten zugleich die Wirkung eben des einzelnen „Spielens" auf die Naturseele hervor. Opfertänze, gesteigert zu dämonischen Ekstasen, ja Blutrauschtänze sind allesamt im Sinn der Ahmung zu nehmen. Wenn sich dabei Szenen abspielen wie die, daß nackte Jünglinge zur Zeit ihrer Ablösung von der Familie und zum Eintritt in die Männergemeinschaft sich mit Messern und Dolchen verwunden, um die Fruchtbarkeitskräfte der Erde durch ihr verströmendes Blut zu beleben, wie Ziegler sagt, so ist auch das Spiel in seinem letzten Ernst wie die kultischen Kämpfe auf Leben und Tod. Eben hinter allem echt magischen, also echt heidnischem Tun und Leben steht immer und immer wieder der Tod; das heißt: es stehen dahinter die ganzen Urgründe des Lebens, des Daseins.

In diesen wurzelt auch da Wort, die Sprache. Im Wort liegt nicht nur eine mythisch offenbarende, sondern auch eine magisch gebundene Kraft, die der Frühmensch freizumachen wußte. Die Geheimsprache

magischer Priester beruht eben darauf, daß sie die Worte sagen, aber allein nur die Art ihres Aufschließens kennen, also deren lebendige Innenseite verstehen. Dies mögen wir uns durch einen Vergleich nahebringen, inwiefern ein Wort sozusagen auf seine Manawirkung hin aufgeschlossen werden kann und dann eine Kraft ausströmt, die man zuvor nicht in ihm vermutete, wenn man es im gewöhnlichen Sinn gebraucht. Doch es ist ein Vergleich, nur ein Alsob, nicht eine behauptete Wesensgleichheit. Man hat durch die Ausforschung der Feinstruktur der Materie, durch die Atomforschung entdeckt, daß in der Bindung der Atome solche Kräfte festliegen, daß, könnte man sie durch Atomzerfall entbinden, etwa mit einem zerfallenden Zweipfennigstück ein Jahr lang eine Großstadt mit Licht- und Kraftstrom zu versorgen wäre. Vergleichsweise mögen wir uns, auf das Seelische übertragen und als magische Wirkung vorgestellt, das zauberische Aufschließen eines Wortes vorstellen.

Liegt so in der unergründlichen, aus den Wurzeln kommenden Schöpfung und innerlichen Wirklichkeit des Wortes seine urtümliche magische und kultische Wertbedeutung zugleich, so liegt auch in der Zusammenstellung von Worten zu Sprüchen, ja vielleicht nur zu sprachlich-logisch an sich ganz sinnlosen Reihen die Möglichkeit von Wortbann, Wortzauber und Zauberspruchwirkungen. Auch hier wird, wie beim Zauber des Gleich und Gleich, das Entscheidende gerade nicht in dem liegen, was der wache Intellekt als kausal und logisch sich ausdenkt, sondern wiederum nur in dem, was die Wortsprache und Wortzusammenstellung naturseelenhaft bewirkt, wie sie von innen her auf anderes, also etwa auf den sie hörenden Menschen, wirkt.

Durch bestimmte rhythmische Folgen, bestimmte Lautaneinanderreihungen, singende Töne, Gurgeltöne, dann aber in Begleitung damit auch durch bestimmte Bewegungen, Körperhaltungen, Gesichterschneiden, Mimen, Tanzen wird sowohl eine magische Tiefenhypnose des zu Bezaubernden herbeigeführt, wie es eben auch ein richtiger Bildzauber eigentlich ist. Das bei uns im Volksaberglauben noch gelegentlich vorkommende Besprechen von Krankheiten, von verhextem Vieh unter bestimmten Bewegungen, mag uns noch einen Schimmer für jene ursprüngliche großmagische Sphäre geben. Es ist daher sinnlos, etwa in alten Zauberformeln einen logischen Inhalt herausholen zu wollen; auf einen logischen oder ethischen oder unethischen Sinn darin kommt es ganz und gar nicht an. Es ist nicht wie mit unseren

Gedichten, mit denen wir geistige Einsichten, seelische Erschütterungen oder auch nur Stimmungen und Gefühle hervorrufen; es ist vielmehr ein Mittel, denn man will die Herbeiführung einer Gelegenheit zum Eindringen in die seelische, von da aus in die körperliche Außensphäre zum Zweck der Beeinflussung magischer Potenzen, zum Eindringen in einen geschlossenen magischen Kreis und zu dessen Verstärkung oder Sprengung. Das ist ein und dasselbe bei Zaubersprüchen, die Schaden, wie bei solchen, die Segen, also etwa Heilung von Krankheiten und Gebrechen, bewirken wollen.

Eine ungeheure magische Kraft wohnt nun dem Wort als Name, d. h. als lebendig geladene Begrenzung eines lebendigen Wesens, eines Menschen oder einer Gottheit, inne. Bedeutet doch in den alten Sprachen eben der Begriff Name (Onoma, Schem) weit mehr als nur die kategoriale Benennung; es ist wörtlich zu übersetzen mit Wesen. Wie im Bild das Wesen des Anderen vom magisch Handelnden ergriffen und beeinflußt wird, so auch mit dem Gebrauch des Namens. Daher schützt sich der wissende magische Mensch vor dem Mißbrauch seines Namens wie seines Bildes. Bei inneraustralischen Stämmen hat der Einzelne neben seinem öffentlichen noch einen geheimen Namen, der durch den öffentlichen gedeckt ist.

In Ostafrika bei den Dschagga geben sie dem Kind den Namen eines Ahnen, den man dadurch ermittelt, daß er zu gleicher Tageszeit geboren worden sein muß. Das ist ersichtlich astrologischer Zusammenhang, wenn auch nicht in dem intellektuell astrologischen Sinn der Chaldäer. Aber die Benutzung des Namens eines Ahnen oder Toten hat auch ihre Gefahren, denn man weckt den Toten und fordert ihn sozusagen an. Was mag da für das eine oder das andere entscheidend sein? Ich denke, immer wieder das Interesse am Mana, das man damit herbeizieht oder abwehren muß, wird die eine oder die andere Handlungweise bestimmen. Beides ist ersichtlich aus der Gepflogenheit der Guaranis auf Ascension: wenn ein gefangener Feind geopfert wird, nimmt der, der ihn tötet, seinen Namen an. Wird der Name nach einem Gott gegeben, so ist die Einordnung in dessen Urheberkraft gemeint, wie bei unserem Namengeben nach Heiligen; und wird er aus der Bezeichnung von Ereignissen gewählt, etwa Naturerscheinungen oder Katastrophen, so kann auch hier nur die manaträchtige Verbundenheit, etwa die Gewinnung von deren Kraft, der Anlaß sein.

Ehe Isis die Alleinherrscherin im Himmel und auf Erden wurde,

hatte der Gott Rê den großen Namen, den er in seinem Leib verborgen hielt. Aber Isis wußte den Zauber, womit sie ihm den Namen entzog, sie gab ihm das Gift ein, er mußte seinen Namen heraustun und war damit seiner Gewalt beraubt. Und wie sehr der Name das innerste Wesen und Dasein ausmacht, wie also Namensentzug geradezu die Wesenlosigkeit bedeutet, bezeugt eben dieser selbe Mythus, worin es von Rê geradezu heißt: Rê verschwand vor den übrigen Göttern, und sein Platz im Schiff der Ewigkeit war leer. Und Isis ward dadurch die größte Göttin und herrschte im Himmel und auf Erden.

Daß mit diesem Nehmen und Übertragen des Namens eines Wesens oder eines Gottes auf einen anderen fast so etwas wie ein innerseelischer physiologischer Vorgang stattfindet und so sich die ganze naturseelenhafte Realität des Vorganges offenbart, beweist in diesem Götterzauber, den Isis mit Rê vorgenommen hat, die Schilderung, daß das Gift, das sie ihm einflößte, so stark wirkte, daß der Gott seinen Namen, d. h. sein Wesen auslassen mußte. „Mein Name soll aus meinem Leib in deinen Leib übergehen, du sollst ihn verbergen, aber deinem Sohn Horus magst du ihn mitteilen als einen kräftigen Zauber gegen jedes Gift." Es ist fast wie eine Impflymphe, die den Impfling danach immun macht. Der mythische Lohengrin will nicht, daß Elsa ihn nach seinem Namen frage; sie gewänne sonst unrechte, ihn dem Dienst am Heiligen entziehende Gewalt über ihn, und der Dienst am Heiligen steht über allem, auch über der Liebe der beiden Seelen.

Name und Wort gehen in eines zusammen, sofern das Wort ebenso die Wesenheit der Dinge bezeichnet wie der spezifische Name. In den Schöpfungsberichten fast aller größeren Kulturreligionen, sagt Cassirer, steht das Wort im Bunde mit dem höchsten Schöpfergott, es ist geradezu der Urgrund, dem alles Dasein entstammt. In einem der frühesten Dokumente der ägyptischen Gotteskunde wird dem Bildnergott Ptah diese „Urkraft des Herzens und der Zunge" zugeschrieben, der alles damit hervorbringt, was ist und lebt. In den Zeremonien der ägyptischen Königsweihe bestehen die bestimmtesten Vorschriften darüber, wie die einzelnen Götternamen auf den Pharao übertragen werden, d. h. eben die entsprechende Götterkraft. Auch die Seele des Toten muß auf ihrer Wanderung die Namen der unterirdischen Torwächter wissen, muß die Namen des Bootes, des Mastes, der Ruder kennen, damit ihr das Totenschiff willfährig ist. Der Name ist so immer zugleich innerer Besitz, inneres Wesen. Geheimhaltung des Namens eines Gottes dient dem Schutz, daß er nicht ausbricht oder

feindlich wird; man ändert den Namen des Kranken oder Blutschuldigen, damit ihn der Tod nicht finde.

Weil aber jedes geschichtliche Vererben, Überliefern, Erinnern unvermeidlich an Lauten und Lautzeichen haftet, sagt Ziegler, entsteht aus dieser magischen Angst vor dem Mißbrauch geradezu eine künstliche Geschichtslosigkeit. Immer wieder werde die Vergangenheit ausgelöscht, damit die Gegenwart ja vor der Namensverzauberung bewahrt bleibe. In seinen letzten Konsequenzen bedeute dies vielleicht noch eine fortlaufende Vernichtung der echten Volksgemeinschaft. Diese Verdeckung des wahren Namens, die nicht nur für den Einzelnen geübt wird, sondern zugleich sippenrechtliche, ja man möchte sagen: staatsrechtliche Bedeutung hat, gibt dann geradezu Anlaß zu großen Volks- und Staatsmysterien und Staatsmythen. Wir haben derartiges vermutlich in der Frühgeschichte des römischen Stadtstaates. Dort ist unmittelbar in den Jahrhunderten nach der Gründungszeit nur sagenhaft die Rede von zehn Königen, die bestimmte Namen haben, und die neuere Forschung hat festgestellt, daß es sich hier um einen Mythus handelt. Der wahre Sachverhalt, die Namen der wirklichen Oberhäupter sind geradezu geschichtslos geworden, sind verdeckt, verschollen. Hier wurde offenbar in ganz bewußter Weise um den Zusammenhang in der Herrschergeschichte ein Schleier gelegt; und wir dürfen uns vielleicht des uralten Volksempfindens auch anderwärts erinnern, wonach das Aussetzen des Königs den profanen Blicken der Menge katastrophal den Göttersegen von der Gemeinschaft wegwenden kann.

Ganz ebenso mag es mit dem Schaustellen des Bildes der frühen Herrscher gewesen sein, wenn sie nicht ihres eigenen Mana und damit der des Gesamtvolkes verlustig gehen oder wenigstens daran geschädigt werden sollten. Das ist uns heute ganz unverständlich, aber wir haben auch nicht mehr die Aufgabe, nach den alten magischen Wirksamkeiten zu fragen, denn wir wissen nichts mehr von ihren tabumäßigen Zusammenhängen, und man könnte auch sagen, die natürliche Scheu und Keuschheit dem Magischen einer Person gegenüber ist uns verlorengegangen. Die magische Wirkung des Bildes aber tritt uns noch in anderem Zusammenhang entgegen. Wird im urtümlichen Geisteszustand das Ding abgebildet, und wird damit sozusagen seine Bezeichnung, sein Wort in ein Zeichen umgesetzt, so ist es „Schrift", die zunächst eine volle Wortschrift, danach eine Buchstabenschrift werden mag. Auch die älteste Bilderschrift hat nur mythisch-

magischen Sinn; denn auch die frühmenschlichen Bemühungen um die Herstellung des Bildes sind ja, wie wir sahen, Zauber.

Wie wir modernen Menschen zur Beherrschung der Naturkräfte, die wir erschließen und sozusagen in unseren Bann ziehen, uns mechanistische Instrumente und Apparate schaffen, so schufen sich die magischen Menschen zur Beherrschung und Bannung gleichfalls entsprechende Handhabemittel. Aber da die magisch gefaßten Naturkräfte nicht mechanisch erscheinen, sondern seelisch gebunden, so mußten solche magischen Apparate und Hilfsmittel auch auf einem seelischen Weg hergestellt und sozusagen seelisch begabt sein. Das ist für uns schwer faßbar, wird aber verständlicher, wenn wir zunächst an die Worte selbst denken, von denen wir schon hörten, inwiefern sie Zaubermittel, magische Mittel waren. Daß ein Wort, indem es mit entsprechender Hingabe ausgesprochen wird, auch unmittelbar beseelt ist, leuchtet auch uns ein. Demgemäß sind auch geschriebene Worte, ja nur Wortzeichen seelisch begabt, zumal ursprünglich die Schrift, also das Wortzeichen, eine Bilderschrift war, wie es im Chinesischen und Japanischen ja heute noch ist.

Derart „heilige" Schriften dürften etwa die altägyptischen Hieroglyphen gewesen sein; auch das Schreiben selbst ist ursprünglich eine nur den Priestern zukommende, geheiligt magische Handlung. Schon Aristoteles belehrt uns darüber, daß die Hieroglyphen nicht nur äußeren bildhaften Sinn für die Worte geben, sondern das innere Wesen derselben zeigen, also geradezu den Sinn der Sprache selbst enthalten. Es sind also, wie man sieht, die urtümlichen Zeichen keineswegs immer einfache Abbilder von Gegenständen, etwa der Natur, sondern sie enthalten schon bei ihrer Entstehung einen vollen mythischen Sinn, aus dem sich als kultische Rückwirkung eben das Magische ergibt.

Hat man etwa bei der Auslegung urtümlicher Bilderschriften eine Bedeutung herausgefunden, die sich als zutreffend erweist, so kann das nie heißen, daß nicht so und so viele, innig damit zusammenhängende oder sich darüber hinaus erstreckende andere Bedeutungen ebenso richtig wären. Jedenfalls haben grundsätzlich alle ursprünglichen Bilderschriften, nicht anders als die Worte selbst, außer den Bezeichnungen des äußeren Gegenstandes eine übertragene, d. h. mythisch-symbolische Bedeutung. Es ist wie mit der Naturerklärung, etwa bei den Sternen und Sternbildern, dem Mond und der Sonne. Sie mögen rational mechanisch dargestellt und beschrieben und be-

rechnet werden, ihre Materie, ihre Bahnen und Umdrehungen, ihre Schwerezustände — alles das an ihnen mag unter einem bestimmten Bezugssystem richtig-logisch verstanden werden; aber dennoch ist dies eben nur eine gewisse Art, es zu sehen und zu beziehen, und keineswegs die einzige, sondern eine unter anderen möglichen, etwa die astrologische oder die magische oder die mythische oder die ganz persönliche der Seele vor Gott. Sie alle haben in bezug auf den Gegenstand ihren Sinn, ihre Bedeutung, ihre Wahrheit. So ist es mit der Natur, so mit den Menschen, so mit dem Wort, dem Bild, den Zahlen und allen Dingen, weil eben alles Wirkliche Symbol ist. Das wahre Symbol aber hat Innenwelt und ist mit seinem Außensein nicht erschöpft; darin allein wäre es ohne Bedeutung. Und wenn wir die Hieroglyphen auch heute entziffern und lesen können, so dürften wir noch lange nicht den Sinn, den kultischen Wert, die magisch-kultische Kraft darin erfaßt haben.

Nicht anders wird es wohl — eigentlich wissen wir es ja sicher — mit den Runen unserer Vorfahren sein. Die Runen sind bildhafte Wort- und Sinnzeichen von einer ganz außerordentlichen Weite und Tiefe. Daß das Erkennen und Schaffen der Runen, d. h. ihres Wesensinhaltes, ein natursichtiger Akt war, zeigt ein Eddalied von Helgi, dem Hundingstöter. Dort heißt es nach Renck-Reichert: Blitze fuhren über sie hin, und der Strahl schlug in die Schiffe. Sie sahen in der Luft neun Walküren reiten und erkannten Sigrunen. So ist die Sigrune äußerlich das Bild des Blitzes, des Lichtes, des Kampfes zugleich, aber auch des Göttervaters Ziu. Hier wird der Weg der Erkenntnis des Runeninhaltes also deutlich.

Wer die Runen, das heißt den darin liegenden tiefen und in kurzen Worten gar nicht aussprechbaren Sinnzusammenhang kannte, wer echt magischen Lebenseinblick hatte, der hatte damit auch eine Einsicht, der grundsätzlich alles das erschlossen werden konnte, was unbewußt in den inneren Zusammenhängen der Runenweisheit lag. Er sah, wie sich in den Dingen und Geschehnissen die inneren Entsprechungen entfalteten; er wurde durch diesen Anblick selbst durchdrungen von den kosmischen, götterhaften Kräften, ihrem Wirken und Wesen. Sie sind wahre magische Mittel gewesen, einerseits zum orakelmäßigen Befragen der Gottheiten (rûno-befragen) andererseits zur Ausübung magischer Gewalt; bezeichnend in dieser Hinsicht ist, daß sie gesungen, psalmodiert wurden. Auf zauberhafte Weise konnte man aus ihnen natürlich-seelische Wahrheit erfahren, wenn man die

Stäbchen, auf denen sie nach bestimmtem Ritus verzeichnet waren, in besonderer Weise warf. Da ergaben sich orakelmäßige Wort- und Bilderkombinationen, bedeutsame Vereinigungen und Trennungen und Richtungsweisungen, die nun von den kundigen Weisen und Priestern ebenso wie Träume gedeutet werden mußten. So erfuhr man etwa Gang und Folge von Ereignissen, also kurz, den Willen und das voraussichtliche Handeln der Götterkräfte. Wir können es freilich nicht mehr erweisen, wie es war, aber wir können als spätere Nachfahren es uns denken, daß es so war.

Etwas Entsprechendes sind die Kerbstöcke und Kerbhölzer bei den Dschagga am Kilimandscharo; in sie sind Ringe oder Streifen eingeschnitten, und sie werden den Knaben und Mädchen vorgeführt. Wahrscheinlich handelt es sich um seelisch-magische Eindrücke, die so hervorgebracht werden, und vielleicht wirken sie auf die in solcher Jugend noch plastische Geschlechtssphäre ein, analog dem Versehen, wodurch der Nachkommenschaft möglicherweise bestimmte Eigenschaften aufgeprägt werden möchten. In Australien werden Schwirrhölzer verwendet, die gleichfalls bestimmte Formen und gelegentlich Zeichen eingeschnitten bekommen; sie werden unter besonderem Ritus geworfen und zeigen durch die Art ihres Pfeifens in der Luft orakelhaft das Wissenswerte an. Sie gelten geradezu als Geisterstimmen.

Es scheint, daß im magischen Volksleben alle Zeichen, wie ja die Schrift überhaupt, durchweg sakrale Bedeutung und Wirkung haben. Aus dem babylonischen Kulturkreis stammt etwa das Pentagramm, die zwei senkrecht ineinander gesteckten Dreiecke, die auch ein wirksames Zaubermittel im christlichen Mittelalter noch gewesen sind. Dies ist eine Beziehungsfigur astrologischer Herkunft und drückt wohl harmonikale innere Zusammenhänge aus, die sich auch praktisch dahin anwenden ließen, daß bei einer bestimmten Art Eintragung wirklicher Geschehnisse oder Gegebenheiten in die Winkel, Spitzen und Linien wieder orakelhafte Erkenntnisse gewonnen werden konnten; zugleich vermochte es dann die unerwünschten Dinge in solchem Zusammenhang zu bannen.

Wenn v. Scheltema nachwies, daß die Verzierung in der jungsteinzeitlichen nordischen Keramik der Betonung der Form des Gefäßes diente, also, wie er meint, keine Selbständigkeitsbedeutung hatte, so beweist dies keineswegs, daß die so angebrachte Verzierung etwa nur ästhetisch-künstlerischen Sinn hatte, vielmehr dürfte auch der Bau der Gefäße, ihre Formung mit den Ausbuchtungen und Verengungen,

sakralen, somit magisch-kultischen Sinn gehabt haben. Dann aber bedeuten die Ornamente Unterstreichung, Verstärkung, ja unter Umständen sogar magische Ahmung oder Lenkung der Manakräfte und -spannungen in einem solchen Gefäß. Man möchte an einen Geschützlauf denken mit seiner gezogenen Spirale, der einem nicht in mechanistischer Technik bewanderten, sozusagen aus dem Traumschlaf von Jahrtausenden erwachten Beschauer durchaus den Eindruck einer die Form des Geschützrohres unterstreichenden Verzierung, eines „Ornamentes" machen kann; aber es hat schwerste Wirklichkeitsbedeutung und ist Mittel erschütternder Kräftelenkung, freilich nur mechanisch.

Auch die Tätowierung wilder Völker mit dem geometrisch angelegten Linienbild, wie bei Indianern und Polynesiern, aber auch Afrikanern, bedeutet einen haltenden oder abwehrenden Bann und Gegenbann gegen feindliche Daseinsgewalten; gegen sie schützt sich der Tätowierte entweder über den ganzen Körper hin oder an bestimmten Stellen, wo diese Kräfte zu Unrecht eindringen oder aus ihm entweichen können. Wir erinnern an die schon besprochene Bedeutung der Zahnlücke und der durchbohrten Nasenwand.

Ein Mittelding, aber eigener Art, zwischen den Worten mit ihrer tieferen Sinnbedeutung und den Zeichen und Bildern endlich sind die Zahlen. Auch in der Auffassung der Zahl, in der Zahlensymbolik und ihrer Wirklichkeit sind, wie bei den Worten, drei verschiedene Wesensseiten zu erkennen: die logisch-rationale, die mythische und die magische. Was die logisch-rationalen, man möchte auch hier sagen: rein mechanistischen Zahlenreihen bedeuten, wissen wir alle unmittelbar. Wenn wir einen Organismus der Maschine etwa betrachten, oder wenn wir an rationale Berechnungen der mechanischen Bewegung der Planeten denken oder an die Registrierungen der zahllosen Dinge und der Millionen von Menschen in einem Staatsverband, so wissen wir, was die mechanisierte Zahl und Zahlenhäufung bedeutet. Ganz anders das Innenwesen der Zahl. Da ist zunächst die Eins ein Grundwesen, als Abbild des Ewigen, das nur in sich steht, in sich nicht teilbar und nur durch sich selbst bedingt ist; mit sich vervielfältigt bleibt es die Eins; mit sich untergeteilt bleibt es dieselbe Eins. Die Zwei ist nicht die gedoppelte Eins, sondern ist aus sich selbst wieder eine Wesenheit, eben die Zweiheit, die etwa polar aufgefaßt werden kann, so daß die beiden in der Zwei nur zusammen als Eines (nicht als Eins) bestehen. Die Drei, die Sieben — was man wählt, ist ein eigenes Prinzip, ein eigener Bedeutungskörper, ein eigenes Symbol. Jede der

Zahlen, die nicht aus Kombinationen hervorgegangen sind, sondern eine eigene Grundkonzeption bedeuten, ist in jeder Kultur, wie Sethe sagt, eine andere, ist in anderem Sinn bedeutungsvoll. Jede Zahl ist mit ihrem eigenen Manawesen ausgestattet und deshalb nach irgendeiner Richtung hin wirksam. Wie die Stoffe, wie die Sterne, so gehören auch die Zahlen, dem Wort entsprechend, inneren Wesenheiten zu, die darin verleiblicht sind. Die Zahlen stehen wie die Töne im großen harmonikalen Zusammenhang der Dinge. Das Höchste an Harmonie aber ist der lebendige Organismus; so können die Zahlenfolgen und Zahlenbeziehungen selbst einen höheren Organismus darstellen und es selber sein. Und eben daher ist jede mit eigener Wirkung ausgestattet.

Weil alle Dinge, sowohl die natürlichen wie die vom Menschen hergestellten, im magischen Daseinskreis mit Mana geladen sind und eben das Mana an diese Dinge geknüpft ist, so sind die Dinge Zeichen, Bilder, Symbole; sie sind in dieser ihrer äußeren Gegenständlichkeit nicht an sich etwas, sondern enthalten ein anderes, nicht äußerlich Aufzeigbares, seien dies geistig-seelische Wirklichkeiten, seien es reine Naturkräfte. So sind alle magischen Zeichen, Zahlen, Bilder und Namen aufzufassen als magische Zauberbehälter, sozusagen als Akkumulatoren, aber eben nicht mechanisch-physikalische, sondern magisch-lebendige. In diesem Sinn nun beschränkt sich das Mana nicht nur auf diese, sondern greift über auch auf Gegenstände und Bauten, Landschaften und Gestirne.

## *Magie der Gegenstände und Orte*

Indem wir so aus der seelenhaften Magie des Wortes zur Schrift oder zum magischen Bildzeichen der Hieroglyphe oder zur Zahl vorschreiten konnten, ergab sich der Sinn von Idolen, von Bildern und Bilderzeichen ganz von selbst. Das Kreuz im Sonnenrad, zu Ornamenten verwobene Bilder und Bildzeichen — das alles sind Mitteldinge zwischen jenem magischen Sinnbild und dem zum Amulett in stofflicher Ausführung ausgearbeiteten Gebilde, das als Schmuck getragen wurde. Auch der amulettmäßige Schmuck ist ebensowenig Eitelkeits- oder Schönheitsschmuck in unserem Sinn, wie etwa die ältesten Tier- und Menschenzeichnungen Bildkunst in unserem neuzeitlichen Sinn wären. Die Herstellung von Amuletten und Talis-

manen, die ja noch weit in die neuere Zeit hereingeht, ist ein uralter, echt magisch wirksamer Zauber. Es werden dazu auch in unserer Spätzeit noch bestimmte Anweisungen gegeben, ohne daß wir das innere Wie und Warum noch verstünden, wenngleich auch heute offenbar der magische Zauber darin noch keineswegs erloschen ist. Bekannt sind die an Ringe, Gläser, Waffen sich knüpfenden Zaubereien, auch aus unseren Jahrhunderten.

Wenn man den Sinn der Amulette, Talismane, der magischen Gefäße u. dgl. einigermaßen umschreiben will, so ist wieder auf jene, schon beim Traumleben erwähnte Verauswärtigung der Manakraft des magischen Menschen zu verweisen. Wie eine Staatsmacht, sagt L. Ziegler, ihren auswärtigen Gesandten hat, der seinerseits die Souveränität seines Auftraggebers darstellt und, wird diese in ihm verletzt, auch die Macht jenes Staates hinter sich hat, so sind derartige magische Gegenstände Veräußerlichungen lebendiger Urheberkräfte dessen, der sie herstellt. Durch Versenkung, Selbstvertiefung, Sammlung unter bestimmten Aspekten und Einflüssen können sich die Urheberkräfte des Magiers in Dinglichkeiten niederschlagen.

Die „äußere Seele" nennt Frazer diese Verauswärtigung der Manakraft eines Menschen in ein anderes Wesen oder einen Gegenstand. Bei den Völkern von Hindostan bis zu den Hebriden ist ein Zauberer oder ein Riese unverwundbar, weil er seine Seele an geheimer Stelle verborgen hat, aber eine schöne Prinzessin, die er im Schloß gefangenhält, entlockt ihm sein Geheimnis und kann ihn nun vernichten. Oder das Märchen erzählt, daß in einem fernen Land ein goldener Käfig steht, darin sitzt ein Vogel, und in dem ist die Seele des Könners, des Königs gebunden. Die Königssöhne ziehen aus, einer wird des Vogels auf allen möglichen Abenteuerwegen habhaft. Als der Argonaute Meleager sieben Jahre alt wurde, sagte eine Schicksalsgöttin seiner Mutter, er werde sterben, ehe der Holzbrand auf dem Herde heruntergebrannt sein werde. Die Mutter riß das Scheit aus dem Feuer und verwahrte es, bis sie später über ihn erzürnte und es verbrannte. Da starb Meleager unter Qualen, wie wenn er von einem Feuer verzehrt würde.

So weckt ein magisch handelnder Mensch die latenten Lebensströme in den Stoffen, wenn er etwa unter dem bestimmten Stern ein Metall schmilzt und es dann entsprechend behandelt. Er löst durch vermittelnde Hingabe seines Seelischen, also wieder, wie stets, durch ein Opfer die Lebenskräfte aus ihrer latenten Gebundenheit, aus ihrer

Starre, schmilzt sozusagen den magischen Körper ein und vermittelt jene dadurch dem Amulett, dem Talismann und durch dieses dem künftigen Träger desselben das Mana.

Die mit Mana beladenen Gegenstände wurden in ihrer Wirkung sehr treffend mit jenen chemischen Stoffen verglichen, die man als Niederschlagsbewirker oder Katalysatoren den Mischungen beigibt, an deren Umsetzungen sie selbst nicht teilnehmen. Sie bewirken den Vorgang der Fällung lediglich durch ihre Anwesenheit, sie vermitteln eine Umbildung, haben aber selbst keine bestimmte Größenbeziehung zu den von ihnen bewirkten oder beförderten Vorgängen; es ist vergleichsweise so wie der Schall, der im Gebirge eine Lawine auslösen kann. So dürfen wir vielleicht auch die Rune, wenn man sie zauberisch auswertete, auffassen, ähnlich wie Amulette und Talismane. Entsprechendes zeigen ja auch wohl die Medien bei parapsychologischen Vorgängen: es kommt nur zu bestimmten Erscheinungen, wenn sie als lebendige Katalysatoren anwesend sind, und es ist auch bezeugt, daß Spuk in Häusern gerade bei Anwesenheit bestimmter Personen sich bemerkbar machen kann.

Nach alledem weniger Hohen wird auch das Höchste klar, die Wirkung und die Wirklichkeit der Idole überhaupt, insbesondere der Göttersymbole. Wenn es noch im hellen Licht der griechischen Geistesgeschichte heißt, daß kein Besucher des Zeustempels mit der herrlichen Zeusstatue von Phidias den Tempel ohne Erschütterung verlassen habe, so wollen wir nicht vergessen, daß es doch vermutlich zu wenig und einer anderen Sphäre zugehörig wäre, darin nur den Ausdruck für ein „künstlerisches" Überwältigtsein zu sehen. In diesem Fall, beim lichten heidnischen Griechentum, mag ja allerdings schon die ästhetische Geistigkeit im Vordergrund gestanden haben; aber im Wesen der echten magischen Götterstatuen liegt es ja auch, daß sie gar nicht die idealisierte und hochmenschliche Form anzunehmen brauchten. Im Gegenteil, blicken wir nur nach Ägypten und Babylon, so werden wir in den Götteridolen mit den Tierköpfen und Drachenflügeln ohne weiteres gewahr, daß hier Ausdrucksformen vorliegen, die alles andere als idealisiert oder auch verzerrt menschlich sind. Und vollends bei den Wilden — was figuriert da als Gott oft anderes als ein bearbeiteter Baumstamm oder ein roh zugehauener oder nicht zugehauener Stein oder ein Fell auf einem Pfahl?

Zu den mana-geladenen Gegenständen gehören natürlich auch Lebewesen, also Pflanzen und Tiere, wie Körperteile von solchen,

auch vom Menschen — abgesehen davon, daß eine Person als solche ein magischer Behälter ist; von totemistischen Zusammenhängen sprechen wir nicht. Es sei nur an die Alraunwurzel erinnert, an die Wurzelmännlein in späterer Zeit. Aber schon in der Mythologie spielt die mit götterhafter Manakraft beladene Pflanze eine Rolle, so in dem Zauber mit der Mistel, den Hödur an Balder ausübt, wie sie auch noch in England als Julzauber verwendet wird. Das Julholz wird dort und in Frankreich mit Kerzen besteckt und an einem Stück eines solchen vom vorigen Jahr angezündet. Das Anpflanzen eines Baumes bei der Geburt eines Kindes, der sein Lebensbaum wird, nach dem es gedeiht, scheint germanische, aber auch sonst bezeugte Sitte zu sein. Die Paquaner beispielsweise stecken einen Kieselstein bei der Geburt des Sohnes in den Baum, der hineinwachsen und so sympathetisch das Leben des Kindes mit dem des Baumes verketten wird.

Diese Verauswärtigung der magischen Urheberkraft des Einzelnen oder einer Sippe, eines Klans, kann sich auch auf lebende Wesen erstrecken. Geschieht es auf Menschen, so kann es im guten Sinn magische Erhöhung, etwa Heilungswirkung bei seelischer und physiologischer Störung sein; geschieht es im schlechten Sinn, so wird es Bannen, Verzaubern, Verhexen, wie wir es in den Märchen haben. Hier wird, sagt Jung, tatsächlich ein Seelenteil nach außen projiziert und lebt eine andere Wirklichkeit; es entsteht eine „unsichtbare Person", sei es als Tier, sei es als „Geisterbildung". Wird ein wesentlicher Seelenteil auf einen Menschen geworfen, so wird dieser Mensch Mana, d. h. er wird ungewöhnlich wirksam, wird Zauberer, Hexe, Werwolf. Solche Projektionen des ganzen Klans machen den Medizinmann besonders begabt für seine magische Tätigkeit und sein traummäßiges oder hellseherisches Erkennen; sie machen die Tiere und Bäume und Steine reden und erzwingen den unbedingten gefolgsmäßigen Gehorsam des davon benommenen Individuums.

Auch die Haare sind ein stark manaträchtiges Teil des Körpers, und das Rasieren oder Haarschneiden nimmt geradezu stellenweise den Charakter sakraler Handlungen an. Die Bewohner von Kambodscha halten es für ein lebensschädigendes Tun, den Kopf eines Mannes zu berühren. Ist die Entzugsgefahr des Mana im Haupthaar besonders groß, so wird das Haar überhaupt nicht geschnitten und gereinigt. Die fränkischen Könige durften es nie schneiden; lange Locken abzuschneiden, wäre Entehrung gewesen und dem Thronver-

zicht gleichgeachtet. Und das ebenso auf den Karolineninseln — also eine weltweit verbreitete Sache.

Eine große kultische Rolle spielt dabei auch der Schädel. Im zentralen Hinterindien lebt der Glaube, daß der Geist des Toten bei seinem Schädel bleibe und eifersüchtig andere Geister verhindere, sich seinem Lebensraum zu nähern. Aus Niederländisch-Indien wird berichtet, daß bei Errichtung eines Kultsteines für einen Toten auf einer Tritonmuschel geblasen wird, um ihn aufzufordern, diesen seinen nunmehrigen Platz einzunehmen. Die Bannung dahin ist aber erst wirksam, wenn ein Menschenkopf ihm dargebracht worden ist. In jungpaläolithischen Gräbern findet man gelegentlich Schädelbecher als Beigaben. Bei Brandbestattungen in der Bronzezeit wurde vielfach der Schädel vom Körper abgetrennt und eigens behandelt. Bei manchen Südseeprimitiven werden eigene Hütten für diesen Schädelkult der Ahnen errichtet. In der Ofnethöhle bei Nördlingen fand man zwei Ansammlungen, die eine mit 27, die andere mit sechs bestimmt angeordneten Menschenschädeln, das Gesicht gegen West gerichtet; und solches eben in Höhlen, die zugleich auch den sonstigen Kulten, dem Jagdzauber und wohl auch dem Schutz der Lebenden in Notzeiten dienten. Auch Leichen- und Schädeleinmauerungen in Hausbauten sind aus der jüngeren Steinzeit, später noch aus Griechenland und Palästina bekannt. Im Märchen vom Machandelbaum sammelt das Schwesterchen die Knochen des von der Stiefmutter ausgekochten Brüderchens, bindet sie zusammen und legt sie unter den Lebensbaum. Auf den Salomonsinseln wird ein Sklave einem Häuptling des anderen Stammes abgekauft, der getötet wird. Der Leichnam kommt für zehn Tage in die Erde, verwest, die herausgezogenen Knochen werden zum Skelett zusammengebunden und in die Festhalle gestellt; der Schädel wird geräuchert und eigens verwahrt. Auf der malaiischen Insel Ceram kann das Dach der Festhalle nicht eingedeckt werden, ehe nicht der Kopf eines Feindes herbeigebracht ist.

Das tellurische oder kosmische Mana, seine Quellen wie seine Wirkungen, sind nicht an jedem Ort vorhanden, es sind Ortsgötter da, und wo diese nicht an-wesen, nicht da-wesen, kommen auch bestimmte magische Ergebnisse nicht zustande, die an anderen geeigneten Orten vorhanden sind. Es ist der Ort, der Himmelsstrich, im weiteren Umkreis eben der astrologische, der ein magisches Feld bestimmter Art ergibt und enthält. Dieses magische Feld ist aufzusuchen, und an solchen Stellen werden Kultstätten, Opferstätten er-

richtet und werden eben dadurch wirksam. Es ist, wie Ziegler sagt, der „Stellenwert" der urhebenden Kraft. Es wird festgestellt, wie und ob an dem Ort die Mächte zugegen sind, es ist die „divinatorische Orientierung". Daher kommt auch die Unterscheidung des eigentlichen heiligen Bezirkes bei den heidnischen Völkern. Das lateinische „templum" heißt wörtlich abgegrenzter, abgeschnittener Bezirk (griech. témenos). Er ist in der heidnischen, besonders römischen Zeit bestimmt durch zwei senkrecht zueinander verlaufende Linien, die eine Ost—West, die andere Nord—Süd. Es ist „magische Topographie", und auf ihr beruht das Bodenrecht.

Hier sei u. a. auf die Forschungen von Schmidt-Selb und Heinsch hingewiesen, die solche Ortungsanlagen ermittelt haben, worin stets bestimmte Winkel, auch Entfernungsmaße zwischen alten Heiligtümern wiederkehren. Es spiegelt sich da eine „seeliche Realität kosmischer Bilderschau". Was im metaphysischen Dasein aus dem Unbewußten herübergenommen und in diesem Sinn erkannt wurde über den Bau und die Zusammenstimmung des äußeren Weltalls, fand vermutlich seinen Niederschlag bildhaft symbolisch in der Anlage der Kultbauten selbst wie in der flächenhaften Verteilung der einzelnen göttergeweihten Heiligtümer. Sie waren die Brennpunkte und Schnittpunkte der kosmischen Kräfte. Im urgermanischen Weltbild war es der um die Weltachse kreisende Götterberg, auf ihm stehend der mit den Wurzeln in die Unterwelt reichende Weltenbaum. Als natürlicher Ausdruck dieses Urbildes zeigen sich alle urtümlichen germanischen Kultzentren, auch solche des völkischen Gemeinschaftslebens, das ja kultisch durchdrungen war, in ganz bestimmter Weise als Gottesberge in der Landschaft geortet. Überallhin, von ihnen ausgehend, liegen alle irgendwie bedeutsamen sakralen oder völkischen Örtlichkeiten nach gleichen Maßeinheiten und Richtungsbeziehungen verstreut. In diesem Sinn wurde von Heinsch die Durchortung der Steinkreis- und Hügelanlagen von Odry in Westpreußen-Polen aufgenommen. Es ergaben sich bestimmte Linien, eindeutig auf die astronomische Nordsüdlinie zu beziehen. Zweifellos sind diese Anlagen, sei es in ihrer Konstruktion im einzelnen, sei es in ihrem nachbarlichen Zusammenhang, astronomisch ausgerichtet. So die Osterholzer Anlagen in Holstein, wie Teudt darlegte. Und nun zeigen auch die bekannten rätselhaften schottischen Stonehenge die gleichen Winkel und Ortungslinien, nur in spiegelbildlicher Reihenfolge. Auch die Menhire in der Bretagne gehören in diese Gruppe georteter ur-

tümlicher Kultanlagen. Man erinnere sich weiter der längst bekannten Tatsache, daß auch die großen ägyptischen Pyramiden mit ihren Maßen und der Richtung ihres Hauptausganges ganz bestimmten astronomischen Verhältnissen zugeteilt sind.

Man streitet darüber, was die Bedeutung der alten, nicht der nachgeahmten Pyramiden sei? Ob nun nicht hier wie dort, bei der ägyptischen Pyramide, derselbe Sinn zugrunde liegt? Nach der einen, allerdings zu rationalistischen Auffassung sind es Blöcke, in denen, massig und daher der äußeren Zerstörung ewig widerstehend, die astronomischen Zahlenerkenntnisse niedergelegt seien. Danach wäre die Pyramide sozusagen vergleichbar dem Pariser Original des Meters. Nach der anderen Auffassung sind es Königsgräber, auch massig und dem Zahn der Zeit widerstehend. Aber wir wissen ja, daß der Totenkult eine ganz schwere, ins tiefste gehende Lebensangelegenheit der magischen Völker ist oder war; ein Königsgrab ist daher durch und durch eine magische Sache, und selbst wenn nachgewiesen wäre, daß die Pyramiden später „nur" noch als Königsgräber dienten, so mußten sie ursprünglich voll mit Mana geladen gewesen sein, und es will mir scheinen, daß die babylonischen Türme mit ihren auf- und abwärts führenden beiden Spiralgängen in dieselbe Kategorie zu zählen sind. Entsprechende Bauten finden sich auch auf der anderen atlantischen Seite in den untergegangenen mittelamerikanischen Kulturen.

Unser Hinweis auf die magische Bedeutung der Pyramide mag aus der Winkelsymbolik der Alten gerechtfertigt werden, auch die prähistorischen Menschen wendeten sie, wie schon dargelegt, wohl auf ihren Töpfen in Ornamenten an, so gut wie die Ägypter auf Schmuck, den sie trugen. Das mag ein Analogon zu den Talismanen und Amuletten sein, die, wie wir wissen, unter bestimmter räumlicher Orientierung, mit bestimmter Winkel- und Flächeneinstellung und bei bestimmten Sternkonstellationen angefertigt wurden, um wirksam zu sein. So könnten vielleicht auch die Flächen und Winkel und Achsen der Pyramide „Amulettwirkung" gehabt haben; aber im großen, etwa wie eine Dynamomaschine überwältigenderen Strom hervorholt als eine Taschenbatterie.

In diesem selben Zusammenhang sind auch die Obelisken zu sehen. Es sind eindeutig geortete mana-trächtige Zeichen, möglicherweise mit unmittelbarer magischer Auswirkung. Man könnte an Fruchtbarkeitszauber für die Gegend denken, wenn es richtig ist, daß sie ein phallisches Bild darstellen. Dem würde nicht widersprechen, daß einige

von ihnen mit goldenen Sonnenscheiben versehen waren. Es wäre auch denkbar, daß die ungeheure Höhe und Zuspitzung eine zwar physikalische, die Umgegend des Tempels entladene elektrische Wirkung hatte, wie vielleicht auch die hohen Stangen vor den ägyptischen Tempeln; oder daß die letzteren auch zur Herabziehung von Luftelektrizität in eine im Tempelinnern befindliche Räumlichkeit mit entsprechenden Isolierungen dienten — wodurch dann in Priesterhand etwa künstliche Blitzwirkung bei Opfern und Orakeln hervorgerufen werden konnte. Diese Erklärung, wenn sie etwas Richtiges enthielte, könnte aber nur dann vollauf gelten, wenn man sich auch hier wieder klar darüber ist, daß selbst solche, für unser Denken rein physikalischen Einrichtungen doch eben dem magisch wissenden Menschen mehr und anderes brachten als nur die mechanische Kraftwirkung einer Leydener Flasche, wie wir sie sehen und erleben.

Das solcherweise geschaffene „orientierte" Bauen, einerlei in welcher Form es geschieht, so können wir zusammenfassend sagen, ist Heimischmachung der freien kosmischen oder tellurischen Götterpotenzen; ist die durch physikalisch-konstruktive Maßnahmen erzielte Heranziehung oder Abweisung magischer Manakräfte — ist eine der Bedingungen magisch möglichen Lebens, wie auch das Opfer, das Wort, das Zeichen, die Zahl. Aber was wir noch hinzuzufügen haben: es ist nicht bloß die Darstellung dieses erlebenden Wissens; sondern die Kultstätten, klein und groß, dienen dem Kult der Toten, der Ahnen, der Götter, der Naturseelenkräfte, der kosmischen Kräfte. Kult ist immer Versuch und Gelingen einer Beeinflussung der Götterpotenzen, bedeutet Magie, bedeutet auf die Naturseele gerichtetes Wirken. Solche Kultanlagen und ihre kosmische Orientierung sind also große magische Behälter und Akkumulatoren. Sie dienten dazu, den magischen Tätigkeitsbezirk zu sichern oder für die Göttergewalten anziehend zu machen und so der Gemeinschaft, der Sippe, dem Volk und Stamm die Kraft der Götter zuzuführen und zu bewahren. Es sind die Tempel und Kultbauten sozusagen ins Allgemeine und Große bezogene „Amulette" der Gesamtheit einer natürlichen Bevölkerung — das heißt: einer Bevölkerung gleichen magischen Bezirkes, gleicher Abhängigkeit und „Abstammung" von derselben Götterpotenz.

So knüpft sich das Mana an alle möglichen Dinge, an lebende wie an Gegenstände, an Quellen und Plätze. Es ist daher nur eine andere Art derselben erkennenden und handelnden magischen Tätigkeit, wenn auch dem Platz selbst, wo gehandelt oder ein Bild errichtet

wird, alle Aufmerksamkeit gewidmet ist, und dieser nicht etwa willkürlich ausgewählt, sondern nach ganz entscheidenden natursichtigen Blicken bestimmt wird. Schon bei den Entleert-Primitiven ist die Anlegung des Festhauses oder der Häuptlingshalle, der „Königsburg", eine hochmagische Angelegenheit, erst recht bei den kultischen Tempelbauten einer magischen Vollkultur; aber nicht etwa aus ästhetischen Gründen, weil sie irgendwo besonders schön und einladend dastünden — so, wie man etwa den Klöstern nachsagt, sie hätten sich immer an die schönsten Plätze gesetzt. Beim magischen Menschen handelt es sich um Ortungen anderer Art, er setzt sich an die „Quellen", und zwar an die magischen Quellen in der Landschaft. Daher die ganz geregelten Anlagen von Hauptkultplätzen und in bestimmten Winkelbeziehungen dazu auch die von Nebenstätten, wie man das mehr und mehr für die Frühzeit auch unseres Volkes erkennt.

Der Mensch lebt im Raum; aber nicht in einem wesenlosen, mit Gegenständen und Materie schlechthin erfüllten oder davon leeren Raum, sondern in einem lebendig-seelenvollen Raum. Es sind lebendige Kräfte da, die selber sozusagen den „Raum" bilden, und es sind innere, seelenhafte Entsprechungen und daher lebendig-magische Beziehungen da. Nichts ist „im Raum", das nicht lebendig-magisch verbunden wäre und sich von innen her gegenseitig fühlte.

„Der Raum als System meßbarer Beziehungen in einem unendlichen Koordinatensystem", sagt O. Hartmann, „ist dem Altertum fremd. Die Eigenart der Orte im Kosmos wird durch das Umfassende, Bergende bzw. das in ihm wesenhaft Wohnende bestimmt. Das System der Orte ist kein abstraktes Neben- und Auseinander metrischer Stellenwerte, sondern eine qualitative Fülle hierarchischer Ordnungen des Umfassenden und Umfaßten." „Die alte Welt ist keine des individuell-liberalen Eigendaseins, sondern eine der unbedingten hierarchischen Führung. In der Stufenfolge des Befehlens und Gehorchens empfängt das Umfaßte die Impulse vom Umfassenden, um es an das seinerseits Umfaßte weiterzugeben. So waltet einigend durch alle Bereiche, mannigfach gegliedert, der eine Wesensimpuls der obersten Sphäre. Wir sind nicht in einer menschlich wachen Werkwelt, sondern in einer Traumwelt wirkender Götteroffenbarungen. Deshalb sind hier Wissenschaft und Technik im modernen Sinn unmöglich."

So werden die Orte am Himmel und mit ihnen die auf der Erde lebendig bezugsvoll. Was ist dem Frühmenschen, sagt Ziegler, der Osten? Bloß die Gegend, worin morgens die Sonnenscheibe an seinem

Horizont erscheint? Nein, es ist das raumerfüllende Etwas, welches dem Osten zugehört. Es verbindet sich mit dem Gedanken an die Elemente als den materiellen Korrespondenzen zu diesen Himmelsgegenden. Geht die Sonne im Osten auf, so besagt dies für die Sonne, daß sie nun eine ganz bestimmte Teilschicht des Raumes durchmißt, mit einer ganz bestimmten Art Weltstoff und einer ganz bestimmten Art Weltkraft geladen. Wie viele derartige Himmelsstriche die Sonne auf ihrer Tages- und Jahresbahn nun auch durchmißt, setzt sie sich in jedem Strich unfehlbar den Einflüssen desselben aus. Die im Norden, der das Wasser und die Nacht bedeutet, ist wahrhaftig eine „andere" Sonne als die im Mittag. Übereinstimmend mit ihren kosmischen Örtern verändert sich auch der heliakische Lebensgrad, ihre Eigenschaften, ihre „Tugenden". Und so dämmert es uns auf, was die Uralten meinten, wenn die Sonne auf ihrer Tierkreiswanderung ins Zeichen des Bären oder Elchs, des Drachens oder der Fische trat. Hier läuft unsere Betrachtung zum Wesen der Astrologie zurück.

# MAGIE, MYTHUS UND CHRISTENTUM

## *Das magische Israel*

In keinem Volkskörper des Altertums wird uns das magische Wesen und Handeln so klar, wie in dem Israels; wir begegnen ihm in einer paradigmatischen Schärfe, und zwar deshalb, weil alles das innerhalb jenes Rassevolkes mit einem echten Monotheismus gepaart ist, der sich wesenhaft von dem urheidnischen „nichtseinsollenden" Eingöttertum unterscheidet, wenn auch nicht in unserem Sinn christlich gewesen ist. Eben durch diese Spiegelung, durch diese Beleuchtung von der ganz anderen Seite her gewinnt deshalb das magische Wesen gerade dort jene volle Klarheit und Durchsichtigkeit, die es bei allen anderen Altertumsvölkern, Etruskern, Babyloniern u. a., wie auch bei den Naturvölkern nicht für uns hat.

Wir finden diese innere Zweiseitigkeit symbolisiert in den Gestalten der beiden Könige David und Salomo. An den mythischen David knüpft sich die mythische, eschatologische Hoffnung auf den Erlöser, den Volksmessias; und als historischer König ist David der dem Ewig-Einen Zugewandte. Diese Reinheit wie diese Hoffnung ist irrigerweise auf den historischen Jesus als Abkömmling des Königs David übertragen worden, schon in den Evangelien; denn man wollte zugleich dem Mythus von Jesus als dem erschienenen Messias so eine realistische Unterlage geben. Der auf David aber folgende Salomo war ersichtlich eine dem magischen Jahwe zugewandte Königserscheinung; er gilt auch sagenhaft als der „Magier". Auch die Geburt des Volksheros in Israel, Moses, weist durchaus die heidnisch-mythischen Züge auf: er wird in der Lade auf dem Wasser schwimmend gefunden. Diese Lade oder Kiste spielt bei der mythischen Geburt der Volksheroen äußerst häufig eine Rolle. So wurde Kypselos, der Urkönig von Korinth, in einer Kiste geborgen, weil ihm zehn Starke nach dem Leben trachteten; Perseus wurde mit seiner Mutter in einem Kasten in das Meer gesetzt, bis man ihn in fernem Land herauszog; der Gott Dionysos, ferner Telephos, der Halbgott; Romulus und Remus, die ersten Sagenkönige von Rom, wurden in einer Backmulde in den Tiber gesetzt, bis die Wölfin sie herauszog und säugte.

Die Geschichte Israels ist nicht nur irgendein Beispiel, sondern ist

das einzige wirkliche Beispiel für die Auseinandersetzung des vorchristlichen Menschen mit den Göttern aus dem bewußten und unbewußten Ringen um den einen wahren Gott als den Allmächtigen, und zugleich der Beweis für die Tatsache, daß selbst in der damals höchsten möglichen Gotteserkenntnis nicht die Selbsterlösung des Menschen beschlossen liegt. Sehen wir die Geschichte dieses Volkstums an, wie furchtbar da beides ineinanderspielt: das reine heilige Licht und die schlimmste Abtrünnigkeit, die Berufung zum Höchsten und wieder der Sturz in den Abfall. Denken wir an den Kampf des Moses, als er auf dem Sinai vor seines Gottes Angesicht stand und das Gesetz empfing; an den Kampf, den er gleichzeitig mit dem abtrünnigen Geist seines eigenen Volkes zu führen hatte, die ihm gesetzten Führer wieder in die niederen Elohimdienste verstrickt fand, bis herab zum Kultus des „Goldenen Kalbes", das mitnichten gemäß der spätzeitlich intellektuellen Betrachtung allegorisch etwa ein Bild des materiellen Geldgierens war, sondern das götzenhafte, mit Mana geladene Idol eines höchst lebendigen Elohimkultes, der da gewiß angenehme Wirkungen in der verzweifelten Lage in der Wüste brachte. Es ist ein dramatisches und ein tragisches Ringen und deshalb wirkliche Geschichte vor dem Auge des Ewigen, im Guten wie im Schlimmen, im Glück wie im Elend. Sehen wir nur hin, wie dieses Volk aufjubelt und gesegnet ist von seinem Gott; und dann wieder, wie es geschlagen und gepeinigt und verlassen ist; wie der Gott vermenschlicht ist, wie er zürnt und liebt, wie er gibt und nimmt, wie er haßt und bereut: alle Höhen und alle Tiefen des Geistes werden durchmessen, bald urbildhaft klar, bald dämonisch düster und verzerrt. Wie dieses Volk seinen Führern folgt und doch wieder von ihnen abfällt und was es seinen eigenen Heroen bereitet — ein tragisches Bild mit den abgründigsten Gegensätzen dicht beisammen.

Es stellt sich ein Mythus im Volk Israel dar, voll lebendigster Wirklichkeit, als schwerer Kampf zwischen den beiden Welten, der dämonisch-heidnisch gebundenen und der erlösenden, zum Ewigen Gott sich wendenden Geisteswelt, ein Kampf, der immerzu gekämpft, aber nicht ausgekämpft wird, nicht beendet wird. So hat das Volk Israel, wenn wir seine Volkspotenz betrachten, zwei Wesensseiten in geschichtlicher Erscheinung und Auswirkung, von denen uns hier nur jene beschäftigt, die vor der geschichtlichen Offenbarung Christi und der Verkündigung des Evangeliums liegt. Wir sprechen ausdrücklich von Israel als jener durch den Erzvater Abraham gegründeten

sakralen Blutsgemeinschaft, die eine eindeutige religiös-geschichtliche Richtung und Wirksamkeit bekam durch jenes Mysterium des „Bundes", den die übergeordnete göttliche Macht — wir sagen ausdrücklich nicht Gott, weil wir diesen Begriff und Wesensinhalt nur christlich nehmen — mit jenem Heros und seinem Samen schloß. Wir enthalten uns jeglichen Hinweises wie jeglichen Urteils über den jenseitig-religiösen Inhalt dieser urgeschichtlichen Volksgründungstatsache und sprechen auch in keiner Weise davon, in welcher Beziehung wir alles dieses uns zum heutigen Christentum stehend denken; wir sprechen auch nicht vom Judentum als abgewandelter nachchristlicher Geistes- und Volkserscheinung, sondern wir suchen lediglich die magische, also heidnische Seite alten Kultwesens darzustellen und, soweit es geht, aus der Tiefenschicht her zu verstehen.

Es ist zunächst ein echt naturhaft heidnisches Volk, sein Körper durchaus magisch gebunden. Jeder der Stämme und die großen Sippen haben ihre ganz bestimmte, magisch gebundene Bedeutung innerhalb des Volkskörpers; die sind Priester, jene Krieger, jene Ackersleute, nicht anders als wir es uns bei der Darstellung der natürlichen magischen Volkskörper schon vergegenwärtigt haben. Aber es ist zugleich auch in einen Monotheismus gebunden, der nichts mit dem ursprünglichen heidnischen Eingötterungen zu tun hat. Von Anfang an aber schwankt dieses Volk, sobald es als solches aufgebaut ist, hin und her zwischen der Erkenntnis des Ewig-Einem und des nicht sein sollenden Einen, welcher im Urheidentum der erste Vielgott war.

Jahwe ist ein Doppeltes. Israel wußte noch Bestimmtes von dem Urstand des Menschen, dem wahrsten Urstand im Paradies. Es kannte den uralten Wahrheitsmythus der paradiesischen Schöpfung, es kannte unzweideutig die vorweltliche Urbildhaftigkeit des Wesens Mensch, es berichtet den Paradiesfall klar und verständlich. Aber nun ist auch dieses Altertumsvolk, wie alle Altertumsvölker, in das Heidentum mit einbezogen, und wenn es sich von ihm loslösen will, so bleibt es ihm doch verbunden. Während aber den übrigen heidnischen Völkern der wahre Zusammenhang des Menschen mit seinem Urstand verdunkelt war und sie den Ewig-Einen nicht mehr kannten, bricht in Israel immer wieder dieses Bewußtsein um ihn durch. Für sie ist Jahwe irgendwie die manifestierte, in ihrem Volkskörper sich manifestierende Hülle des Urewig-Einen, den sie irgendwie „nennen". Aber bei der Unmöglichkeit, ihn, den Unaussprechlichen, zu fassen, kommt nun, da die Volksseele magisch heidnisch veranlagt ist, immer

wieder Jahwe nur wie ein starker, wie der stärkste Elohim unter den anderen niederen Elohimgöttern zum Bewußtsein, aber auch zur magisch-kultischen Behandlung.

Das Wort Elohim ist der Pluralis majestaticus des Wortes El, das Macht und Gewalt und das götterhafte Können bezeichnet; es ist das große Mana. Und wie das Mana, lebt auch dieses El in Dingen und Wesen, Menschen und Orten. Darum ist es der magischen Behandlung zugängig. Es wird an die Gegenstände gebunden, so wenn Moses den Zauberstab als „Stab Gottes" hat, worin der Stab selbst die Anwesenheit der Elohimkraft bedeutet und ist. Elisa schickt den Stab, um einen Toten damit lebendig zu machen, zweifellos ein magischer Toter, der in jenem somnambulen Zustand war, wie wir ihn bei der Erwerbung manischer Götterkraft kennenlernten. In der Wüstenei, außerhalb des von ägyptischen Göttern besetzten Kulturgebietes, spricht Jahwe mit Moses im brennenden Dornbusch, der Dornbusch selbst ist der Elohim Jahwe, der sich da kundgibt. Die Wüste selbst ist der Ort, in dem sich Jahwes Kraft zeigt, und wenn Moses von ihm beauftragt wird, so wird Moses selbst der Elohimkraft teilhaftig, und so tritt er nicht nur seinem Volk, sondern auch dem Pharao entgegen, als durch seine ihm von Jahwe gegebene Manakraft alle die Plagen über Ägypten kommen.

So steckt hier alles voller echt magischen Heidentums, und es ist dies eben die für die damalige Zeit wohl einzig mögliche Äußerungsform jeglicher Religiosität, denn die Zeit war noch nicht erfüllt, wo sich der Ewig-Eine unmittelbar in der Seele des Menschen erschloß. Wie tief da alles in Kultmagie steckt, zeigt ja die Tatsache, worüber man sich in unserer Zeit weltanschaulich so entrüstet: daß die Träger dieses ganzen jahwemäßigen Israelitentums für unsere Begriffe oft von einer grotesken sittlichen Unbefangenheit waren. Aber wir sahen schon: im echten magischen Heidentum gibt es kein Gut und Böse im christlichen Sinn, sondern nur ein Verletzen oder Hüten des Tabu. „Was meinem Volk, meinem Stamm nützt, ist gut, was ihm schadet, ist böse." Die „Sünde" liegt allein im Verletzen des Tabu und in einem Schwächen der Manakraft. Und wenn es in der Kultvorschrift etwa heißt, du sollst das Land nicht fehlerhaft werden lassen, oder wenn das heilige Zelt nur mit bestimmten magischen Reinigungszeremonien betreten, die Bundeslade nur unter ganz bestimmten Bedingungen angerührt werden durfte, d. h. konnte, so ist das eine ganz echte, naturseelenhaft wirkende Kultmagie gewesen. Auch da

waren, wie wir es beim magischen Frühvolk sahen, bestimmte Einzelne oder Sippen allein dazu geeignet, etwa die Leviten, zu denen Moses und Aron gehörten.

Denen wird, wie den echt magisch-heidnischen Königen und Häuptlingen, auch die Einsicht zuteil, wie alles zu schaffen und zu handhaben ist. Im II. Mosesbuch wird geschildert, wie Moses innensichtig das Vorbild zum Zelt mit der Bundeslade und der Kultgeräte empfängt, wie die Geräte selbst kultisch wirksam zu gestalten, also mit dem Mana Jahwes zu verbinden seien; endlich wie das Gewand Arons zu machen sei, mit dem er angetan sein muß, um die Kultgeräte richtig und gefahrlos zu handhaben. Und das alles entspricht nach Jeremias den Vorbildern des völlig heidnischen Orients, der auch das Bild des brennenden Busches hat. Als die einbrechenden Philister die Bundeslade weggeführt hatten, um die Elohimkraft des Jahwe an sich zu ketten, aber damit Schlimmes erfuhren und sie deshalb ungesäumt zurückbrachten, und die Zugtiere des Wagens an einer bestimmten Stelle ausglitten und der Kasten vom Wagen stürzte, griff der Wagenlenker nach ihm, um ihn zu halten; da fiel er auf der Stelle tot um. Es war aber sein Tun, sagt Aram, keine „Sünde", sondern eben ein Ritualfehler. Wir müssen uns auch hier wieder ganz lebendig die heidnisch-magische Wirklichkeit der Frühvölker vorstellen, um zu sehen, welche geradezu unersetzlich wichtigen Aufschlüsse zum Verstehen jenes Menschenzustandes uns das Volk Israel selber bietet, wo wir allein in voller Deutlichkeit und klarem verständlichem Zusammenhang diese magischen Dinge und Handlungen in ihrer vollen Blüte sehen.

Die beim Kult im Mittelpunkt stehende Bundeslade mit dem Zelt, in dem sie stand, ist ein magisches Behältnis und Wirkungszentrum, beladen mit Manakraft gewesen. Selbst wenn es sich als richtig erweisen sollte, daß sie nach Art einer Leydener Flasche außen aus Holz, also Isoliermaterial, innen aus einem Metallbelag bestand, und wenn es weiter richtig sein sollte, daß die Priester die physikalische Kenntnis vom Aufspeichern der einpoligen Luftelektrizität in einem solchen Gefäß hatten, durch das sie somit stärkste physikalische Wirkungen hervorbrachten, wie etwa das Anzünden von Opferfeuern durch einen Blitz, so würde doch diese physikalische Unterlage und Demonstrierung nichts an der Tatsache ändern, daß auch hier die äußere Erscheinung der Träger der magisch-lebendigen Naturkraft war, und daß nur auf diesem Wege eben die Götter-

potenz wirkte, und zwar von der unbewußten Seite des Naturseelenhaften her, und so auch kultisch faßbar war.

In seinem Werk über „Die Wirklichkeit der Hebräer" sagt Goldberg über jenes, die Bundeslade enthaltende, bewegliche Zelt der Israeliten: „Wenn eine auswärtige, aus der vor-weltlichen Sphäre oder der Unendlichkeit stammende Macht in die endliche Wirklichkeit eintreten soll, so muß die . . . Stelle, wo dieser Eintritt vor sich geht, ‚exterritorialisiert' werden. Das ist die Bedeutung des Ohel Moed, des ‚Zeltes zur Herstellung der Abwesenheit'. Das Zelt bedeutet die ‚Exterritorialisation' eines Stückes der endlichen Wirklichkeit." Es ist der Ort, „wo der absolut transzendente Organismus, das biologieerzeugende Prinzip inmitten der endlichen Wirklichkeit zur Wirksamkeit gelangt". Und daran fügt Goldberg die Bemerkung, das Zelt sei ein magisches Laboratorium gewesen und die Stelle, wo Jahwe „seinen Schem hinstellt".

Liegen in dieser Bedeutung nicht geradezu die Wurzeln auch des alten frühesten Pyramidenbaues? Und bedeutete dieser auf dem religiösen Untergrund dem Ägypter im Wesen dasselbe wie das Zelt dem Hebräer? Ist vielleicht, so gesehen, dieses Zelt der Idee nach ein „Abkömmling" des lebendigen magischen Prinzips der Pyramide mit aller ihrer okkulten Wirklichkeit, und eine Vertiefung dessen, was Mose im ägyptischen Priestertum erfahren hatte? Kann die Pyramide nicht, wie das Zelt der Hebräer, jenen anderen Sinn gehabt haben: ein magisches Laboratorium zu sein, das etwa durch seine Orientierung *im Raum, durch seine Ortung und durch sonstige, uns unerschlossene* Einrichtungen ein „biologieerzeugendes Prinzip" in die äußere Wirklichkeit bannen oder es daraus verbannen konnte? Die Zeltform wäre hier nur einer starr geometrischen Form gewichen, weil alles auf festem Boden stehen durfte, während das Zelt beim Volk Israel in der Wüste notwendig transportfähig sein mußte.

In Bachofens „Mutterrecht" heißt es, daß Jon, der Sohn des Apoll, auf Geheiß des Gottes das Delphiervolk zum Schmause in ein Zelt berief, das nach dem pythischen Befehl mauerlos sein, auf gerade ragenden Säulen ruhen und wohlverwahrt sein mußte gegen der Sonne Strahl von Mittag und Untergang her. Und auch im Alexandrien der Ptolemäer erscheint das Zelt in Verbindung mit dionysischen Mysterien.

Der Elohim Jahwe steht nun im Kampf und in der steten Abgrenzung gegen die anderen Naturseelenkräfte, die niederen Elohim, die

nicht gesamter Volksgott sind, sondern nur Ortsgötter oder sonstwie untergeordneter Art. Jahwe erweist seine Elohimnatur, wie Goldberg sagt, der zum erstenmal diese Dinge klar aufgeschlossen hat, immer wieder dadurch, daß er auf dem Rücken und in der Seele dieses seines auserwählten Volkes den Kampf gegen die anderen Elohim auskämpft, dabei aber keineswegs immer der Sieger, noch weniger der Allmächtige bleibt. Der wahre Allmächtige ist ja nicht selber offenbart, sondern im magisch-heidnischen Volk Israel ist irgendein seelisch-geistiges Ahnen um ihn da, aber die religiöse Kraft reicht doch nur dahin, seine Ausstrahlung als göttermäßiges Elohimwesen zu erfassen, das mit ihnen unter deutlich magischen Wirkungen einen Bund geschlossen hat und dem sie durchaus als „Leib ihres Gottes" kultisch verpflichtet sind.

Das furchtbare Gewicht, das durch den Elohim Jahwe auf Israel lag, kann ermessen werden, wenn man bedenkt, daß dieses Volk ja nicht von Natur aus zu ihm gehörte, sondern eben von ihm besessen, mit ihm belastet worden ist und sozusagen gegen seine natürliche Heidnischkeit ihm dienen mußte. Daher der Gang Israels durch die Welt von Anfang an ein großes Leid, das Tragen einer schweren Last auf dem gebeugten Rücken ist. Dies eben ist es, weshalb es auch von Natur aus immer und immer wieder in den Götzendienst zurücksank, immer und immer wieder durch die stärksten Bedrohungen und Strafen Jahwes zurückgerufen werden mußte. Die ganze Aufgabe des Hebräertums besteht nach Goldberg in nichts anderem, als diesem höchsten Gott eine Wohnung auf Erden zu schaffen und seine Anwesenheit magisch-kultisch zu festigen, zu garantieren. Eifersüchtig ist er daher auf die anderen Götter neben sich, die nach dem 1. Gebot Israel nicht haben, nicht anbeten soll; er will sie aus dem Kult verdrängt wissen, um allein in Israel und womöglich zuletzt durch Israel über die anderen Völker zu herrschen. Es ist eine ganz große, erhabene, welterobernde Dämonie in diesem Gott Jahwe.

Ein großer Unterschied aber besteht zwischen Jahwe und seinem Kult gegenüber allem heidnisch-magischen, religiösen Wesen: er erlaubt nicht, daß ein Bild von ihm gemacht werde, und er hat keinen totemistischen Einschlag. Wie sehr dies sich von allem sonstigen echten Heidentum unterscheidet, erhellt aus der Tatsache, daß sofort Tiergötter erscheinen und hergestellt werden, wenn Israel vom Kult des Jahwe abtrünnig wird; da erscheint das Kalb oder der Stier und andere Gestalten. Aber Jahwe kann durch Tiere wirken. Als nach

dem Untergang des Zehnstämmereiches der König von Assyrien Israeliten in Assyrien, dagegen Assyrer in Palästina ansiedelt, schickte Jahwe eine Löwenplage nach Palästina, der zahllose Assyrer zum Opfer fielen. Erst als ein israelitischer Priester kam und die Assyrer das kultische Gesetz des Landes lehrte und sie dem Elohim Jahwe opferten, verschwand die Plage. Jahwe erscheint an bestimmte Orte gebunden. Als Moses noch in Ägypten war und mit Jahwe reden wollte, mußte er aus der Stadt hinaus in das leere Land gehen, denn nur dort konnte er ihn ansprechen und von ihm angesprochen werden.

Typisch ist jene große entscheidende, man möchte fast sagen völkerrechtliche Auseinandersetzung, die zwischen den führenden Priestern der Ägypter und denen der Juden vor ihrem Auszug aus dem Nilland stattfand. Im 2. Buch Mosis ist sie drastisch eindrucksvoll beschrieben, wo Moses und Aron ihren Stock vor Pharao werfen, der Stock verwandelt sich in eine Schlange. Die ägyptischen Magier vermögen dasselbe, aber Mosis Schlange verschlingt die der Ägypter. Lange geht der Kampf der beiden hin und her, bis die Ägypter den magischen Einwirkungen der Juden nicht mehr gewachsen sind. Bezeichnend für die Begabung mit der manischen Kraft ist auch das die Erzählung einleitende Wort, das Jahwe, der „Herr", zu Moses sagt: „Ich habe dich jetzt als einen Gott gesetzt über Pharao." Hier tritt die Verleiblichung der Manakraft von Jahwe in Moses deutlich hervor, und die Wirkung ist auch dementsprechend. An anderer Stelle, als auf dem Sinai der Herr dem Moses die zehn Gebote gegeben hatte, sagt er zu ihm: „Ich sende meinen Engel vor dir her, und mein Name ist in ihm." So wird die Manakraft Jahwes an Moses gebunden, aber ersichtlich bleibt der Gott über dem Träger, der nur in seiner Kraft, in seinem „Namen" handeln kann.

Damals in Ägypten mußte also um seines auserwählten Volkes willen Jahwe mit den Elohim der Ägypter zauberisch kämpfen; und er gewinnt keineswegs den Sieg schon bald, ja eigentlich überhaupt nicht, denn er wird nur gerettet, indem er selbst Israel aus dem Lande weg, zunächst in die Wüste führt. So ist die älteste Erscheinungsstelle Jahwes der Sinai selbst, und erst, als die Israeliten im Gelobten Land angekommen und seßhaft geworden, es also kultisch zubereitet hatten, manifestiert sich Jahwe dort bei ihnen in ununterbrochenem Zusammenhang; es kommt nur auf das Volk selbst an, ob er es in der ihm zusagenden Weise kann oder nicht.

Dieses Vermögen überträgt sich dann eben auf die Priester, die

geborenen und eigens begabten religiösen Führer. So schildert das I. Buch der Könige einen Wettzauber am Karmel mit den Baalspriestern des dort ortsständigen Baal, den Jahwe zu verdrängen sucht durch seinen Priester Elia. Die Baalspriester mit allen ihren Praktiken, wozu auch das Verwunden ihres Körpers und das Blutfließen gehört, bleiben erfolglos, Elias Opferruf hat Erfolg. Die Baalspriester müssen eben wegen der Überwältigung ihres Mana nun auch ihr Leben lassen. Es handelt sich um die Beseitigung einer Dürre, die magisch nicht zu bewältigen war, aber nach dem Gelingen dieser Baalsüberwältigung hat Elia offenbar nun die Manakraft von Jahwe gewonnen. So geht er nun auf des Karmels Spitze, bückt sich zur Erde, senkt sein Haupt zwischen die Knie. In dieser beschwörenden Stellung verharrt er so lange, bis siebenmal sein Mithelfer Ausschau gehalten hat; endlich beim siebentenmal erscheinen die Wolken, das Wetter bricht los, die Dürre war behoben. So „kam die Hand des Herrn über ihn", heißt es zum Schluß.

Wie wir schon sagten, ist also gerade Israel von paradigmatischer Bedeutung für die Erforschung eines echten magischen Heidentums, und hier soeben sahen wir, wie auch die ganze Bindung der Götter an das Land, an die Ortung im weitesten Sinn vorhanden ist, nur mit der Ausnahme, daß Jahwe mitwandern kann in die Fremde. Auch die Art, wie zum erstenmal Jahwe sein Auge auf das Volk Israel warf, um es zum Träger seines Mana zu machen, ist durchaus allem dem entsprechend, was wir in den früheren Abschnitten über das Wesen solcher Dinge schon erfahren haben. Denn es wird berichtet, daß hier tiefste Wahrträume auftauchten, Visionen des Urahnen des Volkes. Da erging der Auftrag, und dieser Auftrag wurde eben als die größte und furchtbarste Wirklichkeit erkannt. Wie wirklich sie war, zeigt das Leben und Wesen Israels durch alle Zeiten; denn selbst dort, wo es in modernsten Zeiten „entwurzelt" zu sein scheint, bezieht sich diese Entwurzelung doch nur auf den Wachintellekt der Vielen, der Zerstreuten; aber die innere Bindung ist noch da an das Erbe der Väter.

Jahwe aber war nicht selbst der das Volk zeugende Gott, seine Götterpotenz verkörperte sich nicht, wie bei den anderen heidnischen Völkern, in den Urvätern Israels, sondern das Volk Israel bestand schon zuvor, war Körper ganz anderer Götterpotenzen, von denen eben es dauernd loszulösen der Sinn und das Begehren Jahwes gerade war. Daher die furchtbare Last des inneren Zwiespaltes, den dieses

Volk zu tragen hatte. Es war also nicht eine Verkörperung Jahwes, sondern Jahwe mußte mit ihm einen „Bund" schließen, das Alte mußte abgeschnitten werden, die Begründung des Bundes war eine magisch-kultische Aktion ersten Ranges, wie vielleicht nirgends sonstwo je im Heidentum. Erst mit diesem Bund strömte das Mana Jahwes ein, und dieses erhält von da an der Israelit durch eine kultische Handlung, vergleichsweise wie eine Totemkraft, durch das magische Symbol der Beschneidung — eine Handlung, an die vermutlich die Erwerbung des Mana besonders geknüpft war, denn gelegentlich findet man sie auch bei anderen semitischen Völkern des Altertums.

Dies alles nun ist, wie wir sehen, heidnisch durch und durch, aber doch irgendwie auf einer anderen Ebene, mit einem anderen Hintergrund als bei den übrigen heidnischen Völkern. Darum ist Israel wirklich ein besonderes Volk gewesen, und konnte das mit voller Erkenntnis des religiösen Zusammenhanges auch von sich selber sagen. Und so steht eben hinter diesem Jahwe verhüllt zugleich jene Ausstrahlung einer Wesenspotenz, die uns unmittelbarer, als es je mythische Völker vor Christus hatten, immerzu den Ewig-Einen, den Gott-Vater durchfühlen läßt — und aus alledem müssen wir das „Alte Testament" auch im Zusammenhang mit unserem Stoff verstehen. Es ist immer wieder der Durchbruch des Wissens um den Ur-Einen, der nicht nur magische Tabugesetze gibt, sondern ein wahres Sittengesetz; also auch darin die höhere Ebene gegenüber dem bloßen Naturheidentum. Diese Schau auf den Ur-Einen, den Erlöser, wird ja so deutlich und überwältigend bei den großen Propheten oder im Buch Hiob und den Psalmen, die dann von einer Höhe und Herrlichkeit sind, daß sie zum Bestand auch des christlichen Glaubens durch die Jahrhunderte gehören.

So heidnisch also auch für uns dieser israelitische Kult Gott gegenüber erscheint und so sehr wir es als Christen verwerfen, wenn er uns Vorbild, magisches Vorbild irgendwie sein sollte, so ist er doch etwas Einzigartiges, denn er ahnt das, was später in Jesus Christus Erfüllung wurde, was dieser offenbarte. Aber es war sozusagen nur Vorbereitung, nur Prophetie auf den offenbarten Gott. Jahwe ist Elohim, sofern er kultisch begründete Manifestationen hat; als überweltliche Gottausstrahlung bleibt auch er unsichtbar und will kein Bildnis noch irgendein Gleichnis über sich. Das eben sollte auch für den Christen gelten.

Sehr gut kann man diese zweierlei Wesensart Jahwes verstehen, wenn man sich an die Gestalt des Bileam im 4. Buch Mosis erinnert. Die ganze Zwiespältigkeit, die sich aus den erörterten Beziehungen ergeben mußte, wird an dieser Gestalt sichtbar. Er ist so von Jahwes Allmacht überwältigt, und was er tut, kann er nur in dessen „Namen", aus dessen manahoher Elohimkraft tun. Aber eben damit treibt er auch heidnische Zauberkunst, und tut dies nicht nur für sich, sondern wie der berufene „Könner" auch für die Seinen. Jahwe tritt ihm solcherweise völlig widerspruchsvoll gegenüber, indem er ihm flucht, dann ihn aber wieder segnet, je nachdem er auf der einen Ebene oder auf der anderen ihm begegnet.

Den inneren Gegensatz, die fürchterliche Spannung, die so nicht nur auf den hervorragenden Einzelnen, sondern mit ihnen selbst auf dem Volksganzen lag, kann man sich vergegenwärtigen, wenn man die vielberufene Geschichte der Opferung Isaaks recht versteht. Als Elohim gebietet Jahwe dem Abraham die Opferung Isaaks. Er bedarf des Königsopfers, denn Abrahams Stamm war der Träger des Mana Jahwes in hervorragendster Weise. Hier sollte kultisch gehandelt werden, und was es da mit der vermeintlichen Scheußlichkeit dieses erzbösen Jahwebefehls in einem magischen Volkskörper in Wirklichkeit auf sich hat, haben wir im Abschnitt über das Wesen der heidnischen Opfer gesehen. So wäre also hier nichts anderes als echt heidnischer Gottesdienst und Volksdienst, wie ihn auch unsere Vorväter hatten. Nun aber kommt die Umstellung: dem willigen Abraham offenbart sich der gütige Ur-Eine, der nichts von Heidenopfer wissen will. Da wird das Elohimhafte zur Seite gedrängt, das durch die magische Volksbindung Abrahams zuerst allein wirksam war — und das Heidnische ist überwunden. Abraham eben war, sich selbst in der Seele opfernd, fromm, und fügte sich dem höheren Willen, der über ihm und seinem Volke lag. Er hatte von innen her den elohimhaften Auftrag im Traum, wollte ihm folgen — und so konnte der wahre Ur-Eine nun ihm, dessen Herz offen und bereit lag, sich selbst unmittelbar zu erkennen geben und durch die Sendung des Engels das zuvor unvermeidliche Elohimgebot von ihm nehmen. Daher das sinnvolle Wort des Apostels Paulus darüber: „Abraham hat Gott geglaubt, und das ist ihm das Rechte geworden."

In dieser durchaus noch unerlösten, gelegentlich durchklärten heidnisch-überheidnischen Form lebte Israel dem bildlosen, dem idol-

freien Ur-Einen, aber es kannte ihn noch keineswegs in seinem Herzen, in seiner Seele als den Vater, den Christus geoffenbart. Es ist Mißbrauch, sagt ein Forscher, den Gott des Christen als Jahwe zu bezeichnen — dieser Name kommt in den Evangelien nicht vor; der Gott der Christen heißt „Vater".

Aus jener von ihm gelebten und doch nicht klar bewußten Verbundenheit mit dem Ewig-Einen gegenüber allem sonstigen Heidentum erhielt das Altertumsvolk Israel nun die Offenbarungen über Gottes Wirken, über den Erlösungsgedanken und die kommende Erlösungstat, wenn er den senden würde, in dem er sich selbst offenbaren wollte: den Messias. Es gab daher in Israel ein Prophetentum, das in seinen reinsten und höchsten Gestalten eben auf den kommenden Messias weist. In allen Abschattierungen ist es da, von einem Jesaias mit dem befreiten Blick bis herunter zu den kleinen Propheten, die nur Kultmagier sind; weil eben die Seele des Volkes selbst alle Stufen in sich trug und lebte. Aber Israel hoffte falsch: es erhoffte den Messias nur seines eigenen Volkstums und dachte, mit ihm, als dem kommenden König, auch im äußeren Glanz der Welt über diese zu herrschen. Sie erwarteten auch hier, echt heidnisch, ihren und nur ihren Volksgott. Als in Wirklichkeit nicht der thronende Herzog kam, sondern der elende, der arme, der zerschlagene Gottmensch, der am Kreuze starb, und den das „Gesetz" selber verwarf — da war es, wie es in der Schrift heißt, „dem Juden ein Ärgernis und dem Griechen eine Torheit".

Eben dieses Ärgernis und diese Torheit ist der Inhalt des Evangeliums in seiner unmittelbaren Wirklichkeit.

### *Entartete Spätmagie*

Für die gesamte Jetztwelt mit Einschluß der Naturvölker und Primitiven ist das innere Gesicht und der originale Verkehr mit den magischen Gewalten, der Naturseele fast erloschen. Wenn wir uns der Natur hingeben, so ist es, abgesehen vom Ästhetischen, ein intellektuelles Eindringen, und vergeistigt wird es zur Naturphilosophie. Beim Primitiven unserer Zeit aber, soweit solche überhaupt noch existieren und frei leben, ist alles in Zauberwesen und Medizinmännertum erstarrt, und wo Kulte noch geübt werden, sind es

Ekstasen oder Gewohnheitsdinge, die keinen selbständigen inneren Wert, keine oder nur schwache Wirkungen für deren Leben noch haben, vielleicht sogar nur solche psychologischer Art, wobei sogar das Dämonenbeschwören zum bloßen Rausch werden kann und auch mit Rauschgiften erzielt wird. Der magische Verfall bei geringem magischem Einfluß aber in unserer Kultursphäre äußert sich in Neurosen, und wo noch natürliche Reste da sind, handelt es sich um Somnambulie, Telepathie, Medientum und Spuk. Es ist Zeitsignatur über die ganze Erde hin, daß jegliches Menschentum nicht mehr in dem unmittelbar seelenhaften Verhältnis zur Natur steht, auch die vielgepriesenen Inder nicht, selbst wenn sie so realistische Künste ausüben können, wie sie das Fakirwesen oft noch so überraschend zeigt und die wohl größtenteils auf Suggestion der Zuschauer beruhen.

Wir alle sehen keine lebendigen Götter mehr, wir können ihnen auch nicht mehr kultisch begegnen, ihnen nicht mehr opfern, selbst wenn wir es wollten. Und wenn jemand in unseren Zeiten verkündet, er sei Heide, so ist das intellektuelle Überspitzung oder romantisches Schwärmen. Dagegen ist uns Sinn und Geist geöffnet für jenes übernaturhafte, innere, erlösende Schauen auf Gott, das den Wahrheitskern des Evangeliums ausmacht. Wir können, sofern wir nur unmittelbar wollen, zugleich uns selbst und unser Eigensein lassen, und haben Verständnis für das Wort Christi: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten"; andererseits haben wir, sofern wir in einer dem Evangelium gemäßen Weise „Christ" sind, ein unmittelbares Verstehen für das persönliche Verhältnis zu Gottes Du, ein Gott-Kindesverhältnis. Wo beides nicht lebt, da bleibt nur die intellektuelle materialistische oder eine pantheistische Weltauffassung übrig; aber Heidentum und wahre Magie ist in keinem Fall mehr wirklich lebendig da. Wir können mit den Naturseelenkräften nicht mehr so sprechen, wie wir mit Gott, dem Vater und Schöpfer tatsächlich sprechen können. Keiner kann es, auch der mittelalterliche Magier konnte es nicht, das alte echte magische Heidentum ist tot.

Seit das Christusereignis in diese Zeitlichkeit, in diese Welt hereinbrach, ist das geistige und das naturmagische Heidentum von innen her gebrochen. Es ist gebrochen die naturhafte Dämonie in der Naturseele des Menschen, denn die ewige Seele ist aufgetan, ist aufgewacht aus ihrem Schlaf, aus der Umhüllung, unter der sie lag seit dem Ver-

lassen des Paradieses. In den Evangelien lebt der Mythus, daß Christus nach seinem Tod vor der Auferstehung drei Tage hinab zur Hölle gefahren sei. Das bedeutet, daß sein Überzeitliches, das überzeitliche Gottessohnwesen die Dämonie in ihrer metaphysischen Sphäre gebrochen habe. Es wird weiter in den Evangelien erzählt, daß Jesus Christus im Leben hier Dämonen ausgetrieben habe; ja es ist geradezu geschildert, daß die Dämonen geschrien haben: „Du bist Christus." Was aber ist dieses lebensvolle Bild anderes, man mag es nun als Gleichnis oder, wie ich es meine, als seelische Realität gegenwartsvoll nehmen — was ist es anderes als die Enthüllung der Tatsache, daß hier „der Starke" dem Reich des seelischen Naturdämonentums von innen her mit seinem höheren „Mana" Herr wurde? Es sind hier wieder die inneren, die metaphysischen Vorgänge Sinn und Inhalt der äußeren Geschichte geworden. Ehe Christus in Jesus von Nazareth offenbart wurde als der die Erlösung verkündende Gott-Mensch, gab es wesensmäßig und erkenntnismäßig nur echtes Heidentum, und nichts von Christuswesen darin, selbst wenn es in manchen mythisch-religiösen, urheidnischen Bildern und Gesichten so scheint. Seit aber Christus offenbart ist und mit ihm die kommende Erlösung, gibt es umgekehrt kein wahres Heidentum mehr, weder geistiges noch naturmagisches. Die Brunnen alles Menschenwesens sind, wo und wie sie auch laufen, von innen her mit etwas durchtränkt, was nicht mehr der Geist des alten Heidenwesens ist, ob es die Menschen wissen oder nicht. Deshalb leben auch die entferntesten Wilden, selbst wenn sie nie bewußt ein Wort der Verkündigung erfuhren, doch mit in der „unsichtbaren Gemeinde". Denn Christi Wesen rinnt durch alle Seelen.

Mit dem Heraustreten der metaphysischen, überzeitlichen Christustatsache ist eben durch diesen inneren Aufbruch vom Jenseits her das Wesen des Heidentums gebrochen. Aber wie in einem Dampfkessel nach dem Erlöschen des Feuers durch die noch gebundene Hitze eine niedere Dampfspannung sich erhalten läßt, wenn der Kessel gut isoliert ist, und wie diese Dampfspannung immerhin noch einige Zeit zum Bewegen des Schwungrades ausreicht, so finden wir in der heutigen Welt bei Primitiven und Nichtprimitiven noch schwaches, abebbendes Magiertum in Tätigkeit und Wirksamkeit. Bei dem afrikanischen Gebirgsstamm der Elgoinyi sah Jung die Zeremonie der Sonnenbegrüßung am Morgen: die Wilden blasen und spucken in die

Hände und halten diese dann der aufgehenden Sonne hin. Nach längerem Beisammensein mit diesem Stamm, nachdem sich Forscher und Wilde gut kannten und keine Zurückhaltung von seiten dieser mehr bestand, antworteten sie ihm schließlich auf seine Frage, was diese Zeremonie bedeute und erziele, nur dies: „Man hat das immer so gemacht." Sie wissen also längst nicht mehr um die Wirklichkeit ihres magischen Tuns, was doch einst natürlicher Vollbesitz des Menschenwesens war.

Auch die Königs- und Häuptlingswürde ist so gegenüber dem mythischen und hochmagischen Königs- und Häuptlingstum, wie wir es früher darzustellen versuchten, völlig verblaßt und kraftlos geworden. Bei den Australiern herrscht nach Frazer ein Altmännerkollegium, eine Gerontokratie ist vorhanden, wohl nicht, weil diese Alten besondere Manakraft besäßen, wie einst die wahren magischen „Kunige", sondern weil sie im rein äußerlichen Sinn wohl die Erfahrensten sind. In Afrika sind die Häuptlinge zuweilen nur noch Wettermacher und Fruchtbarkeitszauberer.

So steht es mit der Magie in den letzten zwei Jahrtausenden, seit die christliche Tatsache sich im Geist der Welt offenbart hat. Wenn man meint, die christliche Verkündigung etwa bei unseren nordischen Vorfahren habe den Götterkult zerstört: es wäre nimmer möglich gewesen, wenn nicht jene ehemaligen Wirklichkeiten von innen her schon erlahmt und entleert gewesen wären, so daß nur noch ein kultisches Formwesen übrig war, der denen selbst nichts mehr sagte und brachte, die es von den Vätern her überkommen hatten. Alles ist mehr und mehr ein verzweifelter Abglanz des Magisch-Mythischen von ehemals geworden. Das wahre naturnahe Heidentum liegt in der vorchristlichen Vergangenheit begraben.

Magie beruht auf der im Unbewußten geschöpften Erkenntnis der naturseelenhaften Zusammenhänge des Daseins; sie beruht auf einer dem Frühmenschen noch angeborenen, nach und nach mehr erloschenen Fähigkeit, in das Unbewußte einzudringen und von dort Mittel herüberzubringen, diese naturseelenhaften Zusammenhänge zu beeinflussen. Je mehr der Intellekt in dem Entwicklungsgang der Menschheit wuchs, um so mehr nahm die alte Natursichtigkeit und magische Kraft ab; in unseren Zeiten ist jener so stark geworden, daß selbst bescheidene magische Fähigkeiten durchaus zu den Seltenheiten gehören. Sie sind daher begreiflicherweise bei den Primitiven unserer

Jahrhunderte noch am meisten sichtbar, bei den Kulturvölkern am wenigsten. Alles, was wir von Magie und magischem Handeln in noch verhältnismäßig naturnaher Form aus unseren Zeiten wissen, haben wir vom Studium an den Primitiven noch gerettet. Dagegen sehen wir im vorchristlichen Altertum noch bei Völkern wie Ägyptern und Israeliten ein magisches Können von erstaunlicher Stärke, aber doch schon stark vom Intellekt beherrscht.

Wenn nun das magische Wirken nicht mehr naturhaft unmittelbar geschieht, sondern intellektuell bestimmt ist, so entspricht es nicht mehr dem eigentlichen Lebens- und Seelenzustand ehemaliger naturnaher Völker oder Einzelner; es ist sozusagen nicht mehr natürlich gewachsener Lebensstil — und infolgedessen wird es Verrenkung und Verzerrung, vor allem an der Seele selbst, an der Persönlichkeit. Der wache Geist erblickt daher auch nicht mehr reine naturhafte Göttergewalten und Urheberkräfte; er erblickt auch nicht mehr nur die natürlichen Dämonen in einem gesunden Sinn nach Art der Pane und Faune, der Nixen und Nymphen und Feen — sondern ihm erscheint das Zerrbild des reinen Geistes: der Teufel. Die Figur, besser die Idee des Teufels im Christentum, ist daher ein vollgültiger mythischer Ausdruck für eben jenen Naturseelenzustand, der in magischer Hinsicht nicht mehr voll vorhanden, aber nun durch allerlei Praktiken des bewußten Intellektes dennoch irgendwie gewaltsam herbeigezogen, herbeigezerrt und künstlich gesteigert wird. Dies ist jedoch nur möglich auf dem Weg der Dreingabe des eigenen gesunden, naturfrommen Seelenzustandes. Daher sinngemäß jenes Teufelswesen vom beschwörenden mittelalterlichen Magier das „Blut" zur Unterschrift und die Seele im Tode fordert; wenn aber, wie es fast durchweg sich ergibt, der Teufel dennoch um die Seele zuletzt betrogen und geprellt ist, so eben deshalb, weil jene nichtseinsollende geistige Wesenheit auf die ewige Seele nicht mehr nur auf die Naturseele im Menschen reflektiert, aber doch eben nur die Naturseele der Magie zum Opfer fallen kann.

Karutz sieht in seiner „Moralischen Völkerkunde" überhaupt alles Eingetretensein in die magische Seelenverfassung als ein Herabgekommensein des Menschengeistes an. Der Urzustand sei die reine Geisteserkenntnis gewesen: das Wissen um das große Tao, die „zweitlose Einheit", die innere Harmonie des Kosmos, der Schöpfung und das dementsprechende religiöse Verhalten oder Fordern. Von dieser Urreligion aber trennt sich die Magie ab, wenn jenes hellsichtige

Geistschauen aufhört. Zuletzt wird Magie Schwindel und Verbrechen. Dem ursprünglichen Menschen war nicht die Furcht des Unwissenden eigen, sondern die Ehrfurcht, die der Wissende hegt. Die Furcht des Primitiven vor der Hexerei, d. h. vor den moralisch entarteten Abkömmlingen einstiger Geisteswissenschaft, ist nicht etwa die Ur-Furcht, die eine Quelle der Religion sein könnte, sondern sie ist die Furcht vor dem hinuntergesunkenen, in das nur noch Physische und Unmoralische gedrängten geistigen Wissens.

Das moderne Magier- und Symboltum der Naturvölker, sagt Karutz, ist herabgekommen, degenerativ. Das scheint schon darin sich auszusprechen, daß sich die Bildersprache wesentlich um das Sexuelle herum bewegt, was immer in dieser Ausschließlichkeit das Zeichen des Verfalls ist, auch bei Kulturvölkern. Denn bei den gesunden Menschengemeinschaften ist der Eros nicht „sexuell", und er erstreckt sich auf alle Daseinsbeziehungen mit gleicher Glut und Heftigkeit. Den frühen Menschen aber tue man unrecht, wenn man ihr Leben auf Erotik stellt in dem Sinne, daß etwa das Zittern beim Tanze als sexuelle Erregung zu deuten sei. Vielmehr sei umgekehrt das Religiöse jetzt in das Sexuelle entartet, die erotische Bildersprache sei die entartete Bildersprache vergangener Mysterienzeiten. Die Kulte der Naturvölker seien Degenerationen von Mysterien der persisch-chaldäisch-ägyptischen Bewußtseinsschicht. So sei es ein verkehrter Weg, bei solchen Betrachtungen vom Physisch-Sexuellen auszugehen, um von da auf das Geistig-Kultische zu gelangen, das nun wie eine bloße Steigerung jenes erscheine. Das aber sei materialistische Denkweise, die keine primär erlebte geistige Wirklichkeit kenne. Daher sei bei der Erforschung der natürlichen Völker und ihrer Symbolsprache von der geistigen Urwirklichkeit auszugehen. Die Entwicklung geht vom Unbewußten des Seelenlebens zur Bewußtheit, vom lebendigen Geist zum toten Ungeist, von der Kultur zur Zivilisation, vom Kultischen zum Profanen, von der Sprache realer Geistbilder zur Sprache sozialer oder sexueller Metaphern. Wenn also in der Bildersprache der Naturvölker in vielfachen Metaphern von Linie und Kreis die beiden Formen der Genitalorgane wiederkehren, so ist zwar degenerativ, aber nicht ursprungshaft dies ein sexuelles Denken. Die ursprünglich hohen Mysterien nahmen degenerativ ein Ende, und nun ging aus dem bewußten Erleben des Wirklichkeitszustandes der Weg zu solcher metaphorischen Weisheit, und eben dies sei der Zustand der heutigen oder letzthin noch vorhanden gewesenen Natur-

völker. Alles sichtbare Sein sei ein Hinüberschreiten von dünneren ‚Aggregatzuständen' zu dichteren, ein Verhärtungsprozeß, eine Sklerosierung. Im Wahrnehmungsvorgang bedeute das ein Hinüberschreiten vom übersinnlichen Hellsehen zum sinnlichen physischen Sehen. Im Anfang sah der Mensch daher unmittelbar übersinnliche Dinge, geistige Wesen und Kräfte der Umwelt, geistige Vorgänge in den Leibesorganen und dergleichen, seine Bildersprache war nichts anderes als eine Beschreibung solcher realen Bilder. Dann ließ die Fähigkeit allmählich nach und man versuchte, sie künstlich zu erhalten. Das geschah in den Mysterien. Wenn bei den Naturvölkern noch ein inneres Einheitserleben vorhanden wäre, so müßte ihre Bildersprache ein Übersinnliches aussprechen; so aber sei sie nur ein Aussprechen des Sinnlichen. Das Sinnliche ist aber nicht das Naturseelenvolle und echt Magische, es ist nur dessen leeres Kleid.

Wie aber sind diese Entartungen des Magisch-Religiösen nun zu deuten? Wir müssen zweierlei auseinanderhalten: den steten metaphysischen Abstieg aus dem gottnahen Zustand, der sich als Auswirkung des Paradiessturzes zeigt; dieser führte, wie wir sahen, zum heidnischen Wesen schlechthin; es ist der innere Weltprozeß überhaupt. Und dagegen jenes volks- und rassemäßige Entarten, das etwa durch den Manaverlust des geschichtlich gegebenen, zentralen Volksgottes, in Zusammenhang damit auch durch ungeeignete Blutsvermischung in Völkerkörpern zustande kommt, und das dann diese Völker oder Rassen aus ihrem ursprünglichen naturfrommen Seelenzustand vertreibt. Dieses wollen wir im folgenden zunächst noch betrachten. Dann eben kommt es zu dem nackten Fetischismus, wie Schickedanz sagt, es kommt zum Kult des Geschlechtstriebes, der Phallus wird Symbol, aber es kommt auf der anderen Seite auch zur Askese und Peinigung, es kommt zum bloßen Dämonenbeschwören, zum Dämonenzauber, zum gemeinen Zauber des Intellektuellen oder noch schlimmer: des Unzureichend-Intellektuellen. Aber damit führt sich der Mensch selbst in allerschwerster Weise den dunklen Mächten zu.

So sehen wir noch, um nicht ganz Schlimmes und Grauenhaftes zu erzählen, genügend in die wüste, dämonengepeitschte, wahnvolle Dunkelheit des herabgekommenen Heidentumes etwa beim Schamanentum Asiens hinein, wo sie sich in der Ekstase peitschen, und wo doch mit allen solchen Praktiken einfach nichts mehr erzielt wird. Und mit Recht sagt ein Missionar, der solchem niedrigsten Zauberwesen

bei seiner Tätigkeit begegnete: Die Zauberei wurzelt in uralten Menschheitskräften, doch sie ist, gemessen am Ehemaligen, jämmerlich entartet. Die Zauberer der Naturvölker sind arme kleine Nachkömmlinge, welche Spuren jener uralten Macht nur noch klein und verdorben besitzen; und sie ist vielfach sogar bis zum Betrug herabgesunken. Auf diese Ebene gehört auch der gemeine Fetischismus. Im Kongoland wird eine riesige Zwiebel mit großen Vogelfedern auf einen Stock in den Pflanzungen gesteckt; wer dann aus dem Feld stiehlt, dem schwellen die Glieder. Aus was die manatragenden Dinge da noch bestehen, ist gleichgültig, denn bei den zentralafrikanischen Fetischen werden zum Wetterzauber die Figuren aus Fellstücken, Muscheln und Konservenbüchsen zusammengebaut.

Die Totenfurcht besteht natürlicherweise in diesem Spätzustand besonders dem getöteten Feind gegenüber. Grausame Opferungen desselben mögen dahin gehören, wie wir sie aus dem spätgermanischen Kultus noch kennen. Und wenn wir gefühlsmäßig den Kannibalismus als das ärgste heidnische Herabgekommensein ansehen, so kann er dem Sinn nach begriffen werden einerseits als Aneignen der Manakräfte des Getöteten, aber noch mehr als angstvoller Abwehrzauber gegen die schädigende Wirkung des noch lebenden feindlichen Toten.

Einen für unser Empfinden ganz grauenvollen Tiefstand des verängstigten Totenkultes zeigt sich bei Zentralaustraliern, welche die Leichen ihrer Angehörigen in die Bäume hängen, sie dort anfaulen und beregnen lassen, um dann den herabträufelnden Saft zu trinken. Das scheint schon ein letzter, fast tierhaft gewordener Fall von Totenbannung, vielleicht sogar von Totenvernichtung zu sein. Wie groß muß das Entsetzen vor den Toten oder das verzweifelte Ansichziehen ihrer Kräfte sein, wenn jegliches andere Mittel offenbar versagt und dieses greulichste doch immer noch weniger entsetzlich befunden wird, als das Kommen der Toten selbst. Auch das Leichenverzehren, nicht bloß das kannibalische Töten und das Verzehren des frischen Menschenfleisches, mag als solch ganz entarteter Brauch noch hierher zu zählen sein. Auch dieses Beispiel mag noch ein weiteres Belegstück für unsere eingangs vorgetragene Lehre sein, daß Menschentypen, wie der heutige Australneger, eine seelisch, aber ersichtlich auch körperlich nach der tierhafteren Seite hin abspezialisierte Menschenform sind.

Wenn man in solchem entleerten Menschentum einen letzten dürren, verkrusteten Zweig nackt und kahl an dem einst üppig strotzenden,

lichtvolleren, magischen Lebensbaum stehen sieht, und diese Kahlheit ohne die einst saftige Rinde nur noch den innersten dünnen Stengel des ganzen magischen Zaubers so eindeutig minderwertig geworden zeigt, so kann es uns doch zugleich auch einen Wink geben für das grundsätzliche Verstehen des magischen Opfers, des Kasteiens, des Selbstquälens. Denn alles, was der heidnische Mensch tut, mußte er tun, auch wo es licht und hoch und lebensfrisch war, um überhaupt dem entsetzlichen Daseinszwang durch die Götter und die Dämonen zu entgehen. Das Heidentum, das Menschentum nach dem Paradiesfall zuerst im goldenen Naturzeitalter lebend, dann absinkend in das silberne, eherne und eiserne, ist immer tiefer sinkendes Ausleben des Daseins, das an den Nichtseinsollenden gekettet ist, an die Dämonie. So furchtbar enthüllt sich der Fall, wie der dürre Ast am Lebensbaum des Primitiven.

Zur Erklärung der herabgekommenen Magie genügt es, mit einem Wort zu sagen: es fehle der große Traum. So wie jene Afrikaner sagten, noch der Vater habe ihn gehabt, jetzt sei er erloschen, so ist es in Wirklichkeit. Sahen wir doch, daß der Wahrtraum, das naturverbundene Hellgesicht, eben die eigentliche und einzige Grundlage für alles naturmythische und somit auch magisch-kultische Wissen und Können war. So fehlt der eigentliche Quell, es rinnt nur noch spärlich Wasser heraus, das allenfalls mit ein paar Tropfen gelegentlich den brennenden Durst nicht löschen, sondern erst recht fühlbar machen kann.

So entarten auch die auf dem naturverbundenen Hell- und Traumgesicht beruhenden Orakel und das ganze Vorzeichenwesen. So wird auch spielerisch ohne magischen Verstand mit den Zahlen umgegangen; die Langos am Nil werfen die Sandalen in die Luft und legen dabei die Sohlen zusammen, wenn der Betreffende selbst die Antwort für sich sucht; die offene Seite, wenn er für einen anderen die Offenbarung haben will. Die Buschleute machen eine Rauchsäule; geht sie nach oben, ist der Inkriminierte unschuldig, teilt sie sich, sind mehrere schuldig. Das betreiben sie, aber sie wissen nicht mehr, warum, kennen den inneren Zusammenhang mit dem Mana nicht mehr und verfehlen ebenso das Urteil, wie sie es treffen können. Alles Paralogische ist in Auflösung, die magische Kausalität nicht mehr gegenwärtig, der naturträchtige Zusammenhang ist verlorengegangen, es bleibt nur die alberne Furcht und Abwehr. Und das ist der berechtigte Sinn des Wortes Aberglaube.

Alles, was wir so, wie gesagt, aus unseren Zeitläufen in der christlichen Epoche noch an Magie sehen, ist durchweg entartete Magie – bei den Naturvölkern sowohl wie bei den Kulturvölkern. Infolgedessen ist auch das Schamanentum, das Medizinmännertum, das kultische Handeln der Wilden ein durchaus nicht mehr lebensfrisches urverbundenes Wesen; und wenn uns die Erforscher jener heute ohnedies kaum mehr richtig vorhandenen Primitivvölker immer wieder schildern, wie das Grauen und Entsetzen Hand in Hand mit diesem Naturleben geht, so entspricht dies eben dem oben erwähnten Zusammenhang, daß die Menschheit als Ganzes, auch ihre primitiven Restvölker, längst in die Epoche des nahezu völligen Erlöschens der naturseelenhaften Fähigkeiten eingetreten ist; und wo sie dieselben krampfhaft noch herbeiziehen und üben, wird es zur Verzerrung. Waren also ursprünglich etwa die Toten zugleich die segnenden und helfenden Götterpotenzen des Stammes, so wird nun bei den wilden Völkerschaften immer und immer wieder berichtet, daß sie fast ausnahmslos die Urheberkraft der Toten als schroff feindselig empfinden, die Überlebenden mit Krankheit und Siechtum schlagend.

Der Totenspuk im schweren Sinn, nicht in der leichten Form, wie ihn unsere Jahrhunderte kennen, ist, wie gesagt, eine durchaus abwegige, tief gesunkene Erscheinungsweise des irgendwie seelisch entleerten Menschentums. Wo wir ihn etwa bei den Nordischen treffen, wo er deutlich mit einem nicht mehr reinen Götterglauben verbrämt ist, ist er das echteste Kennzeichen des seelischen Untergangs des Heidentums als solchen, der tiefsten Absackung, der es ausgesetzt ist mit innerer Notwendigkeit.

Den Hergang des Erlöschens und gleichzeitigen Verzerrtwerdens des magisch-mythischen Erlebens und Wirkens sehen wir an den nordischen Göttermythen, wie sie uns noch, leider allzu dürftig, aus der Spätzeit überliefert sind. Wir können durch alle die Spätzeitschilderungen noch den alten, reinen, naturfrommen Götterglauben hindurchschimmern sehen. Und riesenhafte Schatten, sagt Leop. Weber, sehen wir schwanken bei ihrem flackernden Licht der letzten Überlieferung. Wie es uns geschichtlich entgegentritt, ist es schon schwer beeinträchtigt und überwältigt von den Gesichten entleerten, in Todeskrämpfen liegenden Heidentums. So die einstige ideale Uridee Wodan-Odins, der den Feldern und Landen ausgiebigen segensreichen Regen bringt, in den Bauernhöfen einkehrt, aber zuletzt mit dunkler Seele, die bis zur Verzerrung treibt, als schwarzes Roß und auf

schwarzem Roß ihn mit dem wilden Heer durch die Lüfte reiten läßt mit höllischen Gestalten.

### *Spätmagie im Volksbrauchtum*

Noch im 19. Jahrhundert hat man auf Fünen in der Neujahrsnacht drei Hufeisen in der einen und anderen Schmiedewerkstatt hingelegt; wo es nicht geschah, ward von dämonischen Mächten etwa der Amboß verschoben, einmal fand er sich auf dem Kirchturm droben. Den mimenden Männern müssen da ekstatische Kräfte zur Verfügung stehen, wenn sie ihn hinauftragen; und wenn wir noch einmal nachlesen, was früher von den eigentümlichen Kräften seelischer Kranker als klinische Erfahrung mitgeteilt wurde, so ist eben Besessenheit doch wohl eine Realität, wenn sie den Leuten solche Körperkraft verleiht, daß sie den Amboß auf den Kirchturm hinaufbringen. Bei den Basken wird nach Höfler von den Schmieden in der Fastnacht ein Scheinpferd eingefangen und beschlagen. Der Rodensteiner läßt sich, von der Burg Schnellerts kommend, sein Roß in einer dunklen Nacht beschlagen, und dies ist das Anzeichen eines bevorstehenden Krieges. Hufeisen gelten überhaupt allerwärts als magische Abwehrmittel. Bei Wallfahrten nach Maria Kulm in Oberösterreich rissen die Bauern vor der Wallfahrtskirche ihren Pferden die Hufeisen ab und beschlugen sie neu.

Erlöschende Wellen und Wallungen des Magischen sprechen in vielen Dingen unseres Alltages, ja unserer weiteren Geschichte, des Volks- und des Völkerlebens immerzu mit, aber es ist keine rechte naturseelenhafte Kraft und Verbundenheit mehr mit der Natur da. Da sehen wir beispielsweise noch in unserer Kulturschicht den Feld- und Fruchtbarkeitszauber allenthalben lebendig und die verschiedensten Formen annehmen. Man wälzt sich etwa auf dem angesäten Feld, um das Wachstum zu fördern; die Zwiebeln werden groß, wenn man solches in der Johannisnacht tut. Damit er hoch wachse umtanzen im Saalfeldischen des Nachts Mädchen den Flachs, ziehen sich aus und wälzen sich darin. In der Rhön wälzt man sich in der Christnacht auf ungedroschenem Erbsenstroh, mengt die dabei ausgefallenen Erbsen unter das Saatgut, was das Wachstum fördert. In Ostbayern und Franken wird an Ostern eine Strohpuppe verbrannt, die Dürre des Winters soll der beginnenden Fruchtbarkeit weichen, die Auferstehung dem Tod folgen; und sinngemäß, christlich verbrämt, wird

die Zaubergestalt überkleidet mit der Person des Judas, den man verbrennt, weil er der Verräter des „Herrn" ist. Heilige Hochzeiten werden gehalten, heute wohl nur als ideelle Vorbilder für die erhoffte Fruchtbarkeit, und sogar die moderne Weinkönigin am Rhein ist noch ein hochmagischer Rest. In Athen wurde Dionysos als Gott des Weines alljährlich mit der Königin vermählt unter großen Zeremonien. Zuletzt sind es aber wirklich nur noch Allegorien, so wenn nach v. Schroeder am Kranz um den Maibaum vergoldete Eier, in England vergoldete Ballen herabhängen, alles Sonnenbilder. Im Perigord ziehen sie bei der Sonnenwendfeier Goldstücke durch den Mund, und die Mädchen im Harz tanzen um den geschmückten Baum ausdrücklich von links nach rechts herum, weil so für uns die Sonne läuft, da wir lebensgemäß zur Sonne nach Süden sehen, und sie singen dabei: „Die Jungfer hat sich umgedreht" — Sonnenwende.

Nicht nur Prozessionen, in denen als Korndämonen charakterisierte Personen schreiten oder Scheinkämpfe aufgeführt werden; oder Umzüge, in denen ein verkleidetes Paar, Jüngling und Jungfrau als Brautleute figurieren, auch Maibäume werden mitgetragen oder errichtet, mit Reisig umlegt und angezündet; wie überhaupt der Maibaum nach anderer Auffassung nicht nur die vegetative Fruchtbarkeit versinnbildlicht, sondern auch die menschliche, und so wohl auch auf den stehenden Phallus gedeutet wird. Auch diese Dinge sind weltweit verbreitet. Und Mannhardt bemerkt hierzu: „Wenn wir den zur Fruchtbarmachung der Äcker geübten Scheinkampf auf den Kornfeldern in Nepal und Maleyala wie in Deutschland wiederfinden, darf es nicht wundernehmen, daß wir auch zur Verbrennung des Maibaumes ein südindisches Seitenstück haben, von dem es für jetzt dahingestellt bleibe, ob die Ähnlichkeit nur äußerlich und scheinbar sei, oder auf tieferem Grunde beruhe." Aber sind solche Zauber auch für Frühvölker, wie für uns Spätzeitler aus demselben Grunde gekommen, so waren sie doch eben einstmals wirksam in vollmagischer Zeit, während sie bei uns es nicht mehr sind und so eben Aberglaube bleiben. So ist es auch zu wenig, zu sagen, die frühmenschlichen Kulte bedeuteten im letzten Grunde nicht mehr als die ihnen noch ungefähr entsprechenden Bräuche etwa der Bauern unserer Zeiten; sondern es ist so, daß die „Bauern" eben selbst hinsichtlich des ursprünglich Vollmagischen entleerte Primitive sind.

Die verzweifelte Unfähigkeit, wirklich noch magisch einzuwirken, dennoch aber die Anwesenheit des uralten Gefühls, daß man es

könne, treibt so sonderbare Blüten wie die Tieranklagen und Tierprozesse. Dem Schaden, den die Tiere anrichteten, wie Feldmäuse, Maikäfer u. dgl. Ungeziefer als Teufelsbrut, mußte irgendwie dem magischen Gerechtigkeits- und Schuldigkeitsgefühl gegenüber, da das Tabu verletzt war, Rechnung getragen werden. Es ist wie ein massenpsychosenartiges Abreagieren, wenn wir schon im 13. Jahrhundert in einem solchen Prozeß in aller Form die Advocatus Diaboli bestellt sehen, die dauernd amtlich fungierten; wenn Pferde oder Ochsen in aller Form zum Tode verurteilt wurden. Ein Ochse, der in Amiens lebendig begraben wurde, sollte die eingetretene Tierseuche beheben; ein Hahn in Basel wurde im 15. Jahrhundert verbrannt, weil er ein Ei gelegt hatte — es war eben Hexerei, von der er, wie ein Mensch, befallen war. Wir sehen, wie Dinge, die an sich ehedem tieferen Sinn und Lebendigkeit hatten, durch das Erlöschen oder die Unerreichbarkeit einer Gegenwirkung zum Aberglauben werden.

Möglicherweise bleibt von allem dem ehemals magisch wirkenden Zauber nur die rein physikalische Wirkung übrig. Daß Rauch den Blitzschlag verhindert, weil durch die dichte Verteilung materieller Partikel in der Atmosphäre die elektrische Spannung sich verteilt und deshalb nicht zur Entladung kommt, ist eine einfache physikalische Tatsache. Wenn also die fränkische Bäuerin von dem am Himmelfahrtstag geweihten Krautbüschel, sobald ein Gewitter naht, einen Stengel auf den heißen Herd legt, Fenster und Türen dicht schließt und damit den Blitzschlag in das Haus verhindert, so ist dieser Zauber wohl verständlich; aber es ist nicht gesagt, daß er ehemals im wahren naturverbundenen Dasein, aus dem er übernommen ist, nicht in anderer Weise und auf anderem Wege seine Wirkung hatte. Es ging eben damals auf dem lebendigen Weg durch die Naturdämonen vor sich. Damals war es Bannung, heute ist es Physik.

Was aber sollen wir sagen, wenn in Schottland im Wahlkampf für das Parlament das Bild des gegnerischen Kandidaten zerkratzt, ihm die Augen ausgestochen, er also in effigie verstümmelt wird, wie der „Wilde" seinen Feind ausmacht und wie es der Steinzeitler in seinen Höhlen mit Feind und Beutetier tat? Auch unsere Fetische haben wir und nehmen sie noch ernst genug. Selbst in den Privatautos hängen noch „Pappukkalmännchen", wie sie die Babylonier kannten; Flieger tragen Amulette um den Hals — alles gemeint und gewollt als Schutzmittel gegen die Unheil stiftenden Dämonen. Eine spielerische Mode wohl, bei der niemand sich etwas Ernstes denkt? Aber

wie kommt man doch auf solche sinnlosen Dinge? Ist es das Hervorbrechen eines „atavistischen Zuges", der, kaum überwunden, doch wieder aus dem Dunkel hervorbricht? fragt unser Gewährsmann.

Ich will nicht von den magischen Rapporten reden, von den Totenerscheinungen, den Suggestionen mit ihren zwar nicht Wirklichkeiten schaffenden, aber Wirklichkeiten auslösenden Wirkungen, wenn entsprechende Spannungen im Menschen oder in der Natur vorhanden sind. Aber die magische Partizipation findet sich noch in den Allgäuer Familienbäumen, die nach Illig beim Verkauf eines Gutes zurückbehalten werden und Eigentum des früheren Besitzers bzw. seiner Angehörigen bleiben, oder von denen wenigstens ein triebkräftiger Ableger mitgenommen und an der neuen Wohnstätte eingepflanzt wird, um nicht durch Vernachlässigung des Baumes das eigene Familienschicksal ungünstig zu beeinflussen. Hier wird vielleicht sogar noch ein uraltes Pflanzentotem der Sippe sichtbar. Ängstlich werden auch die Teile der Nachgeburt vergraben, sie dürfen weder verbrannt noch sonstwie „lieblos" fortgeschafft werden; auch hier ist die Manakraft exterritorial mit gebunden.

Viele namhafte Familien haben Ringe oder Schwerter oder Gläser im Besitz, an die sich eine Sage knüpft und die, solange sie bewahrt und richtig fortgeerbt werden, das magische Glück des Hauses wahren. Bekannt ist der Krötenring des Hauses Anhalt mit seinen höchst verblüffenden und gut bezeugten Zusammenhängen. Hier ließe sich auch von den merkwürdigen „Zufälligkeiten" reden, die W. Scholz in einem kleinen Buch zusammenstellte.

Endlich sind auch Spiele übriggebliebenes magisches Weistum, sowohl Kinderspiele, die streng mit den Jahreszeiten zusammenhängen, wie Sonnenräder schwingen, Drachen steigen lassen, Stangen mit Bretzen tragen — das magische Unendlichkeitszeichen, und dann besonders die Tänze. Auch hier ging, wie Leßmann sagt, im Lauf der Jahrtausende der Zusammenhang verloren. Von den Zirkusspielen, den Gladiatorenkämpfen, den Fackelläufen, den Wettstreiten, den Fastnachtsszenen ist dies nachgewiesen; Karten-, Kegel- und Billardspiel scheinen in eben diesem Zusammenhang zu stehen, wie ja die Neunzahl der Kegel selbst typisch für arische Mythen ist. Die alten Spiele sind heute hauptsächlich nur noch als Kinderspiele erhalten geblieben und sind, wie Bogen und Pfeile, die einmal höchst ernste Waffen waren und es bei den Naturvölkern ja letzthin noch sind,

nun zum Kinderspielzeug geworden. Tanz und Spiel aber schlossen sich ursprünglich an das Opfer an.

In einigen Gegenden Deutschlands finden wir heute noch „Volksfeste", besonders im Mai, Frohsinn scheint daraus zu sprechen, und das Volk faßt es auch nicht anders auf. Weshalb aber treten etwa in Holstein zwei Unverheiratete als Mann und Frau auf, weshalb wird eine Scheinhochzeit gefeiert? Es ist altes magisches Tun, das da zu uns noch spricht, und die subjektiven Belustigungen, die damit verknüpft sind, werden uns nicht darüber täuschen, daß der alte Ernst des Fruchtbarkeitszaubers dahinter stand, aber heute wirkungslos und nicht mehr erkannt ist. Und wenn wir Maskeraden mit mehr oder weniger ekstatischen Tänzen noch antreffen, die gegen Epidemien oder Mißwachs veranstaltet werden; wenn wir in Oberösterreich um die Dreikönigszeit das Perchtenlaufen erleben, wo sich Tiermasken mit zum Teil dämonischer Verstellung und wildes Umlaufen und Tanz daran schließen, so kommen wir ganz in die Nähe der Ausläufer der wilden Jagd. Ja die Raserei geht so weit, daß bis in die neueste Zeit im österreichischen Innviertel noch ein Brennrecht zum Anzünden bestimmter Häuser dabei bestand. Überhaupt ist Oberösterreich der Sitz von allerhand dämonischer Spätmagie und von Kulten, die ja auch auf das bayerische Oberland noch weit übergreifen, wo das Haberfeldtreiben ein analoger Rest zu solchen Hetzjagden gleichfalls bis in die letzten Jahrzehnte gewesen ist. In Oberösterreich werden für die Percht und ihr Gefolge am Weihnachtsabend Speiseopfer aufgestellt, wie in Norwegen für die Julsvenar, die Weihnachtsburschen. Diese drangen vermummt in die Häuser ein, verjagten die Insassen und feierten so ihr Julfest. Sie waren somit selbst die lebendigen Opferempfänger, wie Höfler sagt, und das heißt in der seelischen Wirklichkeit nichts anderes, als daß durch sie selbst sich die Dämonen nährten, die sie behexten. Das alles geht auf den großen nordischen Komplex des Wilden Heeres zurück.

Ein nicht weniger dämonisierter Brauch oder wohl richtiger gesagt Kult als Spätmagie bei uns ist das Aufheben der Schädel im Beinhaus auf Landfriedhöfen; es ist die alte Schädelaufbewahrung, und im katholischen Alpengebiet ist das eine religiös verbrämte Sache. In der Bretagne wie in Tirol wird berichtet, daß sich die Leute zuweilen durch Abtrennen der Schädel an den Leichen vergangen haben, und bis ins Mittelalter sind Schädelbecher nichts Ungewöhnliches. Wir

haben außerdem einen letzten Rest des tabuhaften Schädels noch in der üblichen Giftbezeichnung durch den Totenkopf mit den zwei gekreuzt angeordneten Knochen darunter. In der russischen Legende byzantinischen Ursprungs spielt Adams Schädel nach Calmann eine große Rolle. Der Schädel liegt unter dem Wurzelstock des Baumes, der ehedem dazu bestimmt war, als Säulenstütze das Dach des großen Tempels zu tragen, aber dazu nicht hoch genug war. Aus ihm ward „Golgatha", die Schädelstätte, die nun ihrerseits nicht in der naiv rationalistischen Erklärungsweise nur die Stelle bedeutete, wo die Schädel hingerichteter Verbrecher sich aufgestapelt befanden, sondern, wie jene, tiefere symbolische Bedeutung hat, die sich auf den Schädel als Träger des Manawesens des Adam und zuletzt Christi bezieht. Hier sind uralte Vorstellungen und Zusammenhänge magischer Art noch mit christlicher Symbolik verknüpft.

Das Beschwören des Feuers ist eine gelegentlich bei Einzelnen auftretende magische Kunst. Der Landesfürst oder Gaugraf umritt die Brandstätte. Später ging es auf die Priester über, die mit der Monstranz in der Hand dem Feuer entgegentraten. Es liegt noch völlig die Erinnerung und zugleich der Glaube an die übergeordnete Manakraft des „Häuptlings" darin, der Kunig, der „Könner" erscheint wieder. Da sie, wie Krasnitz es schildert, mit diesem Beschwören aber zugleich dem Teufel verfallen waren, weil sie mit sündhafter Benützung des Namens des Heilandes Zauber trieben, so mußte der Umreiter sofort nach dem Aussprechen der Formeln davonjagen, sonst zog es ihn selbst in das Feuer. In dem „Maler Nolten" von Mörike tritt uns der Feuerreiter als ein alter Hauptmann aus dem Dreißigjährigen Krieg entgegen. Auch die Aufschrift auf dem Dachfirst wirkt Entsprechendes, und das durchaus wahrhaft genommene Verschen:

„O heiliger Sankt Florian,
Verschon' mein Haus, zünd' andre an",

zeigt uns wiederum nur zu deutlich, wie es im magischen Kreis nicht auf eine irgendwie sittlich zu bewertende Gesinnung ankommt, sondern wie das Gut und Böse rein nach der Wirksamkeit des Zaubers bewertet wird. Am Hauseingang in Babylon wurden Götterbilder aufgestellt, damit nichts Böses hereinkomme; unser Landvolk schreibt heute noch in der Neujahrsnacht über seine Türen mit Kreide das 19 K + M + B 37. Mit dem Weihwasser wird nicht nur symbolisch,

sondern regelrecht exorzistisch Mensch, Vieh, Haus gereinigt. Man nimmt den Naturgeistern und Dämonen ihre Macht, ihr Mana, indem man davor das Kreuzeszeichen macht, oder davor das „Sankt" setzt. Sankt Leonhard etwa ist der alte nordische Fruchtbarkeitsgott Freyr, der seinen Erntedank mit den Leonhardifahrten bekommt und dessen Kultkapellen zugleich schützend als magische Behältnisse in den Feldern stehen.

So gleiten wir hinüber in die von dem Christentum teils geduldeten, teils nie ganz überwundenen Volkskulte. In Oberösterreich wird nach Billinger kurz vor Neujahr bei einbrechender Dämmerung von den Bauern unter Beisein aller Familienmitglieder und des Gesindes Johanniswein ausgeschenkt, wobei der Hofälteste die „Liebe des heiligen Johannes" trinkt. Bezeichnenderweise treten gelegentlich bei dieser Feier auch Trinkmasken auf, Musikanten oder Komödianten lädt man ins Haus, es gibt Tanz, und man nimmt an, daß auch die „Riesen" dabei mittanzen. Man kann den Brauch seit dem 9. Jahrhundert nachweisen. Damals verdammte die Kirche den Brauch als teuflisch, und gelegentlich wird solches Trinken auch gar nicht *in amore sanctorum*, sondern *„in amore diaboli"* vorgenommen.

Wir haben also in alledem sowohl ein nicht mehr innerlich lebenskräftiges Heidentum, wie ein entartetes oder verbrämtes Christentum; echtes Heidentum und echtes Christentum aber ist beides nicht. Nichtsdestoweniger ist es nicht hohle Illusion und leeres Phantasieren, sondern es sind die letzten geringen Spannungen des magischen Kessels. Wir müssen auf die Frage, wie wir uns praktisch dazu stellen sollen, zweierlei auseinanderhalten: die historische Wirklichkeit und die religiös-sittliche und vernunftgemäße Einstellung dazu. Daß etwas wahr und wirksam ist oder in irgendeiner Zeit einmal war, besagt ja nicht, daß es für uns recht und geschickt und gesund und tunlich sei. Gerade wenn die echte Magie und Zauberei einer vergangenen Seelen- und Geistesverfassung des Menschen entsprang, ja wenn jene Frühzeiten, die natursichtig waren, auch andere körperliche Eigenschaften hatten, wenn damals vielleicht im Menschen andere Organe wirksam und lebendig waren und nach außen sich betätigten — so zeigt sich schon daran, daß das Tun und Treiben, das Fühlen und Denken jener Epochen keinesfalls mehr für uns maßgebend oder auch nur gesund und daher wünschenswert sein müßte.

Ebenso wie das Ausklingen des magischen Wirkens nun als zunehmende Abschwächung des Verständnisses selbst sich kundgibt, so

ist es auch mit der Auffassung der Symbole. Auch die alten Archetypen haben nicht mehr, wenn sie vor die Seele des Menschen treten oder ihm traumhaft begegnen, die überwältigende Macht von Gesichten dämonischer Art, wie ehedem in der echt magischen Zeit. Man lese nur etwa eine Charakterisierung des „Drachen", wie sie die hellseherische Hildegard von Bingen im 12. Jahrhundert gibt. Der Drache, sagt sie, hat eine trockene, fremdartige Wärme und feuriges Unmaß in sich, sein Hauch ist so stark und scharf, daß er sofort beim Ausblasen feurig aufloht. Den Menschen haßt er maßlos, er hat Teufelsnatur und Teufelstücken in sich; daher kommt es, daß manchmal Luftgeister die Luft erfüllen, wenn der Drache seinen Odem ausstößt.

Es mag ruhig zugegeben werden, daß hier nicht leere Phantasterei vorliegt, sondern daß jene magisch veranlagte Heilige sehr wohl wußte, was für infernalische Elemente den Menschen umspielen, die sowohl in ihm ihren Wohnsitz haben können, wie sie auch in der Naturseele umgehen; und dies beschreibt sie. Aber wie weit entfernt ist dies doch von allem ursprünglichen heidnischen Dämonenwissen und Dämonenerleben, so daß es doch nur als eine kraftlose Allegorie erscheint; und die Seherin selbst hat ja auch in keiner Weise unter dem Bann jener Gestalten gestanden, wie es der Frühmensch, der echte Heide, kannte.

Man hat an Irren beobachtet, daß sie zuweilen Vorstellungen haben und diese auch in Form von Zeichnereien sichtbar werden lassen, die durchaus den entsprechenden Äußerungen primitiver Jetzt- und Vorzeitlicher gleichen. Schon daraus geht hervor, daß das solchen Primitiven entsprechende magische Verhalten spätzeitlicher Menschen etwas Krankhaftes, Abgeirrtes, Degeneriertes ist, und daß infolgedessen auch die Reste der vom magischen Frühmenschen angewandten physiologischen und seelischen Praktiken zur Beeinflussung der Natur oder des Schicksals schädigend und zerstörend in unserer Spätzeit sein müssen. Das gilt für jede Form von Magie, und sei sie noch so sublim. Abgesehen von sonstigen Bedenken, die der inneren Würde des Menschen entnommen sind, wird man daher überall da, wo sich in unseren Zeiten magisches Tun und Denken zeigt, unbedingt entgegen sein müssen, es als eine Seelenkrankheit ansehen, denn in seiner Rückwirkung bedeutet es soziale und persönliche Abirrung. Dahin gehört nun nicht zum wenigsten auch der astrologische Unfug unserer Tage, der nicht anders verfährt wie Kartenschlagen, Tischrücken, Abwehr-

zauber, spiritistische Experimente, und meistens weit entfernt von einer vernünftigen Handhabung bleibt. Es ist derselbe Unfug, den in der Hand eines Unverständigen etwa Medikamente anrichten, die sachkundig dosiert und an die rechte Stelle gebracht werden müssen.

Es ist also nicht so, daß dieser magische Aberglaube, wie er bei uns noch herrscht, nicht eine Restwirklichkeit naturseelenhafter Art mit einschlösse und bloß eine leere Illusion oder ein Humbug wäre; wohl aber kommt er uns in unserer seelisch-geistigen Verfassung, in die wir durch das Christusereignis von innen her versetzt worden sind, nicht mehr natürlich zu, und ist ein Hereinziehen einer in die „Hölle" verwiesenen Dämonie lebendiger Zauberkräfte, die unsere echt heidnischen Altvorderen reichlich kannten und übten, weil es bei ihnen noch naturgegeben war. Aber solche Bestrebungen finden um so mehr Nahrung, als der Mensch immer den Glauben an das Übersinnliche in sich trägt, der sich aber nur in Form von Neurosen geltend macht, wenn sich der Mensch dem Ewigen entzieht. Statt in der Wirklichkeit das gottgegebene Dasein zu suchen und zu betätigen, statt wahrhaft aus dem reinen Evangelium des innerlich erlösten Menschen zu leben, greift man wohl zu der weit angenehmeren Art: sich magisch oder durch Mysterien und Weihen zu sichern und zu erhöhen. Wenn vollends der neuzeitliche abergläubische Mensch mit dem Wort Gottes, das ihm verkündet ist, selber Zauber treibt, so setzt er unmittelbar die höchste Instanz, das Vertrauen zu Gott, unter die Dämonen und verleiht damit nicht ihnen, sondern echt und recht dem verhüllten Nichtseinsollenden, dem Satan, die Macht in sich und begeht eben dadurch gerade jene „Sünde gegen den heiligen Geist", die nicht vergeben werden kann, weil sie des Menschen innerste ewige Seele, nicht mehr bloß seine Naturseele, ins völlig „Verkehrte" wendet.

So ist alles abergläubische Tun das Zeichen eines verirrten unfreien Gemütes, das Gott den Vater nicht kennt, nicht kennen will, es ist das Zeichen einer unwürdigen Furchtsamkeit, dem Leben zu begegnen. Deshalb hat es guten, tiefen Sinn, ist von symbolischer Kraft, wenn das reine, unverfälschte Christentum, als es zu unsern Altvorderen gebracht und von diesen auch aufgenommen und in seinem inneren Daseinswert erlebt und verstanden wurde, seine Kultstätten, seine Gebräuche und Symbole gerade an die Stätten der alten Naturgötterverehrung und der magischen Opferaltäre setzte. Denn damals kannte man die Wirklichkeit dieser Naturseelenkräfte noch und wußte auch

den einzigen Weg, sie von innen her an die Stelle zu bringen, die sie gegenüber der durch das offenbarte Evangelium angesprochenen ewigen Seele des Menschen einzig und allein haben sollen.

## *Magie im christlichen Kult*

Wenn wir einen gotischen Dom betreten, so starren uns vielfach fratzenhafte Gestalten an. Außen und innen sind solche Gotteshäuser, auch schon die älteren romanischen, mit „Höllenkindern" geziert, die man unbefangenerweise für allegorische Anspielungen auf die bösen Geister nehmen könnte, die der Mensch in der gefallenen Welt, draußen und im eigenen Inneren, wahrnimmt und erlebt. Aber diese Kunst bedeutet weit Tieferes, denn sie wurzelt in heidnisch-totemistischem Urgrund. Noch das christliche Altertum, sagt Koloff, enthielt sich in seiner doch schon stark mystizierenden Kunst solcher Zerrgestalten, solchen Formenmischmasches, wie er sich mit dem Eindringen der apokalyptischen Gedanken zu Beginn der gotischen Zeit offenbarte. In den Miniaturgemälden der handschriftlichen Bibeln des 10. Jahrhunderts sind die Evangelisten als Menschen mit Tierköpfen oder als Tiere mit Menschenhäuptern abgebildet, die an die altägyptischen Tiergottheiten erinnern. Zu Markus etwa gehört als Totemtier der Löwe. Ja, mehrfach begegnen uns sowohl in Handschriften wie an Kirchen summarische Darstellungen der vier Evangelisten als Konglomerat, der „Tetramorph", ein vierleibiges, vierköpfiges Ungeheuer aus Mensch, Ochs, Löwe, Adler zusammengegossen; auch das hat sein Gegenstück in etrurischen und ägyptischen Kunstgebilden und im Hesekiel. Was hat da die christliche Welt an Dämonen gesehen? Was für zerrissene, seelische Wirklichkeiten waren das, die den gotischen Menschen quälten? Aber schon im 13. Jahrhundert klagt der Prior von Coinsy, daß wilde Katzen und Menschen mit den Heiligen fast gleichen Rang im Gotteshause hätten; und auch im 15. Jahrhundert fragt ein bayerischer Abt, was Drachen, Löwen und andere Bestien im Gotteshaus zu suchen hätten. Damals war, im 13. Jahrhundert auf die Höhe getrieben, schwerer Verfall.

Aber von jeher, seit es vordrang, stand das Christentum irgendwie im Zusammenhang mit der Magie früherer Zeiten. Wenn wir im vorigen Abschnitt schon andeutungsweise davon sprachen, daß das in den Norden einbrechende Christentum mit innerem Recht gerade

an die alten Kultstätten seine Heiligtümer gesetzt habe und daß dies gewissermaßen ein lebensvolles, symbolisches Tun gewesen sei, so müssen wir nun, wenn wir von der Naturmagie im Christentum selbst sprechen, eine grundsätzliche Feststellung machen.

Christentum ist nicht Evangelium. Evangelium ist innere, überzeitliche „Urform", zwar offenbart durch Jesus Christus, aber nie im physischen Menschentum verwirklicht; es ist nicht „von dieser Welt", sondern es steht über und vor dieser Welt als letzte, höchste Sinnerfüllung der verkündigten Erlösung. Christentum aber ist die geschichtlich gewordene Form, worin sich der Geist des Evangeliums in dieser endlichen Welt und in unserer gebrochenen Geistigkeit auswirken will. Die Geschichte des Christentums in der Welt ist gebrochenes Evangelium. Christentum als lebendig betätigte Religion kann zur bloßen Weltanschauung und Sittenlehre, kann zu Philosophie, Theologie und Kulturstreben und sozialer Lehre herabsinken. Evangelium ist jenseitiger Aufbruch und ist Einbruch in die diesseitige Welt; Christentum ist unser praktisches Verhalten dazu, sei es sittliches, sei es erkennendes, sei es soziales. Leben aus dem Evangelium ist Eintreten in das Reich Gottes in uns; ist neues Leben, ist Wiedergeburt aus dem Geist des erlösenden Gottessohnes, des Gott-Menschen. Christentum kann man in Formen gießen, und diese Formen können wechseln mit den Zeiten und Völkern: das Evangelium ist nur das Eine, ist die Urtatsache vom Kommen des Gottessohnes in das Fleisch, in das Kreuz der Welt. Es ist nicht richtig, bei uns und den anderen Völkern Christentum zu verbreiten; wir müssen ihnen das Evangelium verkündigen als das große Innenereignis; wir müssen ihnen überlassen, es in die ihrem Geist entsprechenden Formen zu gießen, ein inneres Recht, das ja im wahren Verstand zuletzt jede Seele für sich vor Gott hat. Denn das Evangelium ist nicht weltliche Weisheit aus dem endlichen Menschengeist, dem gefallenen Geist, der sich selbst erlösen will; es ist also keine Philosophie, keine Ethik, keine Theologie, es ist nicht einmal Gemeinde und Kirche, sondern ist die überweltlich geoffenbarte Wahrheit, die vor der „Welt" und ihrem Geist Weisheit oder Torheit sein kann. Es ist der Urmythus der Erlösung.

Mit dieser Weisheit und Torheit hat der christliche Mensch in seinem Dasein zu kämpfen, in sich und um sich; es sind seine Götter, freundliche und feindliche. Er kann mit seinem Verstand nicht zur ganzen Torheit hindurchdringen, er kann noch weniger damit zur

ganzen Weisheit vordringen; würde ihm beides zuteil, so wäre er erlöst. Daß das Evangelium von innen her die Welt verklärt, den Menschen zu Gott dem Vater zurückführt, ist eine eschatologische Hoffnung, die wir im Glauben haben, weil der Heiland lebt und auferstanden ist. Für den Menschen, wie er ist, liegt dies, solange „die Zeit noch nicht erfüllt ist", noch jenseits seiner eigenen Kraft und seiner endlichen Bewußtheit. Auch in ihm liegen, wie im „Heiden", die zwei Pole: der des chthonischen gebärenden und wieder einschlingenden Mutterurgrundes und der des lichten Vatergeistes. Nun aber ist ihm dieser im Bewußtsein aufgetan, und er kämpft, sofern er sich des Wesens des Evangeliums bewußt ist, nicht mehr wie der Heide mit magischem Ritus gegen jenen, sondern er wendet den inneren Blick auf Gott. Zwischen beiden Sphären, der unterbewußten und der überbewußten, geht sein Bewußtsein im Leben hin und her, nicht mehr eindeutig nur im einen, dem chthonisch magischen wie beim echten Heiden. Je nachdem der eine oder der andere Pol ihm näherliegt, je nachdem ihn der eine oder der andere stets oder zeitweise stärker beeindruckt, beansprucht, wird auch seine bewußte Religiosität zu dem übergeordneten Ewigen bald geistig freier und vaternäher, bald geistig gebundener, magisch bestimmter, also urmutternäher sein. Da aber für das endliche irdische Menschenwesen eine völlige Scheidung hierin nicht möglich ist, so wird auch die Aufrichtung und Betätigung der reinen Geistesreligion ununterbrochen magisch durchkreuzt und begleitet sein.

Mit anderen Worten: das Evangelium und mit ihm die reine, freie Gotteskindschaft im Geist des Erlösers wird als unerreichbarer Stern in seiner Seele stehen; aber seine im endlichen Bewußtsein und Vermögen verlaufende Religiosität — und sei sie noch so stark willentlich und wissentlich am Evangelium ausgerichtet — wird immer Sittenlehre, Tabulehre, Magie, also „Gottesdienst" analog dem heidnischen Götterdienst sein. Denn der Mensch sucht sich zu retten und zu behaupten. Auf der geistigsten Stufe selbst wird daher auch der „Christ" immerfort dazu neigen, durch die tabumäßige Erfüllung des Sittengesetzes sich vor Gott angenehm zu machen, in die „ewige Seligkeit" zu gelangen; er wird notwendig werkgerecht; andererseits empfindet und erlebt er die innere und äußere Unmöglichkeit dieser Leistung, er wird „aus des Gesetzes Werk" nicht recht vor dem Auge des Ewigen, vor dem lichten Vatergeist — und so wird er in dieser inneren und äußeren Lebensnot, eben um die Not zu wenden, die

in allem Aufstieg bei aller Zuversicht liegt, immer und immer wieder zu einer Abwehrhilfe gegen die Fesselung an die noch chthonisch verhaftete Eigennatur greifen, d. h. er wird in irgendeiner Weise bewußt oder unbewußt magisch zu handeln versuchen und auch so handeln, soweit er es noch vermag, und sei es auch mit dem Wort Gottes selbst und den sakramentalen Symbolen. Diese Tatsache als Notstand verliert der Christ nur allzu leicht, ja beständig aus dem Auge und Herzen; er treibt immerfort in irgendeiner Weise Magie, und sei es auch mit dem unschuldigsten Gebet und in der edelsten, feinsten, scheinbar gottnahen und gotterfüllten Weise. Das wahre Evangelium verträgt aber keine Magie und kann nie mit solcher verbunden sein.

Im Allgäu ist in einer Ortskirche in grottenhafter Aufmachung, durch ein Licht von oben, das in das Dunkel der Höhle eindringt, eine völlig weiß gekleidete, auf einem Fels stehende Mariengestalt mit Sternenkranz hingestellt mit der Umschrift: „Ich bin die Reinheit." Hier wird durch das einprägsame Bild dem naiven, frommen Beschauer eben der Eindruck der Reinheit im unaussprechlichen Licht, dessen Herkunft man nicht sieht, dessen Anwesenheit man nur erlebt, also die eigene innere Reinheit vorgeführt, es soll ihm diese selber wecken. Mir erklärte ein Jesuitenpater, dem ich meine „protestantische" Verwunderung über das Gebetsmurmeln und diese stete gedankenlose Wiederholung derselben Wortfolgen aussprach, daß damit keineswegs das Gebet zu Gott selbst gewollt sei, vielmehr sollen durch das ständige Wiederholen dem also verfahrenden Menschen die Sätze so sich einprägen, daß sie ihn gewissermaßen seelisch-geistig überformen. Es wird also, wie man sieht, mit vollem Bewußtsein Bild- und Wortzauber geübt, mit bewußter magischer Wirkung. Das ist freilich der absolute Gegensatz zum Evangelium.

Die ägyptischen Priesterärzte, sagt Jung, besangen den Schlangenbiß mit dem Hymnus von der Isisschlange und stellten so in einer Ahnung dem Schlangengeist die göttliche, lichte Sphäre hin. Die Isisschlange soll die gemeine Schlange sozusagen unterbewußt mahnen, die reine göttliche Wesenheit zu sein, die heilende, die Heil bringt. Wir lachen darüber, sagt Jung; aber wenn wir etwa die Messetexte lesen, so finden wir fortwährend dieses „so wie", das jedes Vorbild einleitet, mittels dessen die Sinnesänderung bewirkt werden soll. So auch etwa bei der Feuererzeugung des *„Sabbatus sanctus"*: Die archäischen Menschen schlugen Feuer aus den Steinen, und das war eine grundlegende Daseins- und Lebensnotwendigkeit. Im Messetext nun

heißt es: „Gott, der du durch deinen Sohn, der der Eckstein genannt wird, das Feuer deiner Liebe den Gläubigen gebracht hast, heilige dieses neue, aus dem Feuerstein geschlagene Feuer zu unserem zukünftigen Nutzen." Hier sind ferne Hintergründe aufgetan, schließt Jung. Man muß solche Dinge nicht für oberflächlich allegorisch halten. Es war für den archäischen Menschen schwerste kultische, mit der ganzen Seele erlebte und betätigte Anstrengung, zum Feuer zu gelangen; magischer Zauber war es. Und ist es dem in Sündenangst gepeinigten Christen, der so seine Religion auffaßt, etwa weniger furchtbar, drohen ihm nicht dieselben Naturseelendämonen, die Teufel, und sucht er nicht mit derselben letzten Angst und Inbrunst, demselben quälenden Begehren des Heiles, wie er es versteht, teilhaftig zu werden?

Dem Menschen ist Magie und Wollen zur Magie nicht auszutreiben. Klug ist jener Erzieher des Menschengeschlechts oder einer Epoche, der ihm diesen Drang läßt, aber ihn so leitet und eingrenzt, daß er keinen Schaden an Leib und Leben tue. Das rechte Gebet ist der Ruf vom Ich zum Du, die Bitte, das „Nennen der Not", wie Logau sagt, und darauf das Eingehen in Gottes Willen. Demgegenüber jedoch steht das Geloben, das Beschwören und das Opfern, wenn man erhält, was man begehrt, worum man leidet. Wo ist der Mensch, der rein anzubeten wüßte, wie es Jesus in Gethsemane lehrt? So ist es klug von der Kirche, daß sie jenen unüberwindbaren Drang des Menschen, da sie ihn nicht abstellen kann, ablenkt auf die Heiligen und auf die magisch-chthonische Sphäre, die Gestalt der Urmutter Maria. Ihnen gelobt man, sie sucht man magisch durch Anbietungszauber der Votivgeschenke zu gewinnen, und es wird erreicht, daß Gott in seiner unberührbaren Heiligkeit und Ewigkeit Gott bleibt, dem keiner so das Geschenk anzubieten wagen wird. Es geschieht also die Heiligenmagie wirklich in einem tieferen Sinn zur Rettung des Menschen und zu Gottes Ehrenhaltung.

Zweifellos wird mit den Heiligenreliquien bewußt magischer Zauber getrieben, es ist, im niederen Sinn aufgefaßt, dem Willen, wenn auch nicht mehr dem Können nach Heidentum und gewiß das Gegenteil vom evangelienmäßigen Eingehen in die Bitte zu Gott. Aber daß solche Magie in engen Grenzen noch wirksam ist, wer wollte das leugnen? Auch hier wirken seelische Einflüsse — wir werden sie unten noch kennenlernen. Das tibetanische Sprichwort, man könne durch Verehrung einen Hundezahn zum Aufleuchten bringen, sagt Ziegler,

sollte auch denen zu denken geben, die in ihrer Aufklärungswut jede Verehrung von Reliquien in Bausch und Bogen ablehnen. Das ist gewiß richtig, aber nicht richtig ist es, sich dieser Wirksamkeiten zu bedienen an Stelle des wahren Glaubens; es bleibt bedauerlicher, wenn auch vielleicht nicht zu entbehrender Aberglaube.

Die in der christlichen Kirche von je und je lebendige magische Grundlage, der sie immerfort Rechnung trug, auch wenn die rein christliche Grundlage die magische bekämpfte, wurde vom Humanismus und der Reformation völlig als abwegig erkannt und auch im Protestantismus überwunden; aber hier nicht aus einem unbekümmert evangelisch eingestellten Dasein, sondern geradezu aus aufklärerischem, aus rationalistisch-moralischem Bestreben. Das Extrem, das Puritanertum, war das Unmagischste, was die Völkergeschichte überhaupt hervorbrachte; auf ihm ruht die moderne Zeit. „Die Lokomotive ist protestantisch" hat einmal ein geistreicher Politiker der Jahrhundertwende gesagt, und es ist gut, daß er nicht sagte „evangelisch". Aber nun kam, gerade weil sich das Magische doch nicht unterdrücken läßt, aus der puritanischsten Sphäre der Welt, aus Angelsachsen, als Ersatz im 19. Jahrhundert der Okkultismus, Spiritismus und die Theosophie, in ihrer letzten Welle noch die Christian Science. Deren Mutterboden, schließt Schertel, war nicht triebkräftiger Dämonismus, sondern sentimentales Puritanertum. Es ist das Lallen einer späten, greisenhaften Zeit.

Von Teufelsaustreibungen oder Exorzismen wird vielfach berichtet; sie sind auf dem Lande noch gang und gäbe. Da gibt es ein Handbuch für Ritualvorschriften, worin ins einzelne gehende Anweisungen für das Verhalten des Priesters gegeben werden. Wie in den alten Zauberanweisungen wird da auf die Art des Sprechens, die Wiederholungen und ähnliches Wert gelegt, um den Zauber wirksam zu gestalten. Die Merkmale der Besessenheit werden festgestellt. Als „übernatürliche", d. h. eben magische Mittel des Austreibens wird neben dem Mißbrauch des Abendmahls hierzu allerhand angegeben: Almosenreichen, Fasten, Heilige anrufen, dann weiterhin Besprengen mit Weihwasser, Kreuzzeichen, Berührenlassen von Reliquien. Doch auch hier schimmert wieder echt Christliches mitten durch, wenn der Befallene der Fürbitte empfohlen wird, die ja eine hohe und hinüberweisende seelische Hilfe ist; wie sie wirklich verinnerlicht als Seelenmesse gedacht und so der Hinübergetretene noch der Liebe der Lebenden empfohlen wird. Auch hierbei ist freilich stillschweigende Voraus-

setzung, daß man den Toten eben nicht schlechthin tot glaubt, sondern ihn in einem dämonischen Reich naturseelenhafter Art, also nicht bei dem Gott-Vater des Evangeliums sieht; denn Fegefeuer und Himmel gehören nicht in das vom Evangelium verkündigte Gottesreich. Es sind Wirklichkeiten der unerlösten Naturseele, sie sind das Reich der Frau Holle.

Weiter entspricht es dem alten, echt heidnischen Wesen, wenn das Exorzieren nicht jedem Beliebigen erlaubt ist, sondern wenn er dazu die Weihe und die Genehmigung des „Obern" hat. Denn wir sahen, daß es eine wesentliche Bedingung alles echt magischen, heidnischen Handelns ist, daß der Vollziehende sich zuerst seiner Manakraft versichert hat und in magischer Immunität gegen die schädigenden Gegeneinflüsse steht. Die Manakraft wird dem Verwalter zuteil, wenn es heißt, daß der exorzierende Priester sich an das Bewußtsein zu halten habe, daß Christus selbst die Dämonen ausgetrieben habe und daß die Kirche eben das Erbe Christi, also auch des Magiers Jesus, so mißverstanden, wirklich verwaltet. Daher ja auch die magische Auffassung des Priesters überhaupt, der in seiner Funktion die Weihe hat und die Gnade und das Heil spendet, ganz abgesehen von seiner bewußten oder sittlichen Persönlichkeit. Es ist hier eine völlige Parallele zu dem vorchristlichen Kultwesen und seinen Vollziehern da; wie wir auch in Israel schon fanden, daß der Vollzug der Ordnungen Jahwes nichts mit der sittlichen Stufe des Handelnden im evangelischen Sinn zu tun hat. Insofern kann dann auch mit dem Abendmahl und dem Gebet gehandelt werden als mit magischen Mitteln.

Alles das sind, wie man sieht, nichts weniger als bloße Formalitäten, wenigstens nicht im Volk. Das wird ohne weiteres in seiner ganz nüchtern magischen Wirklichkeitsbedeutung klar, wenn wir es etwa in einem Dorf erleben, daß beim Herannahen eines hagelträchtigen Gewitters der Ortspriester betend mit dem Weihwasserkessel und dem Rauchfaß, begleitet vom Ministranten, um den Ort herumzieht; und wenn sein Nachfolger, der dies nicht tut und es für verwerflichen Aberglauben hält, eben deshalb von seiner Gemeinde abgelehnt wird, weil er es angeblich nicht vermag. Man sieht, wo es seine Quelle hat; bei Christus gewiß nicht. Und wenn sie zwischen den Rainen und Wiesen oder an Bergwänden ihre Wetterkreuze hinstellen, meist starke Schmiedearbeit, so ist der daranhängende Heiland gerade recht, dem vorbeigehenden Menschen, der sich im

*Memento mori* fromm bekreuzigt, ihm oder dem Vieh in der Nähe den Blitzschlag vom Leib zu halten, der sich erfahrungsgemäß gerade an dieser Stelle gern gezeigt hat. Verlangt nun die neuzeitliche Bilderstürmerei, daß die „christlichen" Kreuze an den Wegen verschwinden, so trifft sie damit weniger die Religion als vielmehr ein eminent soziales Unternehmen und ein recht urwüchsiges, gesundes, nützliches „Heidentum", das sie unter dem Bild des *Ecce homo* mit beseitigen wird.

Wir wollen nicht von all den vielen Mirakeln reden; nicht von den Sommerprozessionen durch die Felder mit ihrem Fruchtbarkeitszauber, die ja als Volksbräuche schlechthin zu werten sind. Die älteste Kirche, auch in unseren Landen, wußte sehr wohl, wieviel der Mensch immer noch, trotz der Abebbung ihrer Kraft, den Dämonen im Guten wie im Bösen verhaftet bleibt, und sie dachte an nichts weniger, als deren Gewalt zu leugnen; sie begegnete ihnen vielmehr und gerade an den Kultstätten der Altvorderen selbst, denn sie wußte um die magische Ortung, von der wir ausführlich sprachen. Aber indem sie dies wohl zu scheiden wußte vom Wesen des Evangeliums und es nur als Notstand des Daseins ansah, nahm sie es vorsichtig und fürsorglich in ihre Hand und suchte es zum Guten, zum Segen zu wenden. Auch das ist dem Rationalismus *intra muros* zum Opfer gefallen.

Aber handelte die ursprüngliche Kirche hierin im Sinn des Vorbildes Jesu Christi? War Jesus ein Magier? Ersichtlich war der geschichtliche Mensch Jesus mit starken naturmagischen Kräften ausgestattet. Liest man das wiederhergestellte Markus-Evangelium, wie es der Arzt Markus besonders befähigt war, einst niederzuschreiben, so sieht man Zug um Zug durch das ganze Jahr seines öffentlichen Handelns die von Jesus ununterbrochen ausströmende, naturhaft magische Gewalt. Lebendig deutlich ist dies etwa bei der Erzählung von der blutflüssigen Frau, die ihn im Volk anrührte und alsbald Heilung verspürte. Aber Jesus selbst, der von der Volksmenge umdrängt war, spürte sofort physisch diese Ableitung seiner Manakraft, drehte sich um und rief zornig danach, wer ihn berührt habe. Die Jünger lenkten es ab, indem sie ihm sagten: Du siehst, wie das Volk dich drängt, und fragst, wer dich berührt habe? Aber Jesus hatte eben jenes einzige, bestimmte Berühren gefühlt, weil es von innen her, vom „Glauben" der Frau an die magische Naturkraft im Körper Jesus getragen und ihm angetan war.

Aber gerade hier, bei dem soeben gebrauchten Wort „Glaube" ist

die Angel der ganzen Frage, um derentwillen wir an diese Dinge kommen: Jesus dachte an nichts weniger, als diese seine magische Heilfähigkeit als Beweis seiner überzeitlichen Erlöserschaft anzuführen und jenen Glauben damit zu erzielen, den das Evangelium meint und verkündet. Er selbst war als irdischer Mensch in keiner Weise etwa von messianischen Gedanken beansprucht, vielmehr predigte er, wie aus den gereinigten Evangelien klar hervorgeht, die innere Kindschaft Gottes im Menschen. Das „Reich Gottes" war für ihn ein inneres Dasein, nicht ein äußeres; ein äußeres nur insoweit, als er die Wirklichkeit unmittelbar als gottgegeben hinnahm. Sagt er doch zu dem Erzheiden Pilatus: „Du hättest die Macht nicht, wenn sie dir nicht von Gott gegeben wäre." Er denkt gar nicht daran, irgend etwas Seiendes gewissermaßen von sich aus als dem maßgebenden „Messias" in Frage zu stellen. Wogegen er nur auftritt, das ist das Unverständnis für das Reich Gottes in uns; ist das Verzagen der Kleingläubigen Gott gegenüber, ist die Lieblosigkeit und eigensichtige Abschnürung gegen das Ewige; ist die Wechslerei im Tempel Gottes; ist das Ummünzen des Gesetzes zu einer gottwohlgefälligen Selbstgerechtigkeit, kurz, alles das, nur nicht das Eine, daß er mit magischen Wundern, die ihm offenbar ungewollt gelangen, sein Heilandstum oder Gott den Vater beweise und den Menschen durch irgendein solches Mittel den rechten Glauben im Sinn des Evangeliums bringe.

Wir müssen sehr klar unterscheiden zwischen den magisch-physischen Wundern, die der geschichtliche Jesus vollbrachte, weil er die Naturanlage zu solchen Wirkungen einfach in sich hatte, und zwischen den gleichnishaften Erzählungen. Wenn er den schon zwei Tage im Sarge liegenden und bei dem heißen Wetter schon stinkenden Leichnam des Lazarus erweckte und dieser dann wandelte und hinausging, so ist dies entweder ein Gleichnis, oder es war eine Vision, die unter dem Einfluß Jesu die Menschen um ihn hatten in bezug auf das innere Auferstehen des Toten in der übersinnlichen Sphäre. Denn wie sollte danach ein schon verwesender Leichnam weiter herumgelaufen sein; und wie hätte sich der so erweckte Mensch wahrlich elend gequält gesehen! Hier ist äußerst behutsam vorzugehen.

Daß Jesus hellscherisch war, auch Gedanken lesen konnte, also sah, was in einem Anderen vorgehe, ist eindeutig bezeugt. So heißt es bei einer Auseinandersetzung mit den Pharisäern, als er ihnen eine Frage vorlegte: „Da er ihre Gedanken sahe, sagte er . . ." Dem wasser-

holenden Weib am Brunnen erzählt er ihre Vergangenheit. Dem Nathanael, als er sein Jünger werden sollte, berichtet er, was er hellsichtig von dessen früherem Leben beobachtet habe, und stellte ihn damit vor ein so unerhörtes Erschrecken, daß der ihn geradeswegs für einen Meister aus Gott gekommen erklärt. Auch hier also sogleich der menschlich naheliegende Irrtum, solche Hellsehergabe für das Kennzeichen des offenbarten Reiches Gottes zu halten, auf das sie damals warteten. Bei Johannes dem Täufer war es ein höheres Wissen. Der alte Staubitz berichtet aber von solchen Dingen auch aus der christlichen Gemeinde, trifft, wie Jeremias sagt, den Nagel auf den Kopf, wenn er hinzufügt, noch niemand sei durch solche Gaben gut geworden; auch würde es, wie Jeremias weiter betont, innerhalb der Urchristenheit niemand eingefallen sein, von jenen Erscheinungen im Leben Jesu zu meinen, daß solches etwa zur Heilslehre Christi gehört hätte. Es gehört so wenig zu ihr, wie die allenfalls vor sich gegangene gelegentliche Erweckung eines lethargisch Kranken, eines „Scheintoten" in physischer Hinsicht. So wenig ist auch die Wiedergeburt im Sinn des Evangeliums etwa eine Reinkarnationslehre oder so etwas wie eine gnostische Seelenwanderung in leiblich persönlichen Existenzen.

So ist immer und immer wieder der Glaube, den Jesus denen predigt, die physisch-seelisch von ihren Dämonen geheilt sein wollen, immer jener, daß er an das Heilen selbst den Glauben verlangt; aber es ist nicht der Glaube des „Christen" an das Evangelium. Denn die Wahrheit des Evangeliums kann nie von einer niederen Wahrheit erwiesen werden, von Magie so wenig wie von östlicher Weisheit oder Gottgelahrtheit, sondern ist das schlechthin Höchste, ist der Aufbruch „von oben" aus Gott, dem Ewigen, und kann nur im Inneren unserer ewigen Seele durch die „Gnade" erlebt und ergriffen werden. Das Evangelium ist da, auch wenn außen gar kein Bestand irgendeines „Göttlichen" da ist oder wäre. So nur ist Jesus als Mensch ein magisch veranlagtes Wesen gewesen, und wenn wir Magie an uns haben und uns ihr vielleicht nicht entziehen können, es mag gute lichte oder böse und finstere sein, so soll sie von innen her vor dem Evangelium schwinden, auch wenn sie, wie wir es gar nicht in Frage stellen, als Naturgegebenheit besteht. So werden die Dämonen von oben her gebannt durch das „Kreuz"; aber nicht durch das Vorhalten des Kreuzes als Zauberstab oder durch das Ausrufen von Namen wie Christus und Gott, sondern aus der tiefsten Seele, die

sich als „Kind Gottes" unmittelbar in Gotttes Reich geborgen weiß, mitten unter den Dämonen des Daseins. Das ist „evangelisch".

Eine große Rolle spielt der Heilungszauber an den geweihten Stätten, und gelingt er aus der dämonischen Naturseele, wie das oft genug sein mag, dann war es der mit Christi Geist und Lehre verwechselte und an dessen Stelle geschobene, naturhaft magische „Glaube", der dies bewirkte. Es ist nicht zu leugnen, daß wir ernstere, aus dem Unbewußten wirkende magische Erscheinungen in unserem spezifisch christlich eingestellten Lebenskreis noch haben. Was sind die vielfachen Heilungen an geheiligten christlichen Orten, wo zweifellos eine Art psychologischer Magie getrieben wird? Dies darf als schwerwiegender Rest eines Urzustandes angesehen werden. Denn selbst, wenn nur suggestive und vorübergehende Heilungen erzielt werden, so kommt darin doch eben vorübergehend ein Kraftstrom in solche Personen, daß sie zu großen, ihrem objektiven Gesundheitszustand nicht natürlicherweise zukommenden Leistungen befähigt sind. Unvergleichlich viel überwältigender aber und einen immer wieder zuzeiten entstehenden Einbruch des Magischen in das christliche Dasein beweisend, sind die wohlbezeugten echten Stigmatisierungen. Sie sind wiederum nicht Aberglaube in Hinsicht auf ihre Möglichkeit und objektive Wirklichkeit; sie sind nur vom Standpunkt des reinen Evangeliums aus ein verwerflicher Aberglaube, wenn man darin kurzweg einen Beweis der Frömmigkeit im Sinne Jesu Christi etwa sehen will.

Zu ihrer Verständlichmachung darf man wohl noch einmal auf die genannten Selbstversuche Staudenmaiers hinweisen, der durch bewußte Schulung es dahin brachte, die Nervenbahnen so zu beeinflussen an sich selbst, daß sich ihm scheinbar in der Umwelt Bilder von bestimmter Sinnesqualität ergaben. Er konnte damit an sich selbst erfahren, daß es zunächst im nicht träumerischen und nicht hypnotischen gesunden Wachzustand für den Einzelnen Erscheinungen gibt, die sich wie sinnenhaft wahrgenommene Außendinge darstellen. Es ist eine Bewirkung vom Gehirn her, die sich auf bestimmte Organgruppen oder Einzelorgane erstreckt. Von da bis zur echten Stigmatisierung, die jedoch aus dem Unbewußten verläuft und wobei nun die Körperteile selbst nicht mehr nur nervös, sondern physiologisch verändert werden, ist nur ein Schritt. Ebenso verständlich sind von daher auch nicht nur suggestive, sondern auch physiologische Heilungen aus gläubiger Inbrunst, von denen wir zuvor sprachen.

Indessen muß dabei die moralische und echt religiöse Seite von einer nur physischen Seite streng getrennt werden, und nichts wäre voreiliger und würde die Sache in falsches Licht rücken, wenn man auch die rein „christlichen" Stigmatisierungen nun etwa als Beweis und Ausfluß echten, wahren Glaubens und Lebens aus Gott und in Gott im Sinne des Evangeliums auffassen wollte; sie können ebensogut göttliche Wundertat wie Neuropathie sein, und zwar nichts als Neuropathie, wobei freilich es im Einzelfall dahingestellt bleibt, ob nicht auch das, was wir Neuropathie hier nennen, Mittel und Weg einer über allem Physischen stehenden höheren Gewalt und ein Zeichen für anderes ist.

Wir dürfen gar nicht Religiöses kurzweg darin bewundern, sondern wir müssen erkennen, daß subjektiv bei diesen Menschen ganz verschiedene, grundverschiedene Willens- und Seelenregungen vorlagen. Die Wundmale eines Franziskus mögen, von innen, aus der Sphäre des Ewigen gesehen, wirklich Ausdruck echtester Hingabe an den metaphysischen Leib des Erlösers gewesen sein; viele andere werden nichts anderes als verdrängte Sexualität und damit verdrängte Liebe im physisch-seelischen Sinn gewesen sein. Beide Male aber bestand das, was Achelis auch vom Kommen der Träume sagt: es sind metaphysische Einbrüche, die sich sowohl in der Seele wie im Körper äußern; aber es sind nicht einseitig durch Autosuggestion und Inbrunst und Ekstase dem Körper sozusagen „beigebrachte" Zustände.

Jedenfalls ist es schlechthin verkehrt, entscheiden zu wollen, ob sie Gottestat oder Satanstat, d. h. ob sie Erscheinungen des Guten und Heiligen oder des Bösen und Eigenwendigen sind. Damit kommt man nicht weiter und wird der Sache nicht gerecht. Denn einmal unterliegt es gar keiner menschlichen Kontrolle, ob eine etwaige „Frömmigkeit" dies dem Grund und Wesen nach ist oder nur ein Schein und Irrtum, selbst ein ehrlicher Irrtum; und sodann ist religiöse Inbrunst und Ekstase keineswegs eine echte Frömmigkeit oder braucht es wenigstens nicht zu sein; denn es kann auch in allerverfeinertster Form schlimmste Selbstliebe unbewußtester Art sein. Aber von dieser Bewertung abgesehen, die sich auf den Einzelfall erstreckt, stehen die Stigmatisierungen auf jeden Fall mit einem inbrünstigen und ekstatischen Zustand in Beziehung, sogar in unmittelbarer Beziehung. Auch sind sie ein Einbruch des Metaphysischen in den normalen Gleichgewichtszustand, und es wäre möglich, daß eben Stigmatisierungen dann eintreten könnten, wenn gerade das wirkliche Aug' in Auge-

Stehen mit Christus von einer Seele verdrängt, d. h. in tiefster unbewußter Selbsttäuschung trotz der formalen Anbetung nicht gewollt worden ist. Sie unterläge dann dem Einbruch des nicht Eingestandenen aus der unbewußten Welt, und so könnte es eine unbewußte Selbstdarstellung der Unfrommheit selber sein, die damit in einem körperlichen Leid, einer körperlichen „Krankheit" sich manifestierte.

Daß sich solche Stigmatisierungen hauptsächlich auf den religiösen Gegenstand der Wundmale Christi beziehen, liegt wohl weniger daran, daß der neuzeitliche nachheidnische Mensch ebenso wie der heidnische Schamane die gleiche Inbrunst und Stärke in ihren religiös-magischen Empfindungen zuweilen noch aufbringen wie echt heidnische Menschen; als vielmehr daran, daß das Unbewußte hier wieder alte, scheinbar längst verschüttete Eingangspforten und Kanäle von der Seele her in den Körper findet.

Die ewigen Jagdgründe des Indianers, das Walhall des Germanen, der Himmel des Mohammedaners und des — Christen: sie sind zu erreichen durch die Überwindung des Schmerzes und der Todesfurcht, durch das magische Sichhingeben und das naturseelenhafte Sichopfern mit dem eigenen Gut und Blut, durch die Erfüllung des Tabu. Christus verspricht uns den Himmel nicht, das Evangelium als solches weiß nichts von dieser Sphäre, weiß nichts von Belohnung und Strafe. Wo so etwas steht, ist es christwidrige Hineintragung unchristusmäßigen Gerechtigkeits- und Gesetzesglaubens. Himmel und Hölle ist Sehnsucht und Furcht des stets an Leib und Seele leidenden, gequälten und bewußt über sein Dasein und dessen Überwindung nachsinnenden Menschen; doch es ist der alte Sichtblick des „Heiden", wo und wie es auch erscheint. Auch der Mensch Jesus unterlag dem. Das „ganz Andere" aber ist das Suchen und Erblicken des Reiches Gottes inwendig in uns und das Bewußtwerden der ewigen Seele über aller Naturseele. Jesus als Christus offenbarte das Reich des Vaters im Jetzt und Hier; über ein „Jenseits" will er nirgends etwas sagen. Und wird er gefragt, so antwortet er: „Ihr werdet sein wie die Engel Gottes und nicht mehr freien, noch euch freien lassen." Von der Naturseele, auch in ihrer naturfrommen Reinheit, weiß das Evangelium nichts mehr zu sagen, es liegt über dem allem als das „ganz Andere". Es war das Hinausdringen über das heidnische Suchen, es war das Hinausgehen über Himmel und Hölle; es war das Hinausgehen über den heidnischen Tabukreis des magischen Gut und Böse und über den Geist der Gesetzesgerechtigkeit.

So ist die wahre Verkündigung Jesu Christi die Überwindung der Dämonen, auch der lichten und schönen Dämonen, und Magie, sie mag noch so erhaben sein, hat keinen Platz im Evangelium. Denn der Heiland „macht" nichts, zaubert nicht, er lebt, tut und läßt nur aus Gottes An-Wesenheit im Fleisch und bringt so die Gewißheit der kommenden Erlösung. Er ist selbst als Gottmensch die Wiedervereinigung der gegensätzlichen Pole im Menschen, die durch den Paradiesfall sowohl in sich, wie Gott gegenüber ent-zweit wurden; er ist die jenseitige Versöhnung von Mann und Weib, indem er als vollkommener Mensch „Kind" wird. So stellt der Heiland symbolisch das reine Urbild Mensch wieder her in sich, der „alte Adam", der abgefallene, dämonisch gebundene Mensch kehrt in die Versohnung, in die Versöhnung und jenseitige überzeitliche Vereinigung mit Gott zurück. Damit ist innerlich das „heidnische Zeitalter" aufgehoben, die Vaterschaft des einen Gottseins steht in der ewigen Seele des Menschen wieder da, und wir erblicken die ewige Gottheit in uns, in dem geretteten Menschen.

## *Die Erlösungswahrheit*

Der Mensch ist nicht nur Naturwesen, er ist auch bewußter Geist, er hat Gottes Odem. Und dieser Geist im Menschen, dieses ihm von Gott gegebene Licht hatte sich nach dem Mythus vom verlorenen Paradies dem abwendigen Geist, dem Verneiner verschrieben; und so hatte er sich von Gottes Angesicht abgewendet, hatte Gottes Angesicht aus dem Bewußtsein verloren. Da er es aber in sich trug, so war es sozusagen nur verdunkelt, umnebelt, gebannt, magisch gebunden. Das aber ist ein Eingeordnetsein in die Dämonie, von der wir zeigten, wie sie immer begrenzter Wille zu sich selbst, statt zu Gott, daher Umnebelung, Schleier ist, der das Ewig-Eine verhüllt, im gröbsten wie im feinsten Sinn, Bannung. Und aus diesem Unterbewußtsein empfand der Mensch, mythisch gesehen, die Ur-Schuld. Es war das furchtbare Urschicksal, das über ihm und der Welt und den Göttern lag.

Wenn wir vielleicht mit einer gewissen Sehnsucht nach den magischen Zeiten und Lebenszuständen in einer mehr romantischen als des ganzen heidnischen Ernstes uns bewußten Stimmung blicken, die uns verstandlich so ganz Wachen, aber auch so einseitig Gewordenen nur noch wie ein schönes Märchenland erscheint, so wissen wir doch, daß der Mensch auch in uralten Zeiten gebrochen ist in seinem Wesen, seit er auf dieser Erde lebt. Wir dürfen nicht glauben, daß jenes voll natursichtige, naturseelenhafte Dasein eitel Friede und Freude, Reinheit und Unschuld gewesen sei; wir sahen schon, daß dies ganz und gar nicht zutraf. Denn der Mensch ist ja nicht nur ein naturfromm lebendes Geschöpf damals gewesen, wie das Tier, sondern war stets begabt mit dem Licht des sich verselbständigenden Denkens. Und wenn dieses auch noch keineswegs den Umfang und die ausschließlich beherrschende Stellung eingenommen hatte, wie der Intellekt bei uns und auch schon in Kulturen früherer Zeit, so waren auch die magischen Menschen nichts weniger als Engel und Heilige; so wenig wir mit unserer Religion der Erlösung solche geworden sind. Von je, seit wir ihn in der physischen Natur kennen, stand der irdische Mensch außerhalb seiner Urbestimmung, war nicht mehr die para-

diesische Urform, sondern dem Begehrnis des von Gott gelösten Eigendaseins verfallen, und ging den Weg des Todes.

Auf die Frage also, die immer wieder uns ankommt, wenn wir von „der Ahnen herrlichen Vorzeittagen" vernehmen, wenn wir die seelenhafte Naturnähe der Einstigen empfinden und sie in Mythen und Märchen durchklingen hören — auf die Frage: war jenes magische Leben und Wissen, jene magisch lebendige Hingabe an die Natur noch irgendwie etwas Geheiligteres, Höheres schlechthin, mehr als es unser Leben ist; und waren jene Frühmenschen freier und erlöster als wir — auf diese Frage ist mit einem entschiedenen Nein zu antworten. Auch das natursichtige Verbundensein, das naturseelenhafte Sichversenken in die innere Natur, wie es der Frühmensch hatte und ausübte, konnte zu der fürchterlichsten Verzerrtheit und Abwegigkeit führen. Denn auch damals gab es, so gut wie heute, nicht nur verwegene und kühne heroische Lebensbejahung, sondern auch über die naturgegebenen Grenzen hinausgehendes, dämonisch niederes Begehren und Streben und Leidenschaftlichkeit. Schildern uns doch die Märchen und Sagen immerfort den Kampf zwischen dem lichten naturfrommen und dem abwegigen düsteren Menschenwesen.

Es ging also von je und je auch in den Naturreligionen das Fromme und das Unfromme stets innig verknüpft nebeneinander her. Immer wieder sehen wir in der Sagengeschichte, in der Mythenwelt wie in der historischen Geschichte der Menschheit diesen Gegensatz, diese Zwiespältigkeit. Sind doch, wie wir schon sagten, auch die Märchen voll dieses Gegensatzes; immer wieder begegnen uns die reinen Menschengestalten, die Hüter des ewigen Gutes; immer wieder ihnen entgegen die Abwendigen. So gibt es durch alle Menschengeschichte von urältester Zeit diese beiden entgegengesetzten Innenwelten; die abnend Gott zugewandte mit dem warmen Licht aus Gott — und die abgewandte mit dem kalten ver-wendeten, d. h. Gott abgewandten Eigenlicht, das sich dämonisch selbstvollenden, ja zuletzt im reinen Geist sich selbst an Stelle Gottes setzen will. „Ich gefallener Geist, bin mein Gott." „Ich gefallene Natur, bin mein Gott." Im Menschenwesen spielt sich der Kampf dieser beiden Welten ab. Und wenn der Mensch zur inneren Schau gelangt, wo sein Wesen in das Unterbewußte und Überbewußte eindringt, dann bringt er, je nachdem er selbst gerichtet ist, aus diesen Sphären Bilder herüber, die eben ein traumhaft errungenes Wissen um diese Sphären sind, und zwar gottzugewandtes wie gottabgewandtes Wissen. So liegt es am

einzelnen Menschen und seinem Wesen, ob nun die metaphysischen Erkenntnisse und Gesichte, die sie haben, die des lichten oder die des abwendigen Geistes sind. Und beide stehen im „ewigen" Kampf miteinander. Das ist die gebrochene die tragische Geschichte der Menschheit — und eine andere als tragische Geschichte gibt es nicht, sofern sie überhaupt naturseelenhaft tief und wahrhaftig ist vor dem Auge des Ewigen.

Wie steht nun diese gesamte Weltsicht zum Evangelium und das Evangelium zu ihr? Ich sage mit Absicht wieder „Evangelium", nicht Christentum; denn ich meine auch hier wieder die Urform der Offenbarung, nicht das, was die Menschen geschichtlich daraus gemacht haben und was wir heute in weltanschaulicher und moralischer oder dogmatischer oder sozialer Beziehung Christentum nennen. Auch hier suchen wir also wieder nach der überzeitlichen Urform der Offenbarung, wie wir es für den Urmenschen und den Urmythus getan haben, absehend von aller zeitlichen und daher notwendig einseitigen Ausgestaltung.

Die Lehre Jesu Christi hat es, wie wir wiederholen, nicht mit der Natur, nicht mit der Naturseele und ihren Leiden und Freuden zu tun, auch nicht mit unserer eigenen Naturseele, sowenig wie mit dem Streben nach dem Geist und den Zielen dieser Welt — sie ist auch keine Morallehre, keine Ethik des Wohlverhaltens, ist keine Soziallehre und will keine Volksbeglückung bringen — nichts von alledem; dazu haben nur wir endliche sterbliche, in der Verhaftung an die irdische Welt leidende Menschen sie gemacht, weil wir eben täglich und stündlich unter des Lebens Notdurft leiden. Man kann das Evangelium als solches eben deshalb verwerfen; man kann es verwerfen aus der Weltanschauung heraus, daß wir für das Diesseits zu kämpfen und zu sorgen haben — das kann man alles; aber man kann und darf das Evangelium selbst nicht zu etwas machen wollen, was es seinem Wesen nach nicht ist; man kann es nicht zu einer Sittenlehre machen und den Heiland nur als einen Ethiker oder Religionsschwärmer ansehen; sonst verfälscht man den Sinn der Offenbarung. Das Evangelium ist Aufbruch aus dem Jenseitigen und meint und will nur das Reich Gottes in uns.

Christi Offenbarung ist somit nicht eine idealistische Entwicklungslehre, auch keine erweiterte Ethik, sondern liegt in der lebendig unmittelbaren Darbietung und Verkündigung des Reiches Gottes in uns als unaussprechliche Gnade — das heißt wörtlich Neu- oder

Wiedergeburt aus der höheren Natur – trotz und gegen alle Herrlichkeit der Welt und ihres Geistes, Christi Kommen ist Gericht, ist Aufruf zum „ganz Anderen", ist „ewige Geburt".

Daß es sich hier nie und nimmer um ein denkerisches rationales Auseinanderherausentwickeln handelt, sondern um ein ganz schweres letztes Entweder-Oder — das wird wundervoll veranschaulicht durch jenes mythische Bild in den Evangelien, wo der Nichtseinsollende den Heiland in innerer Schau aus der inneren Wüste auf die innere Höhe: bildlich auf die Zinne des Tempels führt, ihm die Herrlichkeit der Reiche der Welt, auch der geistigen Welt zeigt und ihn dazu verführen wollte, niederzufallen und sein Mysterium anzubeten. So trat an Jesus Christus dasselbe heran, was an Adam herangetreten war; aber Christus tat nicht wie Adam im Paradies. Der Heiland — es war eben der Heiland — gab sich dem abwendigen Verführergeist nicht gefangen, widerstand dem sich selbst erhöhenden, sich selbst zum Regent aufschwingenden dämonischen Selbstvollendungswillen, der Selbstvollendungsdämonie, dem Selbsterlösungswahn. Er warf sich in Gottes Arme, vor Gottes Angesicht hin; er entschied sich für die Armut in Gott und den Gehorsam zu ihm und antwortete dem Versucher: „Du sollst Gott allein anbeten und ihm allein dienen." Hätte er anders getan, so wäre seine innere göttliche Kraft alsbald ebenso ver-wendet worden, wie ehedem Adams göttlicher Geistesodem — und es wäre in der Weltgeschichte eine erneute und noch viel furchtbarere Entfaltung des Götter- und Götzentums eingetreten, Jesus Christus wäre dann der Beauftragte des Erzverneiners mit höchster unausdenkbarer Gewalt geworden. Ein weiterführendes mythisches Bild bringt Reisner. Der Gottessohn hätte allein zum Vater zurückkehren können, nachdem er dem Nichtseinsollenden widerstanden hatte. Wäre er allein heimgegangen, dann wäre die Schöpfung und der Mensch mit ihr verloren gewesen, sie wären eine Beute des Satans geworden. Oder aber der Gottessohn hätte sich allein für die Schöpfung entscheiden können, wäre um seiner selbst willen in sie eingegangen – dann wäre die Schöpfung zur höchsten lichten Dämonie geworden, es wäre der Sinn seines Wirkens und Wesens die lichte Magie geworden, die der Mensch Jesus so stark besaß als Gegenpol seines ewigen Wesens; und auf eine neue Weise wäre so durch den Gottessohn selbst ein neues Abgewendetsein von Gott vollzogen worden. Der Sohn aber hielt die Treue dem Vater und der Schöpfung: er barg sich in Gott dem Vater und nahm gleichzeitig das

Schicksal der abgefallenen Schöpfung auf sich; er wurde sterblicher Gottmensch und erlitt den Tod im Kreuz der Welt; er gab sich selbst zum Opfer. Der ewige König, der Höchste und Beste, mit der jenseitigen Manakraft aus Gott, dem Vater Ausgerüstete, gab sich in den Tod zur inneren Erlösung der Seinen. So richtete er das Gottesreich von innen her in uns auf, nicht von außen.

So steht das Menschendasein von jeher unter dem Mythus vom Bruch des Paradieses. Sein Sturz nun hätte für den Menschen ewige Trennung von Gottes Angesicht bedeutet; der Mensch wäre bei allem Lebendigsein dennoch Gott gegenüber tot gewesen, wenn es bei dieser nun einsetzenden Weltbildung geblieben wäre. Stellen wir uns vor, was es wirklich heißt: wir Menschen hätten zu leben ohne jede höhere Hoffnung; was es heißt: der Sinn und Gang der Weltentwicklung wäre nur und ausschließlich zum Triumph des Verneiners, des kalten Lichtes, der völligen leeren Lieblosigkeit geworden, und ihr Endziel wäre qualvollste Selbstvernichtung im Geist und der Natur geworden — sinnlos wäre die Welt geworden, lieblos — und wenn sie dabei durch alle Geisteskünste ein blühender Garten gewesen wäre. Das hieße: lebendig tot. Eine Ahnung davon steckt in uns allen. Noch eine Variante und nicht nur das, sondern eine bedeutende Wesenserweiterung kennt der biblische Mythus. Als der Mensch von dem Baum der Erkenntnis gegessen hatte, wollte er sich auch die Früchte vom Baum des Lebens nehmen. Da erschrak Gott und rief den niederen Göttern zu, sie sollten rasch den Menschen stürzen; denn wenn er sich zu der Erkenntnis auch noch die Gewalt über das Leben hinzunehme, würde er niemals sterben und zeitlich endlos weiterleben. Das wäre das Grauenhafteste geworden, was sich hätte ausdenken lassen.

Und so wäre das Dasein gottleer geworden — wenn nicht — wir sprechen immer bildlich — in Gott ein unendlicher Schmerz und eine unendliche Liebe aufgebrochen wäre. Gott springt nicht über sich, Gott bejaht, er ist nirgends Verneiner. Sollte der Mensch und mit ihm alle Natur wieder befreit, erlöst werden, so gab es nur eine Rettung: wenn Gott sich selbst opferte, sich selbst hingab an die gefallene Welt; d. h. wenn er selbst in aller Wirklichkeit Mensch wurde, in das Menschenwesen einging mit allem Leid Es ersteht in der ewigen Gottheit ein Menschenurbild höchster Art, als es je die kreatürliche Schöpfung hervorgebracht hatte, der Gott nur seinen Odem einblies — Gott selbst wird völlig Mensch in der vergäng-

lichen, gefallenen Natur: Er nimmt sie selber an. Es öffnet sich im jenseitigen Gott eine bisher verhüllt gebliebene Lebens- und Wesensseite, es kommt, innerlich-zeitlos geschen, zur Geburt des Christus, des rein über aller Kreatur stehenden Wesens, des gottdurchdrungenen, des von Gott „gesalbten" Wesens — das nun menschlich-bildlich als „Sohn" Gottes im Mythus erscheint, d. h. als lebendiges Symbol seiner unendlichen Liebe und Vaterkraft. Gott bleibt jenseitig, und doch geht sein Dasein nun mit ein in die gefallene Welt. Es ist nicht mehr erschaffene Kreatur, mit Gottes Odem begabt: nein, Gott selber wird Mensch. So unendlich groß ist die Liebe Gottes, daß er nicht richtet und straft, sondern daß er mit seinem Eigendasein einsteht für die gefallene Welt, der er so sehr ihr Eigenleben in geistlicher Freiheit läßt, daß er ihre Form, ihr Wesen annimmt, statt sie zu vernichten. Es ist ewige Geburt aus der jenseitig übernaturhaften Liebe; in diesem allerhöchsten Sinn: Zeugung aus dem Heiligen Geist; symbolisch gesprochen: unbefleckte Empfängnis. Dieser Gottessohn, gekommen aus der reinen göttlichen Jungfräulichkeit, vereinigt, vermählt sich lebenswirklich mit des Menschen irdischem Wesen; er erscheint ganz lebensnah im Fleisch, wird selbst lebendiger Mensch in dieser Welt, in dieser Zeitlichkeit; er opfert damit sein ewiges Fleisch und Blut; symbolisch-mythisch gesprochen: er teilt mit dem verlorenen Menschen das Abendmahl — da die Nacht schon angebrochen war; indem er sein ewiges Blut dahingibt. Das ist das unerhörte jenseitige Todesopfer des ewigen Königssohnes. Auch im Mittelpunkt des christlichen Mythus steht das Opfer des Besten, Höchsten.

Denn der wahre Erlöser ist nicht der sich selbst Vollendende, ist nicht der in klassischer Erhabenheit Strahlende; ist nicht der dämonisch sich Verwirklichende — es ist nicht der sich der lichten, entspannenden Seite der Natur in die Arme Werfende; sondern es ist der aus seinem jenseitigen, ewig gottverbundenen Leben aus Liebe zum gefallenen Menschen Herabgestiegene; es ist der ganz und gar hier im Menschen geistlich und physisch Armgewordene, der Nackte, der Verlassene, der Geschlagene und Gepeinigte, der Zerbrechende und Zerbrochene, der ans Kreuz des Daseins Geschlagene, der am Kreuz sich von Gott, dem ewigen Vater verlassen Wähnende und doch das Kreuz bejahende Gott-Mensch. Dieses Bild ist, wie ein bekanntes Wort heißt: „dem Griechen eine Torheit und dem Juden ein Ärgernis" — auch dem „Juden" und „Griechen" in uns selbst. Und gerade diese Torheit vor der Welt, dieses stete und stete Ärgernis

vor dem sich selbst überhebenden gefallenen Geist, ist das Wesen des Evangeliums über alle Weltweisheit. Gott gibt es den Kindern und Unmündigen.

Im diesseitigen Leben war Jesus der arme nackte Menschensohn, der von sich selber sagte, er wisse nicht, wo er sein Haupt hinlegen solle, und der im Kreuzestod schrie: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Das ganze Elend des paradiesvertriebenen Menschen kostete er seelisch und geistig und physisch aus, und eben das heißt und ist: Er war wirklicher Mensch, Gott war nicht nur zum Schein Mensch; Gott starb wirklich als Mensch den Tod. Und eben indem das geschah, triumphierte in Jesus, dem Menschen, der Christus Gottes über den Tod — er konnte auferstehen und, wie es im biblischen Mythus heißt: sitzen zur Rechten Gottes. Von da wird er am Ende der Zeiten kommen und sein Reich, das Reich des wahrhaft Mensch gewordenen Gottes wird mit ihm kommen — über alle Natur. Bis dieses geschieht, leben wir alle, die wir uns Christen nennen, aus dem Glauben, noch nicht im Schauen. Aus diesem Grunde wird der Einzelmensch, die Einzelseele jetzt und hier nur im Glauben allein Kind im Reich Gottes; keines von uns kann es schauen, aber im Glauben haben und leben wir es. Darum leben wir, wie die evangelische Lehre sagt, aus dem Glauben, und nur durch diesen Glauben sind wir in dieser Zeitlichkeit: „Gottes Kinder".

Gott hätte als der Allmächtige vergeben und damit den Menschen befreien können. So denken, heißt nur: den Ewigen im niederen Sinn vermenschlichen und ihn zu einem Wesen der Willkür machen. Gott ist kein Mensch, der heute will und tut, und morgen wieder, im Guten, wie im Bösen, anders will und handelt und tut. Vergeben konnte Gott, da er immer nur Wirklichkeit, nie bloßer Gedanke und leerer Wille ist, nur so, daß er in seinem heiligen Willen blieb, und doch sich selbst in letzter Wirklichkeit hingab, in den Menschen, in des Menschen Tod mit einging. In Gott ist alles nur wesenhafte Wirklichkeit; Gott denkt nicht und will nicht wie ein endlicher Geist, sondern was Gott denkt und will, ist unmittelbar er Selbst, ist damit unmittelbar wirklich und verwirklicht. Gott meint alles und will alles, was von ihm ausgeht, im echtesten, schwersten Sinn auf Leben und Tod. Alles andere Verhalten wäre bloße Frivolität eines Spiels; und wenn Gott so täte, wäre er selbst der Lügner und der Verneiner der Wahrheit; nur der gefallene Geist meint das, was er tut und zeigt, nicht bis ins letzte wahrhaftig und ewig. Da so in Gott alles

und jedes, das geschieht, Wirklichkeit ist, so ist auch sein Menschwerden Wirklichkeit und nicht bloß religiöse Szene, religiöses Symbolisieren. Gottes Eingehen in den Menschen und sein Sterben im Fleisch ist Sinn der Geschichte geworden, die noch kommt; ist der „Eckstein", um den alles wird herumgehen müssen, an dem sich alles wird stoßen müssen – von dem Augenblick an, wo in Jesus, dem Christus, dies offenbar geworden ist. Es trat Gott von innen her selbst in die Menschengestalt — und dieser Vorgang ist der innere, der jenseitige Sinn der geschichtlichen Erscheinung Christi in Jesus von Nazareth. Es ist der geschichtliche Mythus des Christentums.

Nun erst war ein neues Urbild Mensch gesetzt — nicht des kreatürlichen Menschen, dem Gott einst von seinem Odem gab, der biblische Adam, sondern Gottes Wesen selbst wurde Mensch. Die Wiederherstellung des gebrochenen paradiesischen Urbildes lag außerhalb des Vermögens der menschlichen Natur: Gott kam, ein Name, der über alle Namen ist, ein Wesen, das über alle Wesen ist — das wurde Mensch. Dieses Wesen nun überwindet alle Zerstörung, überwindet allen Abfall von Gottes Urwille, es nimmt und durchdringt damit alle Verworfenheit, alle Verneinung, alle Schuld, allen lebendigen Tod des gefallenen Menschen in sich — in voller innerer metaphysischer Wirklichkeit. Und indem sich das nach außen sichtbar verwirklicht, stirbt es im Kreuz dieser Welt, in dieser Zeitlichkeit — der Gott-Mensch, das Uropfer: Gott stirbt in der Welt. In ihm erst, dem Gekommenen, nicht aus seines eigenen gebrochenen Geistes Kraft, ist Adam, der Gefallene, erlöst, wirklich erlöst, nicht durch Worte, sondern durch jenseitige, metaphysische Tat aus der göttlichen, nicht aus der menschlichen Natur.

Ihn als den wahren Gottesmenschen aus dem heiligen Geist, nicht mehr aus dem Urnaturgeist, konnten die dämonischen Naturkräfte mitsamt dem Verneiner nicht mehr an sich reißen, für sich gewinnen, weil seines innersten Wesens Wurzel jenseits aller Kreatur und aller Naturschöpfung lag. So konnte er auch nur offenbar und verstanden werden von den Gott zugewandt gebliebenen Seelen- und Geisteskräften des reinen Menschen. Nur soweit im irdischen Menschen der Gottesodem noch rein war, also nicht losgelöster abwendiger Eigenintellekt; mit anderen Worten: nur der inneren Unschuld im Menschen konnte der Heiland verkündigt werden. Dies das Geheimnis der frohen Botschaft, des Evangeliums, das nun über aller Welt und allem abwendigen Wollen, über aller Abgründigkeit oder Herr-

lichkeit der Welt und des Menschentumes steht — größer ist als alle Bezirke des Geistes und der Natur: die Liebe Gottes bis in den Tod Gottes! Oder die eigene Armut der reichen ewigen Liebe. So siegt der Mensch nur durch Gott, nicht aus sich selbst, über seine eigene gefallene paradiesverlorene Natur. Er ist durch Gottes Menschwerden und Sterben und Opfer selbst zu Gott herübergenommen, er ist neu geboren. Das aber geht über alle Natur, geht über alles Naturseelentum, über allen gefallenen Geist, geht damit über alles noch so erhabene Menschentum. Deshalb ist der Mensch durch das Eingehen des jenseitigen Gottheilandes schlechthin ein neues Wesen — es ist das ewig gewollte Urbild des Menschen neu aus Gott offenbart. Das ist unser erlösendes Erkennen im Glauben. Und nun verstehen wir, was es heißt: Das Evangelium ist verkündigt, ist sichtbar in die Welt gekommen für die, die es aufnehmen wollen im Glauben; das Heidentum ist wesensmäßig erloschen.

Vor jener Tatsache, daß Gottes Wesen, wenn es in der Welt erscheint, nicht nur nicht aufgenommen, sondern getötet werden muß, erfährt die Welt selbst ihr Urteil, spricht sie sich selbst ihr Urteil; d. h. sie steht „im Gericht". Sie wird von der symbolischen Wirklichkeit des Todes Gottes, vor dem Kreuz, in ihrer dämonisch-geistigen Selbstverwirklichung nicht bestehen — es sei denn, sie wirft sich der ewigen Liebe in die Arme, sie geht ein in das geistliche Sterben, in die völlige geistliche Armut vor Gott: unser Todesopfer in der Nachfolge Christi.

Alles Äußere, was uns als Heilsgeschichte erzählt wird und was unsere Religion in solche Formen gießt, hat nur von jener inneren Ewigkeitssicht her lebendigen Sinn, lebendige Bedeutung. Auch hier müssen wir alles von innen her verstehen, nicht nur als äußere Geschichte. Daß einmal ein Mensch in Jerusalem am Kreuz starb — nur als äußere Begebenheit, wie es oft so unverstanden gepredigt wird — das könnte dich und mich nicht erlösen; es bliebe für uns ohne Bedeutung; daß aber eben dieses Menschenleben bewußt und unbewußt uns offenbaren konnte, daß Gott Mensch ward, daß er vom Jenseitigen her in diese gefallene Menschennatur hineinkam und darin elend wurde wie wir — und daß er eben vermöge seiner inneren Gottheit doch von innen her aus dieser Nacht und dieser Verworfenheit auferstand, das ist für den Christen die Gewißheit der endlichen Erlösung, der Erlösung, die am Ende der Zeiten, wenn

der Sinn der Geschichte sich enthüllt, kommen wird, und die wir jetzt im wissenden Glauben vor uns sehen.

Das eben ist der Zustand, in dem wir seit dem Bruch des Paradieses stehen: daß wir auch die geschehene Erlösungstat erst im Glauben diesseits, noch nicht im lebendigen Schauen jenseits haben. Wären wir drüben, jenseits des „Todes" im Schauen der Allgegenwart Gottes und damit in unserer wahren Heimat, dann freilich wäre kein Wort mehr zu sagen und es bedürfte des ganzen Christentums nicht mehr. Aber auch so, wie es mit uns steht, kommt es nicht darauf an, daß die Seele, die mit Christus und in Christus das Reich Gottes des Vaters sucht, etwa den ganzen mythischen und theologischen Wissens- und Erkenntnisbestand bewußt in sich aufnehme. Wäre das nötig, so könnten nur die verstandlich erleuchtetsten Geister unter uns überhaupt an Christus und an das Reich Gottes herankommen. Nun aber predigt der Heiland immerzu, daß gerade dem Armen und Zerschlagenen, dem Nichtklugen in dieser Welt das Evangelium und so der Weg zum Herzen Gottes, des Vaters unmittelbar offenstehe: „Selig sind, die da geistlich arm sind." Die Seele, die ohne jeden Verstandesmythus einfach ihren Willen in Gottes Willen einbettet, die aus dem Innersten heraus so eins mit Gott ist im Vertrauen und in der Liebe, daß sie wahrhaft sagen kann: „Dein Wille geschehe" – der Mensch lebt unmittelbar im Jenseitigen mitten durch diese Zeitlichkeit hindurch, und dieser Mensch braucht keinen Mythus und keine Theologie. Den Unmündigen und Törichten vor der Welt offenbart sich Gott nicht weniger und wohl unmittelbarer als dem Verstand und „hohen Witz", der lange im Vorhof stehenbleiben muß.

Jesus Christus hat uns gezeigt, daß der Eintritt der Einzelseele in das Reich Gottes nicht erst in eschatologischer Zeit erfolgt, sondern daß im Jetzt und hier das Wort Gottes lebt, das Antlitz des Vaters uns überall entgegenleuchtet. Aber nicht pantheistisch, sondern als das große anzurufende, persönliche Du, und daß es bei uns selber liegt, ob wir es bejahen und erleben wollen oder nicht. Dennoch: wer es findet, dem ist es Wunder und Gnade. In dieser Art persönlichen Christentums haben wir in der Zeitlichkeit durch den Glauben an den Erlöser Zutritt zum Reich Gottes, in Gemeinschaft oder jeder für sich. Wenn der Aufbruch aus dem Jenseitigen am Ende der Zeiten kommen wird — dann wird der Mensch als Ganzes erlöst und das Urbild des Gottmenschen offenbar werden: die uns jetzt noch über-

bewußte Wirklichkeit, die verklärte Geistleiblichkeit ist dann gekommen.

Das Wesen der Religiosität des Volkes Israel, soweit es nicht, wie wir sahen, überhaupt im Heidentum verharrte, war, Gott nach dem starren Gesetz zu dienen. Auch für den Christen gilt das allgemeine menschliche Sittengesetz; aber ihm kommt durch das Gesetz eben die Erkenntnis der unbedingten Schuldigkeit und Schuld, denn es erfüllen und Gott sozusagen zufriedenstellen kann niemand. So bleiben wir eben, gemessen am Gesetz, auf die Gnade und die erlösende Liebe angewiesen. Macht man das Sittengesetz nun zum Wesen des Christentums, so ist dieses Christentum eine Verzerrung und Verfälschung des Evangeliums. Und wo das Bestreben besteht, durch das Gesetz und seine vermeintliche Erfüllung vor Gott recht zu werden — der täuscht sich und die, so ihm zuhören. Vor dem Auge des Heilandes wäre nur die unbedingte letzte große Liebe des Gesetzes Erfüllung — und die hat kein Mensch. Das ist nun der Unterschied zum Heiden, der sein Tabu hat und danach sein Gut und Böse bestimmt. Jesus Christus weiß, wo aus ihm das Evangelium spricht, nichts von der jüdischen Gesetzesgerechtigkeit, so wenig wie vom Tabugesetz des Heiden. Und so ist auch hier das Leben aus dem Evangelium das „ganz andere Leben". Die evangelische Wahrheit ist außerordentlich einfach: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr das Reich Gottes nicht sehen."

Dies ist der unbedingte Gegensatz zu allem magischen wie hochgeistigen, in Mysterien sich ergehenden Heidentum; es ist der volle Gegensatz zu allem jüdischen und heidnischen Denken, auch im Christentum; es ist erst recht der volle Gegensatz zu dem sich selbst erlösenden, sich selbst erhöhenden Geist, der sich zum Gott macht — dieses wahre Leben aus dem Glauben und aus der Liebe als Kind Gottes. Was tiefe christliche Mystiker, wie Meister Eckehardt, sagen: es hilft dir nichts, daß im Stall von Bethlehem einmal jenes Kind geboren wurde, das uns die Erlösung offenbaren sollte, wenn es nicht in dir, in deinem armen Stall, deiner jungfräulichen Seele geboren wird, täglich und immerfort — das ist Eingehen in das Reich Gottes mitten in der Welt, mitten im Kampf, mitten in der Unrast, mitten in der Arbeit und mitten im Ruhen. So hat der Christ kein Tabu und hat kein Gesetz zu erfüllen, sondern er hat nur das einzige, wirkliche große Anliegen an Gott: „Dein Reich komme" — in allem, was da ist.

*Evangelium und Mythus*

Die Evangelien als Schriften sind in einem ganz tiefen, letzten Sinn mythische Geschichte des Menschen und seiner Erlösung; sind der Wahrheitsmythus des geoffenbarten Gott-Menschen. In den Evangelien ist Erlösung in zwiefacher Hinsicht verkündet: die des Einzelnen und seines Eingehens in das Gottesreich in der Zeitlichkeit durch den Glauben; sodann eine eschatologische Erlösung des Menschen als solchen durch Eingehen Gottes in das Fleisch und seine endliche Enthüllung. Durch die letztere wird das Gesamturbild Mensch, das als Adam aus dem Paradies getreten ist, in Christus nicht nur wiederhergestellt, sondern es wird ein neuer Mensch, der Gott-Mensch sein, der sich enthüllt. Beides, repräsentiert durch die geschichtliche Gestalt Jesu von Nazareth, ist doch zugleich schon mythische Gewißheit gewesen, seit es eine diesseitige Menschheit gab. Der kommende Gottessohn, der lichte Heiland lebte als Hoffnung mehr oder weniger deutlich, freilich immer verhüllt durch den Nichtseinsollenden, zu allen Zeiten in der Menschheit. Durch das Leben Jesu hat diese uralte, ahnende Glaubenshoffnung ihre Gewißheit gefunden, und aus diesem Grunde heißt der irdische Mensch Jesus von Nazareth Jesus Christus. Christós aber heißt: der von Gott zum König Gesalbte. Dieses Christós ist der mythische Name Jesu, also der Name für sein eigentliches, übergeschichtliches Wesen, also für das, was er jenseitig verwirklicht, gewissermaßen seine „Urform". Sind wir diesem Erlöser zu Gott, dem Vater, zum Gott der Mitte nicht auch in der heidnischen Weltzyklenlehre begegnet? Ist das Evangelium also doch vielleicht nur Fortsetzung und Verklärung des Heidnischen und in ihm enthalten, so wie man wohl meint, es sei auch in Israel enthalten gewesen und eben nur die Fortsetzung von dessen Religiosität? Das ist eine grundsätzliche Frage.

Sagen wir Wesentliches vom Ewigen und seiner Erscheinung in der Zeit, so sprechen wie in Symbolen; und sind wir von dem Ewigkeitsgehalt und der inneren Wirklichkeit in den Dingen des Daseins ergriffen, so sehen und verstehen wir das Dasein als Mythus. Auch geschichtliches Handeln kann daher stets nur im tiefsten Sinn symbolisches Tun sein, sobald sich in ihm ein Ewigkeitsgehalt ausspricht. Aber wir vermögen es nicht, das Ewige unmittelbar zu nennen, und eben deshalb kommt es in uns und durch uns in mythenhaften Symbolen zum Ausdruck. Mythus ist daher stets das Kennzeichen des Wissens

und Erfahrens von Höchstem, Innerlichstem; aber es ist damit zugleich auch das Kennzeichen für die Bedingtheit und Gebundenheit unseres Geistes und Wesens, für unsere Paradieslosigkeit. So wird die Offenbarung des Ewigen in uns und um uns stets den Sinn und Geist des Menschen vor verstandliche Unmöglichkeiten und Widersprüche stellen; es wird sich an jene Seite unseres Wesens wenden, die eben aus dem Unbewußten, nicht aus dem verstandlich Bewußten gespeist wird. So wird die Offenbarung des Ewigen stets zu einem Zerbrechen des gottfern gewordenen Weltgeistes in uns, und beim völligen Durchbruch, beim Sicherfüllen wird es eben geistlicher Tod. Also kann nur in ihm Heil, Heilung, Heiligung sein. Der Mythus allein aber kann im Zeitlichen und im zeitlich befangenen Menschengeist das Unaussprechliche verkündigen und es darstellen.

Nach alter mystischer Vorstellung, sagt Gruppe, ging Jesus durch die Verkündigung des Engels als „Wort" durch das Ohr in den Schoß Mariae ein; es ist das spätere Dogma von der unbefleckten Empfängnis, das in herabgekommen magischer Weise physiologisch ausgedeutet wird, während auch hier wieder das äußere Bild den jenseitigen Vorgang nur meinen kann. Weiter lehrten die orientalischen Mysterien die Erleuchtung des Menschen von oben, was wir schon erwähnten, und die Wiedergeburt; geradezu die Ausdrücke selbst sind alsbald nach Jesu Tod von der frühesten Gemeinde übernommen worden. So ist es begreiflich, daß die Verkündigung der Erlösung durch Jesus Christus in den Evangelienschriften nicht nur in einfachen Gleichnissen, sondern geradezu in mythischen Bildern erfolgt. Schon die erste Verkündigung ist so. Da der gefallene Menschengeist in seinem vom Nichtseinsollenden beeindruckten Denken die einfache Wahrheit der Geburt des Gottessohnes im Stall nicht begreifen wird, so wenden sich die überirdischen Boten Gottes, die Engel, an jenen Wesensteil des Menschen, der im tiefsten unberührt geblieben ist von der Verführung des sich selbst zum Gott setzenden Geistes, der in der Finsternis steht bei allem seinem Licht. Dieser reine Wesensteil eben ist jener der „geistlichen Armut"; symbolisch gesprochen: die Engel verkündigen die Geburt des Erlösers den „Hirten" auf dem „nächtlichen Feld" in der Weihnachts- und Lichtwendnacht.

So geht die äußere Schilderung des Geschehens mit der tiefsten Sinndeutung Hand in Hand, und eben dies kann nur durch den Mythus geschehen. Wir brauchen nur hineinzugreifen, immerfort ent-

halten die Evangelienschriften, soweit sie von späteren Entstellungen, Zutaten, absichtlichen und unabsichtlichen Mißverständnissen gereinigt sind, die Fülle der mythischen Bilder. Von der heidnischen Mysterienlehre einer Wiedergeburt und Erleuchtung des Menschen aus dem oberen Reich abgesehen, denken wir an die Taufe als mythische Weihehandlung der Reinigung, die im vorchristlichen Mysteriengut ihr Vorbild hat, etwa im reinigenden Osiriswasser; die Jordantaufe des Johannes ist völlig gleich dem indischen Bad im Ganges; das Herabkommen des feurigen Geistes auf die Menschen, was im Pfingstwunder wiederkehrt, die Verspeisung der Gottheit, die das christliche Abendmahl wiederholt, die Kämpfe mit den unterweltlichen Dämonen in Christi Höllenfahrt — alles sind echte alte Mythenbilder. Es enthalten die Evangelien auch Züge des Sonnenmythus, so wenn der Heiland auf dem Wasser wandelt und Petrus zu sich ruft; oder wenn er auf dem Berg in sonnenhafter Verklärung erscheint und die anderen Sterne, Elias und die Propheten, um ihn stehen.

Anfangs war auch die Taufe kein Sakrament, sondern eine vorbereitende Reinigungsweihe, sie konnte daher mehrmals wiederholt werden. Danach erst kam der Brauch, sie zur mystischen Aufnahme in die Taufgemeinde und damit in die unsichtbare Gemeinde zu machen, es vollzog sich dabei der Empfang des heiligen Geistes, sobald die Apostel die Hände auflegten; dies aber taten sie nur, wenn der Geist über sie gekommen war. Von den Kirchenvätern selbst wurde die sakramentale Auffassung des Taufbades mit dem ägyptischen Osiriswasser verglichen, das auch das ewige Leben geben sollte. Bei der babylonischen Taufhandlung kam Ištar als Taube herab. Schließlich ist die Vorstellung des Antichrist in allen Wesenszügen orientalischen, insbesondere persischen Zügen nachgebildet.

Wenn so von der religionsgeschichtlichen Forschung dargetan wurde, daß die Evangelien solche mythischen Bilder und Inhalte haben, und man damit glaubte, sie als eine bloße Neuauflage etwa archetypischer, urheidnischer Vorstellungen entwerten zu können in ihrem spezifisch christlichen Sinn, so zeigt sich im Gegenteil, daß hier die Erfüllung der ganzen Hoffnung des paradiesverlorenen Menschen aufleuchtete und vom Jenseits her ein Geschehen hereinbrach, zu dessen Darstellung und Verkündigung man eben nichts Gewaltigeres an Bildern und Symbolen und Sprache zur Verfügung hatte, als gerade jene uralten, gleichfalls Unaussprechliches, Jenseitiges dar-

stellenden Mythen. Diese nahm man als Gefäß, um den neu aufgebrochenen übermenschlichen Lebensinhalt darin einigermaßen zu fassen.

Auch die Messiasidee ist zuerst aus heidnischen Quellen in das Schrifttum der Evangelien eingedrungen. Gewiß ist der göttliche Heiland von je und je im Menschen irgendwie herbeigesehnt worden; doch der geschichtliche Jesus wollte von einer Benennung als Messias ganz und gar nichts wissen. Die bekannte Stelle, wo ihn Petrus so nennt, wird von ihm drohend beantwortet, solches niemand zu sagen. Aber dieses Nichtsagen hieß nun nicht, daß er etwa sein Geheimnis hüten wollte wie der indische Yogi, sondern eben weil er fürchtete, den wahren, einfachen Sinn seiner Verkündigung des Reiches Gottes in uns, in der einzelnen Seele damit zu verdunkeln, zu verderben. Trotzdem durfte dieser Jesus in seiner menschenbeschränkten Zeitlichkeit von sich sagen, er sei Gottes Sohn, denn er sah eben in sich in voller, reiner Gotteskindschaft die ganze jenseitige Wahrheit des Verhältnisses des ewigen, liebenden Gott-Vaters zum Menschen lebendig werden und so in ihm selbst geoffenbart. Er hatte das ewige Du Gottes als Persönliches gegenüber in sich — das völlige Gegenteil aller „östlichen Weisheit", aber auch das Gegenstück zu jedem magischen oder gesetzhaften Gott Israels. Er stand mit dem Gott Vater, dem Gott der Liebe, der sich selbst an den Menschen hingibt, in einer für unsere schwache Kraft unerreichbaren, steten inneren Begegnung und Wechselrede, er war dessen stets von neuem vergewissert. So sah er notwendig in allem nur und einzig das Reich des Vaters, und konnte damit zugleich im Hinblick auf sich und seine Verkündigung sagen, es sei mitten unter uns gekommen; denn es war in ihm wirklich an-wesend.

Das Wort des Evangeliums, soweit es unverfälscht auf uns gekommen ist oder wiederhergestellt werden kann, lehnt jede Vergottung des Menschen Jesus durch sich selbst und die Jünger eindeutig ab. Daß alsbald nach dem Tod und dem Wunder der Auferstehung die Christengemeinde und wir bis heute, wo wir noch gläubig zu sein vermögen, Jesus als den Gott-Menschen, als den Träger der Erlösungsgewißheit, als lebendiges Symbol des künftig sich enthüllenden Messias ansehen, heißt nicht, daß er als irdischer Mensch dies wissen konnte oder durfte; denn sonst wäre in ihm Gott nicht wahrhaft Mensch gewesen, sein Leiden und Sterben wäre nicht echt menschlich arm und verzweifelt, sondern eine religiöse Götterszene gewesen.

Er war nicht für seine irdische Person der „Heilige Gottes". So sagt er selbst zu dem, der ihn mit „Guter Meister" anspricht: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott."

Auch der Marienkult in der christlichen Kirche ist ein großer, tiefer Mythus, der in den heidnischen Mythen seine Vorbilder hat. Ein solches altes Madonnenvorbild ist in Ägypten Isis mit dem Kind Horus auf dem Schoße, das sie in der Einsamkeit gebar. Danach herrscht Horus auf Erden, und sein lebendiges Abbild sind die Pharaonen. Nach der sumerischen Lehre ist der Urgrund außer aller Spaltung in die polare Zweiheit der Geschlechtlichkeit. Erst durch den „Sohn" wird Gott zum Schöpfer und Vater, und damit steht ihm als gewordene Schöpfung der Urmuttergrund der Natur gegenüber. Auch nach dem Johannesevangelium ist erst durch den Logos, den „Sohn", der später Mensch ward, alles geschaffen. Die ältesten sumerischen Tempel aber sind nach Jeremias die der Muttergöttin, die geradezu Madonna, nämlich „meine Herrin", heißt. Die Urmutter ist in der Astralmythologie selbst das Sternenall, das Sternenmeer, aber sie kann auch als Venusstern spezifiziert und so der Stern des Sternenmeeres sein. Und nun heißt in der Gotik die Maria selbst *Stella maris*, der Stern des Sternenmeeres. Die Schöpfung in ihrer Vielgestaltigkeit ist diese Urmutter Maria, und in späten Hymnen noch wird in einer Götterversammlung beschlossen, Ištar, die Göttermutter, allein zur mächtigsten Göttin zu erheben, damit sie die Zügel von Himmel und Erde halte und das Volk sie anbete. Was ist das anderes als der christliche Marienkult? Wir sehen, worauf Laiblin hinweist, die christliche Überkleidung der Frau Holle. Diese nämlich erscheint in mannigfaltiger Abwandlung, sogar als Mondgöttin. Wir kennen in der Marienbilddarstellung aber auch die Gestalt der Himmelskönigin, die auf der Mondsichel vor dem Sternhimmel steht.

In der Dreieinigkeit, sagt Jung, wird der heilige Geist im früheren christlichen Mythus als Taube dargestellt. Die Taube aber ist der alte heilige Astartevogel, der heilige Geist ist hier weiblich gedacht, und in der christlichen Altzeit hieß diese Taube auch Sophia, d. i. Weisheit, Wissen. Nun meint Jung, die Marienverehrung sei in der späteren Kirche, wo sie erst aufkam, gewissermaßen ein Ersatzbild für dieses weibliche Geistwesen. Dem möchte ich widersprechen. Das mit der Maria als irdische Mutter Gottes bzw. des Gottessohnes gegebene Lebensprinzip ist das des an sich dunkeln chthonischen Muttergrundes, der dem lichten Geist Gott-Vaters gegenübersteht. In der

christlichen Welt nun ist dieser ganze, höchst wirkliche Lebenszusammenhang bzw. Lebensgegensatz in die Sphäre der ewigen Liebe gerückt; und unter der Verklärung des Menschen Jesus als Träger der endlichen Erlösung wird aus der chthonischen Urmutter die lichte Himmelskönigin. Aber doch eben nur die Königin des „Himmels", also nicht etwa die Gleichgestellte zu Gott selbst. Denn Himmel und Hölle sind, wie wir es darlegten, tiefe Zonen unterhalb des Reiches Gottes, das uns Jesus der Christus öffnete. Was dort in dieser Weise als die andere Seite der Schöpfung dargestellt ist, ist eben nichts anderes als die chthonische, mutterhafte Seite derselben, die sich im christlichen Kult des Abendlandes als Maria, d. h. die reine ungebrochene Ursubstanz, die Urnatur als die Mutter des in die endliche Welt eingetretenen Heilandes, dessen ewiger Vater Gott, der männliche Gott ist, erweist.

In diesem Zusammenhang nun ist es von großer Bedeutung, daß ein altgermanischer Kultus der heiligen mütterlichen Dreifaltigkeit bestand, dessen Fest nach Schöll wesentlich um die Wintersonnenwende lag und das an symbolischen Grabstellen stattfand, vermutlich an den Agistersteinen bei Minden, u. a. auch auf dem heiligen Berg bei Heidelberg. Denn hier ist deutlich erkennbar die chthonische Seite aufgetan. Eben dies hob der christliche Mythus später aus dem Nurheidnischen heraus und wandelte es in den christlichen Marienkult, nicht anders, als andere heidnische Feste und Kultstätten christianisiert wurden. Diesem mütterlichen Urgrundelement, das in unserem eigenen Selbst wirkt und gärt, und dessen naturgemäß auch der Mensch Jesus teilhaftig war wie wir alle, seine Brüder und Schwestern — dieses Element in die höchste Gottesliebe zu rücken, es zu verehren, kultisch zu behandeln, ist der eigentliche, befreiende Sinn des lichten Marienkultes im Christentum.

In dieser Marienidee liegt der Wesensunterschied zwischen dem äußeren, d. h. dem geschichtlich individuellen Jesusleben, und der symbolhaft jenseitigen Bedeutung der Christusgestalt. Der Christós hat die unbefleckte, jungfräuliche, ewige Seele zur Mutter, die sich Gott dem Vater und seinem heiligen Geist öffnet; der irdische Jesus aber spricht zu seiner irdischen Mutter, die ihn mit den Seinen mißversteht über das Wirken des Reiches Gottes: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" So wird uns eben dies klar, weshalb das Evangelium in Mythenbildern verkündet werden muß: und weshalb der christliche Kult, soferne er das Ewige, das Evangelium selber meint

und nicht sich an Stelle Gottes setzt, zu solchen mythischen Bildern greifen muß.

Daß dieses Einkleidungen, Gleichnisse und Mythen sind, gibt auch die katholische Theologie jetzt zu. Christenheit und Geschichte des Christentums, sagt Karrer, ist die große Seelenwanderung der niedergestiegenen Idee, weil das „Wort Fleisch geworden" und unter uns Wohnung genommen hat. Es trägt von allem Anfang an zeitgeschichtliches Gepräge. Gott sprach in dem Menschen Jesus in menschlicher Natur; das Wort zieht die verschiedensten Formen an. So werde man in der Tat unterscheiden müssen zwischen der Idee und der empirischen Gestalt des Christentums; das Christentum zeige uns ein ewig unerfülltes Ideal.

Wir sprachen von dem Heiligen Geist als weiblich aufgefaßtem Element bei der älteren Christenheit. Die Gestalt und das Wesen desselben ist in der christlichen Kirche nichts weniger als einheitlich und bestimmt umschrieben. Im äthiopischen Christentum, das ja auf die älteste Zeit unmittelbar zurückgeht und nicht die abendländischen Wandlungen mitgemacht hat, tritt dieses weibliche Wesen noch deutlich hervor. Laiblin berichtet von einem dortigen Triptychon, auf dessen Mittelstück ein Gott Vater und eine Frau völlig gleichgeordnet und in gleicher Gestalt dargestellt sind. Ausdrücklich bezeugte der Priester, der dieses Bild einem deutschen Kaufmann schenkte, daß die Natur immer wieder das zeugende männliche und das empfangende weibliche Grundwesen aufzeige und der Heilige Geist eben zu dem starken männlichen Prinzip des einen Gottes die weibliche Entsprechung sei.

Es müssen immer wieder tiefe Visionen gewesen sein, wenn die des Evangeliums Bewußten eben dessen Wesensinhalt in die mythischen Bilder gossen. Dieser Vorgang mag sehr klar sichtbar werden durch eine einfache, aber durchaus jüdisch-kultisch orientierte Erzählung aus der an sich völlig unbekannten Jugendzeit des Jesus selbst. Da brachten ihn die Eltern in den Tempel, um ihn dem Priester darzustellen, wie es jüdischer Brauch eben war. Der Priester Simeon bricht dabei in die Worte aus: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den gesehen, der in Israel Herr ist." Hier ist nun ganz offenkundig im Lukas-Evangelium die Erscheinung des vom Judentum erwarteten Messias christianisiert. Jesus hat als Galiläer nichts mit der Erzählung zu tun, wie so vieles nicht, was insbesondere im Matthäus-Evangelium gegeben, ja korrigiert ist. Da nun

niemand von Jesus als dem Verkünder etwas wußte, ehe er öffentlich auftrat, und da auch seine Angehörigen nichts weniger als seines Sinnes waren und an ihn glaubten, so ist eben auch dieses Bild von der Einbringung in den Tempel wie das spätere vom zwölfjährigen Jesus im Tempel, der die Schriftgelehrten in Erstaunen setzt, symbolisches Verkündigungsbild des Überzeitlichen in der Erlösungsidee, also voller Mythus. Wieder ist es nur der unaussprechliche Inhalt des „ganz Anderen", der in allem dem zum Ausdruck kommen will.

Gewaltig und stark, den heidnischen Mythus im Grunde immer wieder durchziehend, waren die ganz realen Erlöserhoffnungen. So war auch das Aufbrechen des Evangeliums durch Jesus von Nazareth keineswegs nur in Israel vorhanden. Aber die große Erlöserhoffnung der heidnischen Welt hatte sich zuletzt im chaldäischen Kulturkreis seit der babylonischen Gefangenschaft der Juden, also einige Jahrhunderte lang, ganz eindeutig auf das Jordanland und sein prophetisches Volk gerichtet. Und hier ist nach Jeremias Darstellung sehr wesentlich zur Kennzeichnung des ersichtlich ungewollten, d. h. sich ganz aus der Natur der Sache selbst heraus, nicht durch Berechnung ergebenden Verbundenseins von christlicher Heilsgeschichte mit heidnisch-mythischer Wirklichkeit das Erscheinen der drei Weisen in der Evangelienerzählung. Auch das ist Mythus, insofern ja die persönliche Jesusgeschichte aus dieser Zeit nicht verbürgt ist als äußeres Geschehen. Aber was da erzählt ist, zeigt uns, wie die Erwartung des Heilandes gerade aus dem Jordanland schon lange zuvor im Heidentum lebendig war; nicht nur im Osten, sondern wohl auch im Norden. Doch das letztere wissen wir nicht bestimmt, wir bleiben beim Osten.

Ich kann nur hierhersetzen, was Jeremias über diese mythischen Zusammenhänge sagt: Die Urchristenheit hat daran festgehalten, daß es Gott gefallen habe, den Völkern in der Zeichensprache des gestirnten Himmels etwas zu sagen. Was die „Weisen aus dem Morgenlande" gesehen hatten, war nicht ein sogenannter Wunderstern, sondern, wie Kepler schon richtig erkannte, eine ganz seltene Planetenkonstellation des Jahres 7 vor unserer Zeitrechnung, das jetzt für das historische Jahr der Geburt Jesu von Nazareth angesehen wird. Gerade damals wurde das Fischezeichen das Frühlingszeichen. In jenem Jahre 7 ist dreimal der Saturn — der alte Judenstern, nach dem auch der Sabbath heißt — im Tierkreiszeichen der Fische ganz nahe an den Jupiter, den Königsstern, herangetreten, etwas ungeheuer

Seltenes. Und dieses Ereignis fand im selben Jahr gleich dreimal statt. Das mußte die chaldäischen Astrologen schwer beeindrucken. Dazu kam, daß unter demselben Sternhimmel in der Nähe des Jahres 7 auch sonst unter den Planeten „eine wahre Staatsparade" zu sehen war. Wir wissen aus Keilschriften, daß diese Konstellationen in Babylon bekannt waren. Schon bei der Saturn-Jupiter-Begegnung vom Jahre 126 und 66 v. Chr. mögen die babylonischen Astrologen etwas Besonderes erwartet haben, nachdem man das jüdische Volk in seinem Exil, das merkwürdige prophetische Volk, näher kennengelernt hatte. Aus dem 72. Psalm wie aus Jesaias 66 geht hervor, daß Gesandtschaften aus dem auf den Erlöser wartenden Osten schon mehrmals im Judenland gewesen waren. Auch in der Offenbarung des Johannes spielt ja der Astrologenhimmel die größte Rolle. Dies alles aber ist so erstaunlich, daß man es nur im Hinblick auf den tiefen Zusammenhang vorchristlicher Erlösungshoffnung, von Mythus und Evangelium zu höchster Nachdenklichkeit hinnehmen kann.

Auch sonst finden wir den astrologischen Einschlag in den Evangelien, so in der Zwölfzahl der Apostel, die den solaren Tierkreiszeichen entspricht. Wir sehen ja auch im Mittelalter den Aposteln astrale Tiere noch zugeschrieben. In der alten keltischen Sage vom König Artus mit seiner Tafelrunde ist die Tierkreiszahl veranschaulicht, und auch der Heiland wird in der Abendmahlsszene mit den Zwölfen tafelnd geschildert. So ist es auffallend, daß dieser Zwölferchor der Auserwählten auch im Neuen Testament den Mythus der zwölf Apostel erfüllt; einer scheidet aus, dafür kommt später ein anderer hinzu, es wird Wert auf die Zwölfzahl gelegt, obwohl wir wissen, daß geschichtlich diese Zwölfzahl nicht gegeben war. Alle diese Zwölfer haben, wie Wohlbold von der Runde des König Artus sagt, als Ganzes ihre Berufung und sind Träger einer besonderen Mission, sie sollen die aus dem Weltzentrum ausstrahlenden Kräfte auf Erden verbreiten. Hier ist der Astralmythus, und zwar der astrologisch gedachte, unverkennbar.

Christi Geist nun ist trotz alledem nicht die Fortsetzung des Heidentums, auch nicht seiner edelsten Bestrebungen, sondern ist das „ganz Andere". Auch wenn in ihm sich ersichtlich Elemente seiner Zeit und Umwelt, ihrer Strebungen, ihres Wesens und Erlebens finden und irgendwie mit darstellen, so ist das doch nur Form, die gewissermaßen den Evangelienkörper bildet, nicht das Wesen. So wie ein

tierischer Körper anorganische Substanz enthält, die aber in ihm als Organismus neu konstituiert ist, dem Leben dient und dieses trägt; oder wie der Mensch einen Säugetierkörper naturhaft hat, aber seinem ewigen Wesen nach etwas anderes ist als ein Tier — so ist auch der Geist und das Wesen des Christentums etwas anderes als die Elemente des Mythus und der Philosophie selbst, die seinen geschichtlichen Körper bilden; und so ist es auch aus anderer Quelle gekommen als der Geist des Heidentums, auch des höchsten und reinsten.

So haben also die uralten Formen und Bilder im Christentum einen neuen, zuvor nicht gewußten erlösenden Inhalt. Sie tragen eine neue, höhere Ebene des Geistes und der Seele in sich, und es ist keine Rede davon, daß der heidnische Inhalt, den sie einst hatten, selbst der Quell des Evangeliums gewesen sein könnte. Denn das Evangelium ist Aufbruch aus dem Jenseitigen aus einer überkreaturhaften Welt. Christus, in Jesus von Nazareth offenbar geworden in seiner ewigen Existenz, ist nicht ein Religionsstifter und Gottesprophet nur eines Weltenmonats, des der Fische gewesen, so wie Zarathustra der des Widderzeitalters etwa gewesen wäre; heidnisch beeinflußtes Mysterienleben hat ihn in den Katakomben wohl mit diesem Zeichen versehen, das aber eben vermutlich nur das astrologische Deckzeichen war; sondern er war der offenbarte Christos, der „Sohn" des Ewigen Vaters, er ist der Erlöser im großen Weltenäon überhaupt.

Wird aber nun zu alledem gefragt, warum der Christ in Mythen sprechen müsse, statt überhaupt bildlos anzubeten und sich nicht in heidnischen Formen zu ergehen — nun eben die volle Erlösung, di Erlösung zum neuen Urbild Gott-Mensch erst würde uns die Hinau führung über das zeitlich naturhaft gebundene Wesen bringen. Die letzte Erlösung wird es sein, wenn die Natur durch den Gott-Menschen von innen her verklärt wird; wenn das Reich Gottes, das jetzt innen ist, auch nach außen aufgebrochen sein wird. Dann würden wir im lebendigen Schauen einer Wirklichkeit stehen, die jetzt für uns nur in der Seele zu erfassen, nicht aber im bewußten Leben völlig zu ergreifen ist. Dann sähen und erkennten und sprächen wir wortlos, es stünde alles von Angesicht zu Angesicht; das Unaussprechliche wäre unser unmittelbar gegebenes Dasein, das Unbeschreibliche wäre Ereignis. So aber stehen wir noch nicht darin, noch ist die Enthüllung nicht da. Eben deshalb müssen wir in Mythen und Gleich-

nissen sprechen. Wer sie zur Sache des Glaubens selbst macht oder sie gar rational als „Glaubensartikel" auffaßt, zerstört das Wesen. So ist also das Mythische, das Sprechenmüssen in Mythen eben das Kennzeichen unseres Herausgeworfenseins aus dem Ewig-Unaussprechlichen, aus der Heimat unseres eigentlichen Wesens — ein Gedanke, den auch Augustin kennt, der in den Konfessionen sagt, wenn nicht durch den Fall des Adam der Mensch abgrundtief in seinen Vorwitz gesunken und in den unbeständigen Wandel seines Daseins geraten wäre, dann hätten auch die Verkünder des Gotteswortes sein reines Geschehen im Meer der Völker nicht körperlich-sinnlich schildern müssen.

Ja es kommt zuletzt noch, worauf Jeremias hinwies, geradezu zu einer mythischen Travestie. In Ägypten schon gab es kalendarische Osirisspiele, die sich im hellenistischen und römischen Kulturkreis fortsetzten, wo in scherzhafter, man möchte sagen shakespearischer Tragik der Volksheld gegen Tod und Teufel ficht und sie unterkriegt: es ist unser aus Ägypten hergekommenes Kasperltheater. Dahinter stehen tiefe Mysterien. Der die Erlösung bringende, durchaus ernst religiös gemeinte Held des Lichtes erscheint vor der Welt geradezu als Narr, als Narrenkönig. Und eben dieses Spiel trieben die römischen Kriegsknechte mit dem zum Tod verurteilten Jesus. Und hier ist der Erlösermythus ganz drastische banale Wirklichkeit geworden. Auch hier gilt, sagt Jeremias, im allerhöchsten Sinn: Menschentorheit — Gottesweisheit.

Erkennen wir den ewigen Gott und Schöpfer, sein Reich in unserer Seele, so müssen wir es auch verkünden. Tut es der Denkverstand, so schafft er eine Philosophie, eine Theologie, ein Religionssystem; tut es der Seher und Dichter, so schafft er Mythen. So sehen wir, weshalb alles Aussagen und Lehren und Prägen nur ein Ringen und Drängen ist, um das Unaussprechliche der Gottheit und des Erlösungswunders in unserem gebrochenen Geist auszudrücken. Mythus in jeder Form, wo er je erschien und noch erscheint, ist Wille zum Ewigen, aber er ist auch Kennzeichen des gebrochenen Paradieses, des gebrochenen Lebens.

## *Selbstoffenbarung. Antichrist*

Was die mythischen Zeiten und Völker taten, das wußten sie nicht; sie wußten es nicht — nämlich in einem tieferen Sinn nicht. Denn die ewige Wahrheit, deren wir durch die Offenbarung neu wieder teilhaftig geworden sind, war verlorengegangen, der Mensch hatte das Licht seiner Herkunft verloren. Zwar bestand die Ahnung noch, aber das unmittelbare Erschauen Gottes, des Ewig-Einen, des Vaters und Schöpfers aller Dinge und Wesen — das war verloren. Darum also, wo wir dem heidnischen Menschen im goldenen Zeitalter zum erstenmal begegnen, da sind wir schon diesseits des Paradieses, d. h. jenes urbildlichen Zustandes, in dem nicht äußere Vielheit und äußere vergängliche Natur war, sondern ewiges Urbild aller Dinge und Wesen, auch des Menschen selbst. Darum kann man das Mythische und Urheidnische nicht verstehen, wenn man nicht um die letzte Heilswahrheit weiß, die ihrerseits wieder auf dem Mythus vom Bruch des Paradieses beruht. Die ganze Geistes- und Völkergeschichte der Menschheit ist nur verständlich aus der Urtatsache des Sturzes aus dem Paradies. Dieser Sturz aber kennzeichnet sich als Verführung des Geistes, sich auf sich selbst zu stellen, nicht mehr in Gottes Angesicht zu schauen, nicht mehr Gott gehörsam zu sein. Die ganze geistige und urnaturhafte Entwicklung hätte sich innerhalb der Paradieswelt vollzogen, wenn der Geist und die Natur im Menschen ihre von Gott gewollte, nicht ihre eigensüchtige Verbindung gefunden hätten und des Menschen Dasein stets und unverwandt aus Gottes Wort und Wille genährt worden wäre.

Gott der Schöpfer hatte den Menschen im Urstand zu seinem reinen Ebenbild in einer paradiesischen Natur bestimmt; er hatte ihn auch zur höchsten Erkenntnis eben Gottes selbst bestimmt, er sollte von Angesicht zu Angesicht mit ihm leben; denn eben das bedeutete es, wenn er ihm sein eigen Bild in die ewige Seele eingegeben hatte. Von da aus hätte das reine urbildhafte Menschenwesen alle inneren Offenbarungen bekommen, es wäre in sich unbeschädigt gereift, und mit ihm die Schöpfung. Denn Mensch und Schöpfung sind innere Einheit, lebendige Einheit. Der Mensch wandte sich von Gottes Angesicht, er nahm sich selbst die Frucht, ehe sie im Sinne Gottes reifte, er war dem Verneiner gefolgt. Es kam zur Zerstörung der urbildhaft reinen Urnatur, es ward physische Welt, vergänglich und gebrochen: die Vertreibung aus dem Paradies.

Durch diese Abkehr von Gott, dem Ewig-Einen, trat im Menschen der dunkle schicksalshafte „Ungrund" hervor. An Stelle des alleinigen Gott-Vaters trat der „Nichtseinsollende", trat das heidnisch-satanische Urprinzip als höchster Weltgeist. Und das war „Eingötterei". Man wollte erkannt haben, daß die älteste urgründigste Form heidnischer Religiosität in der Tat Monotheismus gewesen sei. Die Aruntа in Australien sagen, ihre Stammeltern wären einst mit großer Macht ausgestattet gewesen und hätten in Verbindung mit dem höchsten Wesen gestanden; aber die Gemeinschaft ging verloren und sie sanken von ihrer Höhe herab. Karrer meint dazu, dies sei eine Erinnerung an den einst gewußten wahren Einen Gott, aber es ist schon der heidnische Monotheismus, der hier sich kundtut. Denn solcher heidnischer Monotheismus ist weder jener des Urstandes im Paradies, noch jener des Evangeliums; wohl aber ist er durchaus heidnisches Eingötzentum, das nur den Ungrund, nicht mehr den Gottesurgrund sieht. Aus diesem Eingötzentum aber, das trächtig war aller der danach im heidnischen Bewußtsein entfalteten Vielgötter, hat sich eben, wie Reisner sagt, die ganze heidnische Vielgötterei entfaltet. Denn die kosmisch-physische Natur enthält in ihrer inneren Lebendigkeit eben alle die vielgestaltigen Naturseelenpotenzen, die sich im urgeschichtlichen und geschichtlichen Heidentum später zeigten.

Sobald der geblendete, der des paradiesischen Urstandes verlustig gegangene Mensch den nichtseinsollenden Ungrund nun erfuhr und gewahrte, gewahrte er alsbald auch dessen innere, dämonisch endlos sich vordrängende Gestaltigkeit und Mannigfaltigkeit. Das führte zu der immer weiter und weiterschreitenden Entdeckung der Götter, führte zum polytheistischen Heidentum.

Der nichtseinsollende Eingott mußte sich kraft seiner dämonischen Selbstverwirklichung und Selbstdarstellung immer mehr im Geist und in der Seele des Menschen zu erweitern trachten, immer mehr in das dämonische Gestaltungsextrem drängen, immer mehr Dämonie und dämonische Gestaltung in der Natur wie im Menschenleben annehmen und zu verwirklichen suchen — es treibt weiter und weiter, dem Uferlosen zu. Und so kommt es doch wohl schließlich im Menschen, der irgendwo dem widerstrebt, zu der Erkenntnis, daß mit dem Fall aus dem Paradies, mit dem Brechen des Gottesgebotes doch nur dem falschen Einen zuletzt gedient ward.

Überblickt man nun diesen „theogonischen Prozeß", sagt Reisner, so gewahrt man, daß darin die Götter immer menschlicher geworden

sind, immer mehr die seelisch-geistigen und naturhaften Potenzen des Menschen selbst darstellen, im Guten wie im Düsteren; und so bewegt sich, wie Reisner weiter sagt, die gesamte mythologisch-urgeschichtliche Religionsentfaltung immer offensichtlicher auf den Menschen selber zu und damit zuletzt auf seine Selbstvergottung. Das aber will sagen: das ursprünglich echt Göttliche des Menschen wurde immer entschiedener im Lauf der heidnischen Geschichte aus dem Menschenbewußtsein verdrängt, bis endlich der Mensch selbst, wie etwa in der letzten römischen Zeit, als Gott verehrt wird. Damit steht er bei höchster geistiger Vollendung doch in der letzten Gottfremdheit. Und so kann nur noch dies kommen: Selbstauflösung, Selbstmord im Geist oder überhaupt Weltuntergang, Weltgericht. Oder was sonst?

Das ganze Götterwesen als Erkenntnis der naturseelenhaften Urheberkräfte, die Naturseelengewalten, können und müssen beim echten Heiden stets der magischen Kultwirkung ausgesetzt werden; sie müssen, solange der Mensch sie nur als letzte Instanzen kennt, an die er sich zu halten hat oder die er abwehren muß, immerzu in naturhafter Weise bezaubert werden. So ist die reine Urreligion stets gebrochen in dem warmen Leben. Wo aber das Heidentum rein geistig lebt, wie in einem Platon, geht dies alles nach einem Suchen der wahren lichten Humanität hinaus — aber auch das ist Licht des gefallenen, des paradiesvertriebenen Geistes, der sich trotz allem „Wahren, Guten und Schönen" die letzte Erlösung nicht bringen kann; er kann das Rad des Weltgeschehens nicht verlassen. Auch über dem Lichtreich eines Platon steht das dunkle Urschicksal, und die chaotischen Gewalten bilden auch in diesem Menschentum den dunkeln Hintergrund. Und darum wendet sich ein Platon wohl weg von der Magie, aber er steht nicht in der Offenbarung Gottes des Ewigen Vaters. Des Heiden Denken und Wissen war nur getragen vom Nichtseinsollenden. In diesem Geist dachte er, mußte er denken; in ihm war der Kampf des Lichtes mit der Finsternis; aber das Darüber war ihm nicht geöffnet.

Dies ist die erkenntnismäßige Folge der Erbschuld, die, wie wir sahen, eben in der Verselbständigung des erkennenden Geistes gegen Gott lag und damit des Urzustandes im diesseitigen Leben entbehrt. Sie ist somit nicht etwa das Böse, das wir bewußt tun, obwohl es daraus fließt; vielmehr ist es der metaphysische Zustand des Menschen als zwiespältig gewordenen Wesens — ganz abgesehen vom Bewußt-

werden dieses Zustandes in unserer Philosophie und Religion. Im goldenen Zeitalter wirkte sich dieser innere Zustand noch im Übersinnlichen aus, es blieb dem Frühmenschen intellektuell verschlossen, was in Wahrheit mit ihm sei und was die Götter seien: aber nach und nach kam das Erwachen. Und damit begann alsbald der geistesgeschichtliche Prozeß der Entdeckung und Erkennung und Anbetung der Natur und ihrer Gewalten. Denn der gefallene Mensch ist nun eben den Naturgewalten, denen er sich durch Befolgen des Schlangenrates hingab, unbedingt ausgeliefert; er ist natursichtig und steht mit diesen Gewalten in innerer seelenhafter Wechselwirkung; er ist abhängig geworden von den verselbständigten Emanationen Gottes, von der Dienerschaft; er ist nicht mehr an Gottes Herzen, ist nicht mehr Hausgenosse und Kind.

Jene Zeitalter und Schichtungen der Seele offenbaren sich nun in der Gestalt der Götter und in der Schichtung der Mythen selbst. Wir finden, wie Schirmeisen dargelegt hat, in der Götterlehre und den Mythen Teile und Stücke verschiedenen Alters, verschiedener innerer Herkunft. Zuerst ist der polytheistische Eingott da oder er schimmert irgendwie noch durch. Bei den Germanen ist es Ziu, derselbe wie Diu-Pitar, zu deutsch: Gottvater, gleich Zeus im griechischen Götterhimmel. Aber daß dies längst nicht mehr der ewige Gott-Vater der Paradieszeit ist und auch nicht der des Evangeliums, geht schon daraus hervor, daß ja mit dieser Gottvatergestalt schon andere Götter bestehen, auch weibliche; daß ihnen auch schon die gestürzten Großgötter der Titanenzeit vorangehen: Kronos, Uranos; und Ziu-Zeus ist daher schon ein recht später Gott. Der Mythus von der Entmannung des Uranos zeigt nun wieder jene heidnische Natur-Gottauffassung, die dann auch den Marienglauben des Christentums noch durchzieht. Wir sind also mit der Teilung der Götter in Hierarchien und männlich-weibliche Potenzen schon weit weg von dem einstigen paradiesischen Gottkennen. Und das ganze Götterwerden, die ganze mythische Theogonie ist so auch ein stetes Umgestalten, in dem sich die Seele des Menschen selbst offenbart.

Es sind also wohl ungeheure seelisch-geistige und damit auch kulturelle Revolutionen gewesen, schon in der Urzeit, wie Herrmann darlegt, die sich mit solchem Götterwandel zugleich kundtun. Und ist es denn in unseren geschichtlichen Umbrüchen anders? Offenbart sich da nicht auch immer wieder eindeutig der Menschengeist in seiner Religion, in der Auffassung seines Gottes und seiner Götter? Und ist

das nicht stets das volle Leben in seinen allerstärksten Äußerungen: die Selbstoffenbarung des Menschen außerhalb des Paradieses? Eben das ist wirklich Geschichte. Und in ihr wechseln auch die Götter ihre Gestalt. So sehen wir in der germanischen Mythologie den jüngsten Kulturgott Odin-Wodan mit dem etwas älteren Wanengeschlecht noch um die Oberherrschaft ringen; Thor-Donar, und dieser wiederum jünger als die frühe Gottheit Ty-Ziu.

Auch die Tätigkeiten solcher alten Göttergestalten wechseln oder verschieben sich und erweisen sich so als Repräsentanten bestimmter kultureller Entwicklungen und Zustände. Jeder dieser Götter ist in seiner Blütezeit als Allgott gesehen worden, in ihm offenbaren sich alle möglichen Naturkräfte, aber nach und nach wird er auf bestimmtere engere Kreise, zuletzt auf einen engen Wirkungskreis beschränkt, und zwar auf jenen, der ihm seinerzeit in seiner Vielgestaltigkeit doch wesentlich zu eigen war. Zuletzt wird er Dämon und kann endlich, wenn auch nicht ganz aus dem Bewußtsein des Volkes verschwinden, so doch nur mehr sagenhaft übrigbleiben, ja er wird zu einer Art Heros, einem vergöttlichten Menschen; im griechischen Mythus Herakles als einstiger Zeus; oder der Liebling bestimmter Götter, der Held Achilleus. Je mehr gegen den Ausgang des echten Heidentums hin, um so mehr Selbstvergottung des Menschen. Und so ruft zuletzt der nordische Seher und Dichter aus: Man spricht immerzu von Göttern, aber ich sehe nur noch Menschen.

Vielleicht war die reine Urreligion ohne jeglichen magischen Einschlag; aber die Urreligion ist ebenso ein metaphysisches Wesen wie der Urmensch und der Urmythus. Wir können also nur sagen, daß das Wesen der reinen Urreligion die Schau und Anbetung des Ewigen Vaters wäre. Darin liegt schon, daß jede Religion der Geschichte magisch beeinflußt gewesen sein muß, also nachparadiesischer Abstieg war. Magie herrscht überall in der endlichen Natur. Es gibt, wie wir sahen, eine Magie der Natur; und es gibt Magie im Menschen und durch den Menschen. Wenn der Mensch Magie treibt, und das muß er bewußt oder unbewußt immer, so ist es Notlage, denn durch sein gebrochenes Sein stört er fortwährend die Natur und bleibt zu ihr nirgends in der rechten Beziehung. Wenn der religiöse Mensch daher immer und überall in irgendeiner Form Magie treibt oder sich auch nur unbewußt so verhält — er kann es nicht anders, er muß es — so ist das immer wieder erneut das Zeichen seines des Paradieses verlustig gegangenen Daseins. Wir können Magie in der feinsten und

edelsten Form treiben, wir können sie auch plump materiell treiben; wir können so oder so beten — aber damit zeigen wir, daß wir gewiß nicht im Geist des Evangeliums stehen, nicht im Willen Gottes und seinem Reich. Jegliche religiöse Magie, auch die erhabenste im Christentum, ist daher nur Not, ist nur Kennzeichen des Fliehens von Gottes Angesicht. Jesu Magie war eine naturseelenhafte Sache an seiner irdischen Person. Er hat sie nimmer zum Wesen der Frömmigkeit gegen Gott und als Beweismittel für das Evangelium angesehen.

Die reine Urreligion ist, ebenso wie die reine Urform des Menschen und die Urform des Mythus, niemals in der geschichtlichen Zeit als solche verwirklicht gewesen, und wenn wir sie suchen, so idealisieren wir, wir betreten das Reich der Urbilder, die nie selber außen sind und waren, sondern von denen alles Außen nur abgewandeltes und einseitig geprägtes Gleichnis ist. Aber die Urreligion lebt im Grunde alles reinen unverfälschten Mensch- und Volkstumes verklärt. In der idealisierten griechischen wie nordischen Götterreligion, soweit wir die letztere noch einigermaßen erschließen können, erblicken wir als wesentlichen Grundzug den unmittelbaren Zutritt des reinen heldenhaften Menschen in die übersinnliche Göttersphäre. Man lese die Szene in der Odyssee, wo dem Telemach Athene erscheint: es ist ein unmittelbarer Verkehr von Angesicht zu Angesicht; magische Praktik kommt da nicht mit ins Spiel, es ist wie ritterliche Ehrenbezeigung gegenseitig, und die Teilhaftigkeit und Gemeinschaft ist unmittelbar. Die Reinheit des Gefühls, der Schau wie der Haltung bedarf nicht der drohenden Gebärde eines tabugeschwängerten Kultus, wie wir ihn so deutlich in der Seelenschicht des naturmagischen Menschen, also im „silbernen Zeitalter" finden. Aber das lichte, göttererfüllte Griechentum ist eben eine spätzeitliche hochsinnige Vergeistigung einer ehedem von den dunkeln Seiten des Schöpfungsdaseins umkleideten Religiosität, die bei Homer schon der dunkeln ursprünglichen Doppelseite des orphischen Weltbildes entkleidet ist.

Spät hatte das Heidentum in seinen höchsten und besten philosophischen Vertretern, wie einem Platon, sich abermals zu einem Monotheismus hingefunden; aber dieser Monotheismus war nur ein geläuterter Denkglaube, der doch immer noch auf dem nichtseinsollenden Ungrund ruhte. Ja dieser am Ende des hochgeistig gewordenen Heidentums auftauchende Eingottglaube war, wie Reisner sagt, wesensleerer, ärmer, wirklichkeitsfremder als die anfängliche urheidnische Eingötterei. Denn jener urgeschichtliche nichtseinsollende Ein-

gott war immerhin noch schwer geladen mit allen jenen Naturpotenzen, die sich späterhin als die Vielgötter dem natursichtigen, dem magisch vollen Heidentum kundgaben. Aber der späte klassische Scheinmonotheismus ist, geistlich gesehen, bloße Philosophie. Und so wenig er daher echtes naturverbundenes Heidentum mehr war, so wenig war er etwa Beginn des Christentums. Er ist also, tiefer gesehen, nur ein resignierter, ein intellektueller Ausweg aus dem verzweiflungsvollen, nicht mehr erlösenden, ja nicht einmal mehr magisch wirksam gebliebenen Wust der ehemaligen Götterpotenzen, deren Mana nun dahingeschwunden war.

So versank das späte Heidentum einerseits mehr und mehr in ein intellektualisiertes Denken über die Götter und in ein Mysterienwesen, auf der anderen Seite war es magischer Aberglauben und Zauberwesen geworden. Das konzentriert sich in den Mysterien, Kulten und Bünden. Es kommt, wo nicht die Mysterien vielleicht in Orgien ausarteten, zu einem ergebenen Fatalismus, wie ihn ein Epiktet und Marc Aurel kennen.

Notwendig bekommt mit dem Verlorengehen des magisch vollen Lebens die ganze religiöse Sphäre des Menschen nicht nur etwas Dämonisches — denn das kann, wie wir sahen, sehr blutvoll lebendig geladen sein — sondern eben dieses Dämonische bekommt mehr und mehr etwas Fratzen- und Larvenhaftes. Der Kult entartet, wie wir schon sahen, zur Maskerade, aber auch das Leben selbst, das Kulturleben des Menschen wird naturentseelte Zivilisation und wird solcherart Maske. Das Menschenantlitz selbst wird larvenhaft, wird Maske, durch die man nicht mehr in das innere Leben hineinsehen kann und durch die es selbst nicht mehr herausschaut und wirkt. Die dämonische Maskerade und was die Maske auch uns nüchtern Denkenden noch sagt, faßt W. Otto bezeichnend zusammen: Das Gesicht mit den anblickenden Augen ist von jeher als die eigentliche Erscheinung menschen- und tierhaften Wesens empfunden worden. Diese Erscheinung wird in der Maske festgehalten, und zwar um so wirkungsvoller, als sie bloß Oberfläche ist. Die Maske ist aber auch ganz Begegnung und nur Begegnung, ist nichts als Gegenüber, sie hat keine Rückseite — „Geister" haben keine Rückseite, sagt das Volk. Sie hat nichts, was über das machtvolle Entgegentreten hinausginge, aber eben auch kein volles Dasein.

Wenn wir uns erinnern, was früher über das Wesen der Dämonie gesagt wurde, so verstehen wir, weshalb Dämonie, wenn sie sich aus-

gelebt und in ihrer wahren Gottferne erwiesen hat, bei allem machtvollen Entgegentreten eben doch Schein ist und bleibt. Und eben dies kann die völlig entleerte Zivilisation und ihr Menschentypus zeigen. Die Dämonie, so sagten wir, ist Schleier, der um das Ewige gezogen ist, weil das Dämonische nur sich selbst darstellen will, also der höchsten Wirklichkeit, die Gott ist und meint, entbehrt. So entlarvt sich zuletzt im religiös entleerten Menschen die Leere eben als Larve und Maske; er wird selbst Symbol und Erscheinungstrug dessen, was zwar als etwas voll Seiendes erscheinen will, aber doch nicht wesenhaft mehr erfüllt ist. So ist der Mensch selbst dämonische Larve geworden und zeigt sich, nachdem er geschreckt hat, in der vollen Öde. In dieser endet alles Heidentum mit seiner Magie und Gnostik und erlischt wie Klingsors Zaubergarten.

Je mehr der Mensch Gottes und des geheiligten Gehörsams zu ihm im Lauf der Epochen vergessen hatte, je mehr er im Lauf der Entfaltung seiner Geistes- und Seelenschichten in das Heidentum versank und darin die lichtesten wie die düstersten Seiten entwickelte, um so mehr fand er auch in seiner geistigen Selbstvollendung das vermeintliche Licht, das nichtseinsollende Licht. Es war das „Licht dieser Welt", von dem die christliche Lehre spricht, das er durch Loslösung vom Ewigen mehr und mehr selbst gewann, daß es ihm zuletzt in einer Selbstvergottung vorstrahlte. Es mag bezeichnend sein, daß man diesen geistigen Vorgang auch in dem Wandel eines Symboles, vielleicht unbewußt vollzogen, angewendet sieht: dem der Schlange. Im Paradiesmythus war die Schlange das Symbol der nachher unter dem Einfluß des Verneiners gegen Gott sich dämonisch verselbständigenden Naturkraft. Die Schlange war so das Symbol des Abfalls, der Verführung. Nach und nach im heidnischen Altertum aber wechselte die Schlange diese ihre ursprüngliche symbolische Bedeutung: sie wurde u. a. zum Wahrzeichen des lichten heilenden Geistes. So begegnet sie uns als Hüterin kultischer Heiligtümer, sie begegnet uns auch als Heilbringerin im Zeichen des Arztes. Es mußte dem Menschen, der gegen Ende der Heidenzeit völlig Gott den Einen vergessen hatte, der auch der naturseelenhaften Magie verlustig ging und sie nur in Mysterien noch vergeistigte — ihm mußte der selbstvollenderische dämonische Geist als der wahre Befreier, der Lichtbringer erscheinen, und der heißt wörtlich Luzifer. Das ist die letzte Wirklichkeit des vergeistigten Heidentums: der Glaube an das „Licht".

Aber das ganz Tragische und die verlorene Stellung des Geistes

überhaupt anzeigend, ist gewesen, daß selbst dort, wo die innerlichste Höhe des heidnischen Denkens erreicht wurde. das Ende eben der resignierte Stoizismus war, der alles für eitel erklärte und dem starken Einzelmenschen die starke Ergebenheit als der Weisheit höchsten letzten Schluß vorstellte. Auch die höchste Blüte des lichten heidnischen Geistes, die griechische Tragödie, hat als wesentlichen Inhalt einerseits die Erkenntnis, daß alles dem ewigen Tod geweiht ist, andererseits, daß auf dem Einzelmenschen, wie auf der Sippe und Gemeinschaft das überpersönliche blinde Schicksal liegt, dem keiner entgeht, auch wenn er schuldlos ist, ja unter dessen Einfluß er ödipodäische Taten begehen muß und daß er der Verfluchte ist, auch wenn er nicht weiß, was er tut.

Aus dieser hochgezogenen Geistigkeit konnte nie das Christentum erwachsen, so wenig wie aus der nirwanischen Stimmung und Erkenntnis des Ostens. Versucht man, sagt Reisner, das Christentum zu einer bloßen Errungenschaft der menschlichen Geistesgeschichte selbst zu machen, so verkennt man völlig, daß das Erscheinen des Heilandes innerster Aufbruch aus dem Überkreatürlichen ist, daß es Offenbarung Gottes selbst ist, daß es ein Hinstellen des Menschen vor das Antlitz des Ewig-Einen ist, eben dessen, den der ganze geschichtliche heidnische Lebensgang des Menschen seit Verlassen des Paradieses nicht mehr gesehen hatte. Christus als im Fleisch verwirklichter, aus Gott gekommener „Ewiger Mensch", nicht ein idealistisch vollkommener Mensch — das hat mit religionsphilosophischem Idealismus und Entwicklung aus dem Geist des Menschen, des paradiesvertriebenen Menschen, nichts zu tun. Der Mensch hatte sich dermaleinst selbst zum Gott gesetzt, und eben dieses steht mit dem Erscheinen Gottes als Mensch und dem Tod Gottes im Kreuz der Welt vor dem Gericht.

Wenn auch, wie wir immer wieder betonen müssen, trotz aller mythischen Einkleidung und trotz aller heidnischen Erlösererwartung das Evangelium, also die Verkündigung Jesu Christi, nicht aus heidnischer Kraft, überhaupt nicht aus Menschenkraft aufbrach, sondern das Hereintreten der Ewigkeit Gottes in diese Zeit bedeutet, so heißt das nicht, daß dann durch die Offenbarung das Heidentum wie ja auch das Judentum nicht mehr fähig gewesen wäre, die ewige Wahrheit zu ergreifen; aber es geschah nicht mehr volksmäßig, sondern durch die Einzelseele. Und wo das Evangelium volksmäßig aufgenommen wurde, etwa bei den Germanen, da war es nicht mehr die

alte heidnische Volksgemeinsamkeit als solche, deren Naturseele es etwa gemeinsam ergriffen hätte, sondern es waren die Einzelnen, in denen es lebendig wurde und die dann erst auf die Anderen wirkten. So machte sich Christus nicht, wie es Schelling darlegte, die heidnische Geisteswelt untertan, er verklärte sie auch nicht, auch nicht die Naturseele, sondern er brachte das „ganz Andere".

Mit dem einstigen Beginn des bewußt reflektierenden Intellektes stellte sich unmittelbar der Zwiespalt zwischen der alten, frei und übersinnlich schaltenden Natursichtigkeit und dem von dieser übersinnenhaften Naturseite abgekapselten Denken ein. Von da an gehen die zwei Linien nebeneinander im Heidentum einher: die der heidnischen Magie, aber auch die der heidnischen Geistigkeit. Die eine führte zu den magischen Religionen, zur Entdeckung und Kultbehandlung der Götter, zur Entstehung der magisch gehaltenen Menschengruppen und Völker. Die andere entfaltete sich mehr und mehr zu einer höheren Geistigkeit, wie sie uns in den großen Gesetzgebern, Religionsstiftern, Staatenlenkern teils dunkel mythisch, teils geschichtlich faßbar entgegentritt. Beide Sphären bleiben stets mehr oder weniger verbunden, bald überwiegt in Einzelnen oder in den Gruppen mehr die eine, bald mehr die andere, oder sie folgten periodisch nacheinander; immer aber war der Mensch das zwiespältige Wesen, es wohnt und lebt in ihm die dunkle Natur wie der zum Licht drängende Geist.

Die Dämonen leben auch in unserer eigenen Brust, denn der Kosmos findet im Menschen sein Gegenstück und beide sind innerlich in der Entsprechung. Der Mensch bildet sich selbst mehr und mehr ab und sieht in sich die dämonischen Götter. So bleibt ihm nur noch übrig, sich selbst als den Inbegriff des kosmischen Göttertums zu setzen und anzubeten. Je mehr es gegen den Ausgang des Heidentums geht, um so mehr werden die Götter zu entleerten, wenn auch gewiß nicht unlebendigen Dämonen, um so mehr fühlt sich aber der Mensch auch in sich entleert, der Kosmos wird ihm entleert von Lebensgewalten. Nun geht er in eine selbstvollenderische Geistigkeit ein, bildet Mysterienkulte und Gnostik aus.

Der Mensch, dem mehr und mehr die Sinne für das Urgöttliche in der Schöpfung schwanden, mußte nun einerseits an den Abgrund gelangen, wo er eben im Abgrund der eigenen Natur auch den düsteren Abgrund des gottabgewandten Dämonischen sah und erlebte; wie er andererseits die lichten Götter mehr und mehr zu rationalisieren be-

gann, sie endlich nur noch „ungläubig" hinnehmen, dafür aber zu um so stärkerer Selbstvergottung seines Geistes kommen mußte. Notwendig und zwangsläufig also war es und mußte sich mit den zunehmenden „Zeitaltern" immer mehr offenbaren, daß alles noch so ideal geschene Menchentum und Göttertum doch eben nur ein dem langsam Ertrinkenden sich entringender Sehnsuchtsruf nach dem verlorenen Paradies, nach dem Urgott und Schöpfer bedeutete. So liegt es im Wesen alles Mythischen, aber auch alles Magischen, daß darin der Menschengeist sich selbst im Schicksal des Abstiegs und der Paradiesverlassung spiegelt; zuerst noch in hoher freier Götternähe, zuletzt in der dämonischen Verzerrung oder der Selbsterhebung im eigenen Geist. Es handelt sich nicht um eine „objektive Göttermythologie", nicht um einen erkenntnismäßig philosophischen, noch weniger um einen bloß ästhetischen Stoff, sondern es ist, wie jede Religion, zugleich wahre, ungewollte Selbstoffenbarung des Menschen.

So mußte auch der Mensch selbst mehr und mehr aufhören, an sich zu glauben — nicht wachbewußt nur, sondern auch unbewußt. Das mußte zur Auflösung in jeder Hinsicht führen. Wir erkannten, daß die Götter sowohl die kosmischen Lebenspotenzen waren, wie sie auch in des Menschen Brust wirklich waren; wie Kosmos und Mensch von denselben Archetypen durchdrungen sind — Makro- und Mikrokosmos. Je mehr der Mensch intellektmäßig zu sich selber kam, um so mehr mußte er bemerken, daß er selbst die Kraft und das Wesen der Götter sei; er mußte aufhören, naturfromm zu sein, mußte sich selbst die „Gottesdienste" darbringen, wenn auch noch unter dem äußeren Bild der Götterkulte. Er meinte nur noch sich und vergottete sich. Auf der anderen Seite aber mußte ihm eben dies zeigen, daß seine Götter soviel wert waren wie er selbst; und da er an seiner Erlösung und Vollendung verzweifelte, so verzweifelte er auch an den Göttern. Wer weise war und Haltung hatte, verfiel der Resignation und predigte sie: Alles ist eitel. Das zu wissen, daß alles eitel ist, wäre immerhin Weisheit genug, die man über das gebrochene Dasein haben kann; aber doch nur, wenn darüber das „ganz Andere" steht.

Im Christusereignis liegt der Beginn des eschatologischen Zustandes der Welt. Das Heidentum ging nicht über in das Evangelium, beide gingen scheinbar wohl eine Verschmelzung miteinander ein, wie das zuerst die gnostische Philosophie in den frühesten Jahrhunderten anstrebte und wie es in der Weise scheinbar erfolgte, als etwa die aristotelische Philosophie Eingang in die christliche Lehre fand; aber die

Verkündigung des Evangeliums ist nicht Christentum, sondern Christentum kann bestenfalls das Evangelium weitertragen und verkündigen, ist aber eine rein menschliche und sogar bis zu einem weiten, großen Grad heidnische Geistigkeit. Die Verschmelzung mit der Philosophie des Heidentums wie überhaupt mit aller weltlichen Philosophie ist vergleichbar der Verschmelzung von Zink und Kupfer zu Messing; es wird nur scheinbar ein einheitlicher Stoff, in Wirklichkeit bleibt jeder, was er ist, und sie sind jederzeit wieder voneinander abscheidbar, denn sie bleiben wesensmäßig zwei verschiedene Substanzen.

Wenn Platon im Phädrus als Sinn der Mysterien angibt, sie sollten die Seele wieder dorthin führen, von wo sie dereinst herabgefallen sei, so ist diese Lehre ein Kennzeichen für die zwar humane, aber geistlich verlorene Lage des Heidentums, ehe die Offenbarung durch Christus geschah. Der Geist ist verirrt, wo er als Gnosis selbst die letzte Instanz sein oder sie schaffen will, und seien es die scheinbar tiefsten und herrlichsten Lehren, die sublimsten Mysterien, die er so hervorbringt. Er ist und bleibt gefallener Geist. Es gibt also, entgegen Ziegler, nicht etwa ein Qualwahl zwischen Gnosis, Erkennen, und Pistis, Glauben, sofern wir das Evangelium, nicht das historische Christentum im Auge haben; sondern es gibt nur eine Einordnung des ganzen endlichen Denkens unter die höhere Offenbarung. Denn die Welt des Geistes Gottes ist eine Hierarchie der Werte; und Gottes, des Ewigen Geist ist der letzte Wert schlechthin.

Seit das Christusereignis hereinbrach in diese Welt, seit der Sohn Gottes für die ganze Menschheit kam, ist in der Wirklichkeit und Geistigkeit des Menschen selbst offenbar geworden dieser grundlegende Gegensatz von wahrem Gotteslicht und dem Eigenlicht des gefallenen, des dem Nichtseinsollenden hingegebenen Menschengeistes. Denn der Nichtseinsollende ist damit entlarvt als das, was er ist. Er ist entlarvt, aber nicht überwunden in dieser noch auslaufenden geschichtlichen Zeitlichkeit. Von diesem Augenblick der Offenbarung ab ist etwas in der Innenwelt des Menschen geschehen, was die ganze ehemals wahrhaft heidnische Geistigkeit und alles magische Naturseelenwesen gewendet hat. Das äußert sich nicht mehr auf naturmagischem Geist, wo alles nach und nach verebbt, sondern es liegt ganz und aufs stärkste ausgesprochen auf geistigem Gebiet, und dort wird der Endkampf ausgetragen. Und seitdem heißt der Gegensatz in den beiden Wesenshälften des Menschen nicht mehr Naturfrommheit oder Verletzung des Tabu, sondern es heißt: Christ und Anti-

christ. Es handelt sich nicht mehr um das naturhafte Seelenleben, sondern um die letzte Geistigkeit selbst. Denn wir haben jetzt die Offenbarung über das urgründige, nicht mehr nur tabumäßige Gut und Böse.

Was nun ist der Wesensunterschied zwischen dem Christ und dem Antichrist? Nicht daß es die Art der Lebensführung schlechthin sei; daß es etwas mit Kirche und geprägtem Christentum zu tun habe; daß etwa die „Frommen" die Christen und die „Unfrommen" die Feinde Christi seien; oder daß es Wort- und Lippenbekenntnis oder ebensolches Abweisen christlicher Lehre wäre — überall, mitten unter uns und in uns lebt der Christ wie der Antichrist, denn der Mensch ist immer noch im gefallenen Zustand, im Zustand der eigenen Ohnmacht. In allem seinem Tun und Lassen, auch dem besten und höchsten, ist der Geist des Abfalls aus dem Paradies lebendig. In jeder Gemeinschaft, die aus wirklichen Menschen besteht, in jedem einzelnen Menschen, sei es bewußt, sei es unbewußt, ist der Abfall lebendig, in jedem ringt der Christ und der Antichrist um die Herrschaft, unentwegt.

Das, was sich als Antichrist einmal zeigen wird und in gewissen Verhüllungen zu allen Zeiten zeigt, ist nicht etwa plumper Materialismus oder Sinnenlust; wir sahen schon früher, daß der Sturz aus dem Paradies gerade nicht von dieser Seite her eingeleitet wurde, sondern von dem sich selbst setzenden reinen, gottabwendigen Geist. So wird sich der Antichrist, in welcher Form und Gestalt er auch erscheinen mag, einer klugen, feinen, hohen Geistigkeit befleißigen; er wird die gemeine Sinnenlust verabscheuen, er wird sogar gerecht und Pharisäer sein; er wird selbst sagen, er suche Gott, und er wird dem von ihm verkündigten Geist auch Tempel bauen mit allen Künsten und Philosophien. Er wird lehren, wie man mit des eigenen Menschengeistes Kraft Gottes Kraft an sich zieht und wie man sie zur eigenen Selbsterhöhung verwendet. Er wird sich den hohen Geist aller östlichen und westlichen Religionen nutzbar machen und wird vielleicht zuletzt in der Maske Christi selbst erscheinen und so sein Schein-Christentum lehren. Je tiefer aber diese Geistigkeit, losgelöst vom Ewigen, gelangt, je mehr sie Eingang in das Unbewußte und Metaphysische des Menschentums findet, um so stärker werden auch die geistig-seelischen Kräfte und Wirkungen sein, die sie von dorther in die Menschenbrust zieht und darin lebendig werden läßt. So wird sie Herrscherin der Welt, der Mensch wird geistlich reich vor sich selbst

und nur für sich selbst geworden sein, er wird auf den Thron steigen zu seiner eigenen Ehre und Selbsterhöhung, zur Selbstvergottung.

Was sich so als Antichrist und im Antichrist kundgibt, ist nichts anderes als die Auswirkung des einstigen Urwortes des Verneiners zum Menschen, als dieser noch paradiesisch in der Gottesschöpfung stand: Sei reiner, losgelöster Geist, ohne Gott; sei du selbst dein Gott, stelle dich auf dich selbst, nimm dir die Erkenntnis, vollende dich aus deinem eigenen Geist, du selbst kannst sein als Gott. Es ist die Höhertreibung des Menschen auf dem Weg des Lichtbringers, es ist die Stimme Luzifers, der im Paradies durch die Schlange zum Menschen sprach; jener, der nach der Vertreibung aus dem Paradies sich als der zunächst noch naturdämonisch verhüllte, nichtseinsollende Eingott erwies, und der nun, mehr und mehr enthüllt, als Antichrist durch die Welt gehen muß — bis zu ihrem Ende. Denn die Erlösung und das Heil kommt nicht faustisch, kommt auch nicht durch ein Leben in Schönheit, kommt nicht durch Magie, nicht durch Mysterien und Gnosis, kommt nicht durch Selbstgestaltung und ideale Erhebung unseres Geistes: sondern die Erlösung kommt durch das Sterben im Weltkreuz und die Gnade des unaussprechlichen Selbstopfers Gottes, wie wir es zuvor darlegten. Dieses jenseitige Mysterium, das in unser Bewußtsein durch die Heilsverkündigung und das Heilsleben und die Auferstehung Jesu Christi eingegangen ist, steht über aller Natur, über allen Göttergewalten und Dämonengewalten der Natur und des Geistes, steht über allem gefallenen Geist, der nun vor dem Kreuz, dem Ärgernis, im „Gericht" steht.

### *Letzte Weltzeit. Erfüllung*

Die Erlösung durch den ins Fleisch gekommenen Gottessohn, der die gebrochene, arm gewordene Natur und die Gottesferne auf sich nimmt im Kreuz dieser Welt und uns wieder den Blick auf Gott den Vater öffnet, ist eine neue Epoche, ein neuer Seelenzustand in der Geschichte. Eine vorläufig letzte, tiefste Seelenschicht ist an das Tageslicht gekommen, und wir verspüren die unmittelbare, ursprüngliche Gottesnähe des urbildhaften Menschen in einer neu aufgebrochenen inneren Wirklichkeit. So haben wir einen großen Überblick gewonnen über die Rhythmen der Menschennatur, ihre Harmonien und Dissonanzen, ihr Aufstreben und Sinken, und sehen ihren Ruf aus der

Tiefe zum Licht. Wir bemühten uns, die Seelenschichten des Menschen überhaupt, wo er uns begegnet, zu erschließen. Wo wir den Menschen auch treffen und wie wir ihn treffen und als was, sei es in geschichtlicher oder vorgeschichtlicher oder nur sagenhaft erschließbarer Zeit und Gestalt — stets ist er ein zeitgebundener Teilausdruck der metaphysischen, der überzeitlichen „Urform" Mensch, so wie auch wir anders geartete Manifestationen seelisch-geistiger Art des inneren urbildhaften Gesamtmenschen sind. Diese Urwesenheit ganz zu erfassen — das erst wäre eine wahre Kenntnis der Menschengeschichte. Wir versuchten es stückweise durch Eindringen in das Wesen der Mythen und der magischen Kulte. Wir haben uns absichtlich auf das Naturseelenhafte im Menschen beschränkt, haben andere weite, geistige Gebiete brachliegen lassen.

Aber noch haben wir damit unser Thema nicht ganz erfüllt. Denn zum Mythus vom Werden der Welt und der Götter, vom gebrochenen Paradies und von der Erlösung gehört auch der große Mythus vom Untergang der Welt und ihrer Götter; die Eschatologie.

Was hat es nun mit der eschatologischen Lehre auf sich? Ist sie jüdisches Glaubensgut, hervorgerufen durch die Propheten für das Judentum als letzte Hoffnung auf Welterfüllung und Weltherrschaft durch Israel? Die Lehre vom Jüngsten Gericht, wie sie uns die Apokalypse des Johannes bietet, ist uralten Ursprungs, wir finden sie zuerst bei den Babyloniern, die sie wohl aus dem sumerischen Gedankengut übernommen hatten; danach ist sie persischer Mythus arischer Herkunft. Dieser arisch-persische Mythus vom Endgericht, sagt Winkel, bildet das volle Gegenstück zum arisch-germanischen Mythus von der Götterdämmerung; beide sind das großartige Gegenstück derselben Religiosität zweier verwandter Bauernvölker. Der Mythus vom Endgericht ist dann weiterhin mit Zarathustras Predigt vom „Reich", das ursprünglich rein innerlich ethische Züge aufwies, augenscheinlich von Zarathustra selbst gestaltet worden zu der großartigen Sicht einer Menschensohn-Eschatologie. Es fand unmittelbaren Eingang nach Palästina infolge der persischen Eroberung dieses Landes. Es war zu Jesu Zeit lebendiger Volksglaube, auch in Galiläa, und mit ihm hatte sich auch Jesus auseinanderzusetzen. Dieser Art Zukunftsglaube aber stellte er die Lehre von seinem Gottesreich entgegen, und wir sahen, wie er selbst jedes Messiastum und eine Lehre über die letzten Dinge von sich abwies. Wo er Ähnliches sprach, bezog es sich auf den historisch zu erwartenden Untergang Jerusalems,

was zu Unrecht vom Judenchristentum in das allgemein Eschatologische ausgedeutet wurde.

Die Auswirkung des Paradiesfalles bedeutet für den Menschen den „Tod". Sobald der Mensch in diese Zeitlichkeit mit dem Goldenen Zeitalter eingetreten war, begann auch die Auswirkung des Todes. Zuerst sah er ihn nur als Wechsel der naturseelenhaften Sphären; es kam der Tod mehr und mehr als Gegenüberstellung des Lebenden zum Abgeschiedenen zum Bewußtsein, für den natursichtig-magischen Menschen immer noch als lebendige Wechselbeziehung zwischen beiden Sphären; im herabgekommenen, entleert-magischen Zustand wurde der Tod wie der Tote Gegenstand des Grauens.

Die Offenbarung Christi hat dem Tod einen neuen tieferen Sinn gegeben. Christi Erscheinen hat die Dämonen überwunden, das echte magische Heidentum ist innerlich nicht mehr möglich. Dadurch ist die ganze Frage aus dem Naturhaft-Heidnischen in das rein Geistige verlegt, und eben dies wird nun seine weitere mehr und mehr sich eschatologisch auswirkende Bedeutung haben. Der Tod hat nun über das Heidnische hinaus zwei neue entscheidende Wesensseiten: als „ewiger" Tod, der in letzter Gottferne besteht, und als „erlösender" Tod in Gott, der das Sterben in der Welt bedeutet.

Wie aber wird, wie muß – eschatologisch gesehen — die weitere Entwicklung sein als Erfüllung der Geschichte des Abfalls? Wenn der Menschengeist in Abwendigkeit grundsätzlich sich selbst zu vollenden strebt, so wird gleichzeitig in ihm und durch ihn Hohes und Herrliches als Erbe des reinen urbildhaften Zustandes, wie auch Abwegiges und Satanisches als Folge der metaphysischen Abwendung, der Erbschuld, hervorgebracht werden. Wir sehen das in der gesamten Geistesgeschichte der Völker, soweit wir überhaupt in die Vergangenheit zurückblicken können: immer steht lichter, reiner Geist dem abwendigen gegenüber. Wenn das Dunkel am fürchterlichsten ist, bricht das Lichte um so heller durch, aber gewiß auch umgekehrt, in aller Geschichte. Sehen wir nur in die Geschichte des Heidentums hinein, vom ältesten Erschauen großer Göttergestalten bis in die entartete Spätdämonie; oder sehen wir den wechselnden Auf- und Abstieg Israels, und dagegen die großen Propheten, die auf den Erlöser weisen; sehen wir die Kirche des Spätmittelalters und die einsetzende Besinnung der Reformation auf das Evangelium — so dürfen wir erwarten, daß auch in dem neuzeitlichen Kulturverfall unseres Zeitalters das Lichte und Geheiligte wieder um so stärker in den Völkern

aufbrechen wird. Das wird aber, dem allgemeinen Lebensrhythmus entsprechend, nicht geradlinig und gleichmäßig Stufe um Stufe gehen, sondern in allerlei auf- und absteigenden Kurven, Spiralen und Zyklen.

Wir müssen bei Aufstieg und Verfall ein Zweifaches unterscheiden: Einmal die metaphysisch begründete Weltatsache, daß der gesamte geschichtliche Gang die Auswirkung zum notwendigen „Ende" des sich selbst vergottenden Geistes ist und daß aus dieser metaphysischen Gesamtlage notwendig als letzte Erfüllung und Enthüllung das Kommen des Gottessohnes, des Gott-Menschen sich ergibt; sodann die wechselnden geschichtlichen Wellen des Auf- und Abstieges der Völker. Läuft auch die Kurve der Weltentwicklung in das metaphysische Ende des „Weltunterganges" aus, mit dem dann „das ganz Andere" sich enthüllen wird — die Apokalypse — so gibt es doch in der Aufeinanderfolge der Völker selbst, in ihrem Werden und Sichentfalten Aufstieg, Niedergang, Wiedergeburt. Es ist vergleichsweise, wie wenn ein Schiff auf dem Strom dahinfährt, der Weg des Stromes eindeutig zum Meer geht; aber dennoch wird in dem Schiff auf dem Strom sich Leben entfalten und gestalten, einerlei, wie lang und wie abwechslungsreich der Weg ist, der in das große Meer führt, das einmal in seiner schier grenzenlosen Einsamkeit und Wildheit durchmessen werden muß. Spricht man also vom eschatologischen Weltende, so ist es nicht zu verwechseln mit „Untergangsstimmung", wie sie etwa die Kulturkreislehre gerade für unsere westlichen Kulturvölker glaubte annehmen zu müssen. Im ganzen jedoch — das werden wir uns nach dem inneren Sinn der menschlichen Geisteslage nicht verhehlen — wird sich der Abfall, die „Erbschuld", in immer gesteigerter Form auswirken. Die Geistesentwicklung der Menschheit wird und ist von allem Anfang an eine durchaus eindeutige Kurve in diesem Sinn: im ganzen abfallend, aber mit vielen Wellen im einzelnen. Wir Menschen heute sind keine Propheten mehr; aber wie man aus dem Teilstück einer Sternenbewegung die ganze Bahn ermitteln kann, so lassen sich auch aus den Teilstücken der Geistesbahnen der Menschheit die letzten Bogenteile ahnungsweise erschließen; denn eben die Selbstbeschauung des Menschengeistes erlaubt uns intellektuale Wahrscheinlichkeitsschlüsse.

Es gibt ein organisches Gesetz, das der zunehmenden Schnelligkeit der Entwicklung. Es besagt, daß ein einmal eingeschlagener Fortbildungsweg zuerst langsam begangen, dann aber rascher und rascher

durchmessen wird — so sehr, daß sich immer einseitigere, immer stärkere, immer mehr technisch vollendetere Ausbildungen einstellen — bis eben die Übertreibung, die Überspezialisation der Organe und des Könnens als natürlicher Endzustand eintritt. Es ist dämonische Kraft, die, entfesselt, nicht mehr haltmacht und immer sinnloser über ihr eigenes Nutzbarkeitsziel hinausgeht. So wird vermutlich auch die Kurve des geistigen Sichvollendens immer steiler werden, es werden in ihr immer rascher und heftiger wellenförmige Aufstiege kommen, aber dann wieder ebensolche Rückschläge — und die Gesamtentwicklung des Menschengeistes wird den Weg einhalten, der beherrscht ist von dem großen Mythus der Erkenntnis aus der Selbstvollendung des Geistes: „Ihr werdet sein wie Gott." In diesem Sinn dürfen wir gewissermaßen über die Jahrhunderte hinaus einen verstandlich zu nehmenden Mythus, eine künftig-geschichtliche symbolische Darstellung des Weges zum Weltenende und Weltgericht uns ausdenken; denn der Geist kann sich selbst beschauen und aus seinem Wesen eben den Weg erkennen.

Wir stehen in der Weltepoche des reinen Intellektes. Selbst wenn wir wieder an Sphären rühren sollten, die einst natursichtig magisch ergriffen und begriffen wurden, würde es nur naturunfromm, entseelt sein. Es wird nichts mehr geben, das nicht durch den Intellekt gerichtet sein wird. Es wächst des Menschengeistes Macht, es wird ein großes intellektuales Reich im Menschen erstehen, und damit wird er auch die Natur mehr und mehr und auf neuartige Weise unter sich zwingen. Gewaltigen Wesens wird sein Tun und Können sein; die Erde wird beben unter der Beherrschung der für ihn unpersönlich gewordenen, intellektuell gefesselten Naturkräfte. Eine alte Sage verkündet, daß es dem Menschen der letzten Zeiten gelingen werde, den Blitz vom Himmel zu holen. Das mag als Ausdruck für eben dieses große und immer umfassender werdende technische Können gedacht sein, es kann auch als Symbol für das geistesgewaltige Tun an sich genommen werden. Denn mit der Vollendung der mechanistischen Technik — darüber müssen wir uns klar sein — ist es noch lange nicht getan. Denn es kommt noch mehr und Bedeutenderes, als wir es heute sehen und verstehen.

Jetzt sind die Kulturen in der ersten Epoche dieses eschatologischen Geisteszustandes: in der mechanozentrischen. Wir sehen, welchen ungeheueren Siegeszug sie mit diesem Können tun, und noch ist nicht abzusehen, zu welchen Wundern er uns morgen schon führen wird.

Aber schon stehen wir an der Pforte der neuen Epoche, ihre Vorzeichen sind da. Die seit etwa 300 Jahren durchgeführte, klassisch gewordene Physik erkennt, daß die letzten innersten Äußerungen des vermeintlich toten Stoffes doch nicht nach dem mechanisch gedachten Gesetz von Ursache und Wirkung verlaufen. Gewiß gibt es Ursache und Wirkung in der Natur; aber keine mechanisch leere, wie wir sie nur in unseren Maschinen daherbringen. Man sieht vielmehr, daß sich feinstoffliche Vorgänge abspielen, ja, daß sie die Grundlage des physikalischen Geschehens überhaupt bilden, die sich unberechenbar, wie innerste Lebensäußerungen, ergeben — ein neues Weltbild. So wird die gesamte Naturphilosophie mehr und mehr beeinflußt von der Erkenntnis, daß Lebenspotenzen selbst das Primäre, das Grundlegende überhaupt alles Naturgeschehens sind. Man macht bereits Anstrengung, zu zeigen, daß die mechanistischen, d. h. die bisher wenigstens als mechanisch aufgefaßten Naturvorgänge selbst erst aus Lebenspotenzen ableitbar sind. Leben als solches ist das Urelement in den Dingen, in den Stoffen. Was aber will das für unsere Frage der Entfaltung des Menschengeistes sagen? Wohl nichts anderes, als daß eine künftige und soeben beginnende Forschung ebenso ungeheuere biologische Entdeckungen in der Natur und im All machen wird wie die mechanistische Forschung in den letzten Jahrhunderten bis zum heutigen Tag.

Wir werden die mechanistische Erkenntnis und Forschungsmethode verlassen und in die biozentrische eintreten. Denken wir es uns nur einen Augenblick aus, was das heißt. Ebenso, wie es uns heute mit den scheinbar toten Eigenschaften der Materie, den Erzen, den Kohlen, dem Licht und den Tönen gelingt, früher ungeahnte Erscheinungen und Wirkungen zu erzielen, die vom künstlichen Gummi bis zum Film, zum Radio und den elektrischen Strahlen; von der Dynamomaschine und der Lokomotive zum Flugzeug; von der Chirurgie und der Zahnbehandlung bis zur Kosmetik gehen, so wird es dem weiterforschenden Menschengeist gelingen, nun auch an die lebende Seite der Substanz heranzukommen, Lebenskräfte zu erkennen, sie zu wecken, sie in seine Gewalt zu ziehen. Und so heißt das im Endeffekt nichts anderes, als daß der Forschergeist lernen wird, aus den toten und lebenden Wesen mit Einschluß des Menschenkörpers, aus dem Einzelnen wie aus den Mengen, lauter Dinge, Erscheinungen, Effekte herauszuholen, mittels derselben neuartige Zustände und Erscheinungen und Dinge zu gestalten, die nun in ihrer lebendigen

Weise allen den zuvor aufgezählten Wundern der jetzigen mechanisch-technischen Welt entsprechen und sie auf eine neue, unmittelbarere Weise übertreffen; praktisch gesprochen: die lebenden Körper werden dazu gebracht werden, zu strahlen, fernzusehen, fernzuhören; sie werden sich heilen und verwandeln; sie werden sich vielleicht vom Boden heben und Räume durchmessen können; sie werden sich umgestalten zu wunderbarer Vollendung. Tiere und Pflanzen werden uns unerhörte Züchtungsgestalten hervorbringen, der Mensch sich rassisch in höchster Vollendung herstellen — die Erde kann und wird ein blühender Garten mit blühenden Menschen werden — kurz, es werden die in vergangenen Jahrtausenden vom Menschengeist erträumten Zauberwünsche und Zauberkräfte lebendig werden und sich erfüllen, auf eine neue Art und Weise. Die Menschen werden dann gemeinhin glauben, wieder in ein goldenes Zeitalter zu gehen, in ein Zeitalter, wie es so aufgeklärt und lichtvoll noch nie gewesen war. So wie wir heute schon mit unserer Technik Dinge vollbringen, welche die kühnsten Phantasien unserer Altvorderen beschämen — so wird es dann mit dem biologischen Können sein, vom Intellekt her gefaßt und bestimmt und ausgewertet.

Dann wird es sein, daß wir auf die heutige mechanozentrische Technik lächelnd herabsehen, wir brauchen sie dann nicht mehr, denn wir werden ganz andere und tiefergreifende Wirkungen ausüben — wir werden auf sie zurückblicken, wie wir es jetzt auf das Zeitalter der Postkutschen und der schlechten Straßen tun. Dann wird man eine biologische Naturauffassung und Weltanschauung haben in allen Daseinsfragen, so wie man jetzt noch eine mechanistische hat und betätigt. Wir werden das Wachsen der Blumen wie Töne hören und werden erleben, was ein Sphärengesang ist. Es werden herrliche Kunstwerke entstehen von neuer eigener Art, denn jede neue Epoche zeigt in sich auch den neuen Eigenaufschwung des lichten Geistes im Menschen. Unsere Innenschau wird sich vertiefen, wir werden ein neues religiöses Zeitalter haben.

Wenn man in unserer Zeit um eine neue organische Weltanschauung geistig ringt, so darf man wissen, daß auch damit nicht etwa von selbst, etwa durch neue und gemehrte wissenschaftliche Erkenntnisse gar, eine sittlich geistige Erhöhung des Menschen zustande kommt, sondern daß auch dann nur, wie zu allen Zeiten der Gesamtgeschichte, der Wille und Sinn zum Letzten, Höchsten und Heiligen, also die wahre unbedingte Frömmigkeit vor Gott, dem Ewigen, entscheidend

ist und sein wird für den Wert oder Unwert, für den Segen oder Fluch solchen Forschens, solcher Welt- oder Daseinsanschauung. Auch heute ist unsere mechanistische Forschung und Leistung nicht als solche schlecht, ist an sich gewiß nicht in einem verwerflichen Sinn „Materialismus"; sie ist nur dann ein Schaden und verwerflich, wenn wir sie in einem gottabwendigen, unseres heiligen Ursprungs uneingedenk bleibenden Sinn betreiben und auswerten. Denn des Menschen wahres Wesen steht immer vor dem ewigen Angesicht und empfängt daher sein Urteil.

Da des Menschen Geist durch die Erbschuld in sich gebrochen ist, so muß sich notwendig im lichten Aufstieg auch die andere Seite zeigen und auswirken. Wie jetzt auf dem Höhepunkt unseres mechanistischen Könnens die ungeheueren sozialen und politischen Erschütterungen durch alle Völker gehen und Katastrophen überall herziehen; wie wir uns nach großen lichten Geistern voll wahrhaft religiöser Kraft sehnen, damit wir uns zu neuem Lebensverstehen und Lebenbeherrschen durchringen, wo hinein sich nur langsam und unter schmerzlichem Zerbrechen des Alten die Völker finden können; wie man im Sozialen, im Politischen, im Religiösen die Dinge immer lebendiger und unvoreingenommener aufzufassen trachtet und die alte mechanozentrische Betrachtungsart auch hierin zu verlassen sich anschickt, so werden mit der einstmaligen Vollendung des biozentrischen Zeitalters die Kulturgewalten sich wieder ungeahnt gesteigert haben und dann abermals nach ihrer einstmaligen Vollendung und Auslebung — das ist das unentrinnbare Menschenlos — zu großen Zusammenbrüchen zuvor wieder neu befestigter Kulturmächte führen. Aber wie heute im seelischen Zusammenbruch der mechanistischen Kultur schon das biologische Zeitalter sich ankündigt, so wird auch dann schon die Eröffnung noch einer anderen Erkenntnisepoche sich fühlbar machen.

Denn es ist noch eine dritte große intellektuale Epoche zu erkennen, die nicht mit den Mechanismen umgeht, wie wir heutzutage, die auch nicht, wie die nach uns, biologistisch ist; sondern eine, die sich völlig auf die Naturseele selbst erstrecken wird. Wir können sie im Anschluß an die vorherigen sinngemäß die psychozentrische nennen. In dieser die Naturseele ebenso unerbittlich fassenden Epoche werden die höchsten und letzten Gipfel des sich selbst das Licht bringenden, des sich selbst zum Gott setzenden Menschengeistes erstiegen werden. Seelische Eingriffe und Ermächtigungen werden von innen her ge-

schehen; die Natur in uns und um uns wird nicht nur biologisch-leiblich, sondern seelentechnisch gefaßt. Dann werden Wirkungen erzielt, die auch jene des biologistischen Zeitalters wiederum hinter sich lassen; sie werden sich auf Ebenen bewegen, gegen die das bißchen Okkultismus und Hypnose und Psychoanalyse unseres jetzigen Zeitalters unwichtig genug sein werden; wie diese umgekehrt auch Restzustände der alten magischen Wallungen und Erkenntnisse sind.

Aber nun, indem der Mensch so vom Seelischen her in die Natur eingreifen und die Natur nun ganz, ganz anders als zuvor beherrschen wird, wird ihm die Natur auch Kräfte entgegenstellen, deren Gesicht selbst von der stärksten seelischen Wirkung auf ihn, den Menschen, sein müssen. Wie sich heute die Völker mit Gasmasken ausstatten, um sich gegen ihr eigenes satanisches Beginnen vor sich selbst zu schützen, werden sie sich alsdann seelische Gasmasken und Schutzmäntel schaffen müssen, um den furchtbaren naturseelenhaften Gewalten, die sich durch den Menschen gegen den Menschen wenden, zu widerstehen. Dann werden die Naturkräfte in ihrer bislang okkulten Lebendigkeit uns zwar nicht mehr magisch-seelenhaft wie dem Frühmenschen erscheinen, sondern sie werden dem vor nichts mehr Verantwortung tragenden, kein Naturschuldgefühl kennenden Intellekt, selbst nur intellektualistisch wirkend, zu Willen sein. Und dann erst wird der Geist in Wahrheit der Feind des Lebens geworden sein. Der mittelalterliche Zauberer und Magier oder jener aus Tausendundeine Nacht wird auch hiergegen wie ein Stümper erscheinen. Was wir in den alten Märchen über Zauberei mit den Naturgeistern und über die seelischen Verstrickungen dabei hörten, das wird auf intellektuellem Weg lebendig und offenbar werden, und man wird es in ungeheuerem Ausmaß unmittelbar fühlen. Aber wie im mechanistischen Zeitalter der Mensch sein Können nicht heiligte, sondern nur sich selbst und seine Bedürfnisse in seinem abwendigen Geist steigerte, sich überall und in allem selbst zum Gott machte — so wird eben auch dann in der letzten, psychozentrischen Epoche notwendig, wie zu allen Zeiten, in allem menschlichen Beginnen der Geist der Zerstörung entsprechend furchtbar mit aufstehen.

Der Mensch hat sich mit dieser letzten Epoche seiner Erkenntnis selbst völlig in Bann geschlagen, ganz wörtlich wie im alten Märchen, wo es das seelische Gefesseltsein bedeutet. Nach dem Gesetz der zunehmenden Schnelligkeit der Entwicklung, das durch die ganze Natur geht von ältesten erdgeschichtlichen Epochen her, wird dies

alles mit Riesenschritten vor sich gehen. Der Menschengeist rast von einer Entdeckung zur anderen, von einem Erkenntnisgewinn zum anderen; und wenn wir heute vergleichsweise alles erst mühsam tun, doch wie unendlich viel schneller als alle früheren Zeiten.

Er wird immer rascher, immer stärker der schon im Gebälk knisternden Natur beizukommen trachten: ein seelisch geistiger Riesenkampf beginnt. Er wird sich in Völkermassen organisieren, deren Naturseele intellektuell gefesselt und in allen ihren Äußerungen, auf allen Wegen ihrer Tätigkeit gebannt wird. Diese Völkerreiche aber werden dazu dienen, die Natur noch stärker zu überwinden und zugleich dem drohenden Zusammenbruch aufs heftigste zu begegnen. Was wir etwa heute schon an solchen Völkerzusammenfassungen, ihren sozialen und wirtschaftspolitischen Anstrengungen sehen, sind nur Andeutungen zu jenem späteren Werden. Es werden gewaltige, geistig einheitliche Weltreiche entstehen, durch die naturseelenhafte Bannung und Verklemmung der Millionen, die dabei sind, aus der Erde das Letzte an Stoffen und Nahrung herauszuholen. Die Völker werden aufeinanderschlagen, nicht mehr mit Kanonen und Flugzeugen, sondern eben mit den unheimlichsten, intellektuell gehandhabten und auf innerem Weg überallhin verbreiteten und gelenkten seelischen Kräften, mit seelischer Tötung.

Wir könnten uns denken, daß die Menschenleiber und die Völkerkörper selbst zu magischen Behältnissen werden und daß durch die vom Intellekt gehandhabte seelische Zusammenfassung der Millionen eine Art magischer Ballung entstünde, aus der nun ungeheuere Naturinnenkräfte gezogen würden, die sich zu ungeahnten und eigenartigen Naturwirkungen steigern ließen. Es wäre denkbar, daß so auch Naturkräfte dazu gezwungen werden könnten, sich da- und dorthin zu ergießen, da und dort anzusetzen, wohin sie der magische Volkskörper lenken will. Alles, was uns sagenhaft aus früher Zeit da entgegenklingt, daß etwa die fronenden Menschenmassen ungeheuere Steinblöcke zu wälzen und zu türmen verstanden, ohne die von uns mechanisch angewandten Hebel und Bänder, das könnte durch jene intellektuell gehandhabte „Voltasäule" erzielt werden.

Und so wird des Menschen Tun selbst verkünden, welch ungeheuere Triumphe sein Geist feiert. Luzifer, der Lichtbringer, wird triumphieren: Licht, Licht, eiskaltes, gleißendes Licht wird Menschenreiche schaffen und wieder zerstören, da sich der mehr und mehr enthüllte abwendige Geist des Lichtgutes selbst bemächtigt hat und es nun unter

seinen Händen wandelt zu gottabwendigen letzten Zwecken und Zielen. Er behält die Maske des Lichtmenschen bei, schwingt die Fackel der höchsten Aufklärung, er wird religiös sein, wird Tempel bauen dem Lichtgott; er wird nichts weniger mehr als ein „Materialist" oder ein nur sinnlichen Genüssen ergebener Weltprophet sein: er wird alle herrlichen, wahrhaft lichtvollen Dinge, die je in der Welt durch ein schöpferisches edles Menschentum dargeboten wurden, für seine Zwecke und Ziele an sich ziehen, sie auf goldenen Schalen darbringen und durch die gleißnerische Lichtmaske die Menschen verführen, die nun auf diese Weise in die Netze des gottabwendigen Wesens geraten — es offenbart sich, was mit dem Rat der Schlange im Paradies eigentlich begann.

Es geht die Sage, daß noch ein hölzernes Zeitalter kommen werde, das in sittlich-seelischer Hinsicht die Brechung des eisernen Zeitalters und seiner letzten Ausläufer, die wir kennzeichneten, bringen werde durch die Herrschaft des aus der Tiefe aufsteigenden Untermenschentums. Was aber ist es mit diesem Untermenschentum, das wir hier freilich nicht ohne weiteres im Sinn eines in unserer Zeit oft gehörten politischen Schlagwortes nehmen dürfen? Auch von ihm spricht der uralte Mythus. In der biblischen Frühzeiterzählung trifft man auf die Stelle, daß am Anfang der irdischen Menschheit zweierlei Art und Wesen Mensch existierte: Gotteskinder und Satanskinder. Die Gotteskinder waren rein, die anderen unrein. Aber die Töchter der Satanskinder waren schön, und die Söhne der Gotteskinder warfen auf sie ihr Auge. Und da riß, als sie sich mit ihnen vermählten, die Zucht und die gottgewollte Ordnung, es zog das Verderben ein.

Wir blicken durch solche mythischen Sagen zweifellos auf einen inneren Zustand des Menschen von der Wurzel her, indem uns sozusagen zwei entgegengesetzte seelisch-geistige Urtypen entgegentreten, die von je und je ersichtlich durch die Menschheit gehen und beide sich ihrer Natur nach auswirken müssen und die sich nicht voneinander geschieden halten konnten. Indem nun der Höhenmensch, das Gotteskind, wie der biblische Mythus ihn nennt, sich dem anderen gattete, entstand eine Gesamtmenschheit, die in sich das dunkle, das satanische Prinzip mit sich führt, das nun immer und immer wieder, wie wir geschichtlich sehen, nach jedem wahren Kulturaufgang als Zerstörer des Geschaffenen erscheint. So wird dieses Untermenschentum gegen das Ende der Zeiten mehr und mehr mit seiner eigentlichen Erbmasse in der Blutsmischung der Völker selbst dominieren,

es wird zuletzt die Herrschaft ausüben. Das aber ist eben jenes geistig-seelische Ende der Zeiten, das wir als letztes Kundtun der Auswirkung des Paradiesfalles selbst ansehen müssen.

Je mehr sich die Zeit des gottabwendigen, des selbstvollenderischen Geistes, der sich zum absoluten Wert und Herrscher zu machen strebt, erfüllt, um so mehr wird eben der Antichrist in der bestrickenden Gestalt des zwar geistig intellektuell hochgezüchteten, aber eben doch liebeleeren Menschentypus kommen. So werden die Völker der Erde zuletzt ein großes Reich in voller Gottferne bilden, das Rad der Schöpfung ist aus der Mitte bis in seine letzte periphere Ferne ausgelaufen, das Weltall, der Kosmos ist dem Menschenblick nur noch endloser Raum, in dem sich die Weltsysteme und Sternenmyriaden immer weiter und weiter zerstreuen. Aber indem diese späte Geisteswelt sich entfaltet, wird auch in einer zuvor nie erlebten Stärke und Innerlichkeit, mit einer zuvor noch nie offenbarten inneren Kraft sich in dem Menschen der Aufbruch des Evangeliums zeigen. Scharen von Menschen werden ungeachtet der seelisch-geistigen Vergewaltigung echte Jünger Christi sein, sie werden nicht das „Malzeichen des Antichrist" annehmen. Mitten im Abgrund wird sich eine „unsichtbare Kirche" bilden, echter, tiefer, herrlicher und leidvoller als alles, was je diesen Namen in vorherigen Zeiten hatte. Die „Gemeinde" wird in dieser zu erwartenden Zeitepoche wahrhaft evangelisch sein.

Dann, wenn dies geschieht, wird erst der wahre Antichrist sein Haupt erheben können. Denn jetzt gerade offenbaren sich die inneren Wirklichkeiten hüben und drüben in ihrer ganzen Kraft. Nackt und ohne Hüllen, sich bis ins letzte seelisch-geistig durchschauend, steht sich das gegensätzliche Menschentum, stehen sich die falschen Propheten des endlosen geistigen Aufstiegs und Fortschritts mit denen, die vom anderen Reich wissen und zeugen, gegenüber; eine klare Front wird sein, nicht mehr die Verhüllung, wie das unsere Zeiten noch haben. Damit aber kommt von innen her mit innerer Notwendigkeit das Ende.

Alles Geistig-Seelische hat seine Entsprechung im Kosmos, hat daher seine Auswirkung und seinen Ausdruck in den Zuständen und Veränderungen des Kosmos. Wir erinnern an altes Urwissen; die Natur, selbst Darstellung der inneren Kräfte und Wesenheiten, ist durch und durch seelisch lebendig als verkörperter Geist; der Mensch von innen her mit seinem Wesen im Kosmos gespiegelt, spiegelt diesen in sich. Das lehrt uns, wie nun auch der letzte Schritt im ge-

brochenen Wesen des Menschen sich als äußere Naturbegebenheit darstellen muß und wird. Es geht die Rückwirkung von unserem, dem ewigen Gott-Schöpfer entfremdeten Geist auf die Natur in einer letzten Wirkung vor sich: das Gefüge der Natur selbst wird, da wir mit ihm innerlich Eines sind, von innen her wesensmäßig erschüttert, gelockert, gestört. Wenn der Mensch zuletzt mit seinem nur noch sich selbst kennenden Geist eingegriffen hat in die gebundenen Seelen der Stoffe und Wesen, aber nun auch, wie wir sahen, in seine eigene Naturseele, dann eben ist schon alles Dasein von innen her gestört, die Erde selbst und der Kosmos, denn alles hängt in innerster Entsprechung zusammen, und nichts kann geschehen, was nicht auf der Gegenseite, dem Gegenpol, sich auswirken würde. Noch einmal wollen wir daran erinnern: auch der Kosmos ist nicht ein allseitig endloses Weltall — das ist nur eine intellektuell seelenlose Darstellung mathematischer Art in unserer Zeit, aber es trifft nicht das Wesen, nicht das Innerlich-Ganze der Schöpfung.

Da zeigt sich als volle Wirklichkeit in der furchtbarsten Weise, was die im Mythus der Frühzeit erschaute innere Zusammengehörigkeit von Mensch und Natur, von Mensch und Weltall zutiefst bedeutet. So, wie ehedem durch des paradiesischen Menschen Abtrünnigkeit das Paradies gebrochen ward und damit die Natur selbst in den Tod gerissen ward, so wird auch die Natur im Ende vom Menschengeist her zusammenbrechen. Sie entwindet sich der ihr angelegten Fesseln; das dunkle Urreich erwacht, die chaotischen Gewalten brechen los, der Mensch selbst wird von ihr seelisch überwältigt, er zerbricht mit ihr und in ihr. Alles ist in Auflösung; das Vergängliche ist Gleichnis des inneren Wesens. Die „Kräfte des Himmels", die Sterne werden sich aus ihren Bahnen wenden; die Planetenwelt löst sich auf; Steine werden vom Himmel hageln. Die Meere toben, die Erdfeste wird erschüttert, der Schoß der Erde selber bricht auf. Es ziehen die Reiter durch die Natur, wie rauchige Fackeln leuchtet es in die letzte schwere Nacht. Die Völker schreien auf, alles Menschliche quält sich in den letzten Greueln, die es sich selbst antut und die Natur ihm zufügen wird. Es ist da die große Not; es ist da das Ende.

So wird der Mensch bis ins letzte den Wahrheitsmythus seines endlichen gottabwendigen Daseins erfahren haben; er wird erfahren haben, was der Bruch des Paradieses welt- und geistesgeschichtlich wirklich bedeutet. Hat sich aber der Weltenkampf zwischen dem gottzugewandten und dem gottabgewandten Geist so bis ins letzte ge-

steigert, hat sich im Menschen der letzte, nicht mehr zu überbrückende Zwiespalt aufgetan; hat er sich dämonisch vollendet als Geistesform, die nur sich selbst noch sucht, will und meint, sich selbst auf den Thron erhebt nach dem Wort der Schlange: „Ihr werdet sein wie Gott" — dann bricht Gott selbst hervor. Es ist der „Jüngste Tag". Gott selbst wird sich offenbaren in seiner Herrlichkeit. Es kommt zur Apokalypse, d. i. zur Enthüllung des Verhüllten, es ist die Zeit erfüllt, der Umbruch des Weltzyklus ist da. Gott, der Schöpfer, der überweltliche Allvater der Mitte, beginnt die nach außen verlorene Schöpfung wieder einzuziehen, und im Schöpfungsgang wird das sich enthüllende Höhere, das ewige Gotteswesen sichtbar. Nicht mehr im Glauben, sondern nun im Schauen.

Jetzt kommt das „tausendjährige Reich", das Gottesreich, wo der Satan gefesselt sein und nicht mehr in den Gang der rücklaufenden Schöpfung eingreifen kann. Aber wenn der Vorgang der Rückkehr in Gott sich dereinst seinem Ende zuneigen wird, muß der Satan wieder frei werden. Denn dann ist ihm jegliche Decke und Hülle und Larve genommen, er wird ganz und gar offenbar werden als der, der er ist: der Nichtseinsollende. Damit sinkt er in den ewigen Abgrund seines Nichtseins: die gesamte Schöpfung ist wieder in Gott aufgenommen, Gott selbst ist erfüllt von seiner verklärten Schöpfung. Das aus ihm im Anfang gezeugte ewige „Wort", der ewige „Sohn", aus dem alles gemacht ist und durch den alles geschaffen ist, das A und O, der Anfang und das Ende — der wird über das Dasein herrschen.

Aber hier finden wir uns wieder im Mythus unserer eigenen Vorfahren. Nach der Erschaffung der Welt, so erzählt er, wandelten Söhne aus dem Asengeschlecht am Meeresstrand und sahen zwei üppige Bäume; daraus schufen sie den Mann und das Weib, aber der Allvater blies ihnen den lebendigen Odem ein. Midgard erfüllt den Raum inmitten der Welt, und das ward der Menschen Wohnung. Aus der Tiefe wuchs der Weltenbaum Yggdrasil und trug das Himmelsgewölbe, und in seinem Wipfel lag die Götterburg Asgard. Die Eisriesen waren in die fernen „Grenzen der Lande" verwiesen, es tafelten in Asgards Halle die Götter und spielten mit den goldenen Würfeln des Geschehens. Goldenes Zeitalter war es, aber es wuchs das Begehren, und der Streit kam. Es erschienen die drei Nornen aus fremdem Riesenreich und ließen sich am Fuß der Weltesche nieder, um das Schicksalsgewebe zu spinnen. Ein neues Göttergeschlecht war erwachsen, reich an Weisheit und Schätzen: die Wanen. Aber eine

von ihnen, die Goldene, verführte der Menschen Herz mit Zauberkünsten, die göttlichen Asen ergriffen und züchtigten die Frevlerin. Da gab es Krieg zwischen den Götterscharen, die Asenburg stürzte. Aber da hielten sie inne, vor dem eigenen Frevel erschrocken, und reichten sich die Hände zum Bunde. Seitdem herrschen Asen und Wanen vereint über die Welt. Aber die Schuld ist nicht getilgt, an der Wurzel der Weltesche nagt Nidhögg, der Gierzahn, das Begehren. Die Zerstörer erheben sich, die Riesen. Immer wieder schmettern die Götter sie nieder, aber die Asen verstricken sich weiter in Schuld — des Lebens Sinn — und ihre Macht schwindet. Da verwildert die Welt, die gottverlassene Erde verödet, der Tag des Untergangs dämmert herauf. Beilzeit ist und Schwertzeit, Windzeit und Wolfszeit, der gefesselte Fenriswolf sprengt seine Bande, sein Rachen öffnet sich gegen Himmel und Erde, seine Augen sind Feuer, er verschlingt die Sonne, die „Hähne" wecken gellend, in die Weltesche fährt der Blitz, der Himmel brennt auf. Die Midgardschlange reckt sich, es erbraust das Weltmeer, Sturmfluten wälzen sich daher. Loki steuert das Totenschiff, und die Eisriesen ziehen über die Erde. Der schwarze Surt, der Herr der Urfeuer, schüttet es über die Welt. Die Gestirne stürzen herab, es zerbricht das All. Aber über das Götterende hinaus dringt Valas, der Seherin Schauen: eine neue Welt wird erstehen in reinerem Glanz, neue und stärkere Götter ziehen siegreich am Himmel auf, des Lebens zu walten.

Gewiß sind die altgermanischen mythologischen Überlieferungen, wie sie uns die Edda gibt, schon durch christliche Hände gegangen und so in der Art ihrer Darstellung und der Auffassung vielfach christianisiert; aber die darin zugrunde liegenden Mythen- und Sagenkerne sind frühestes menschliches Gedankengut, entspringen frühestem uraltem Schauen und Erkennen. Auch alle die hohen indogermanischen Geisteskulturen, angefangen von den alten Frühsumerern, nahmen an ihnen teil, und gerade die in der Apokalypse des Johannes uns entgegenströmenden messianischen Gesichte sind aus dem arisch-persischen Religionskreis herübergedrungen — Urwissen der Menschheit.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis; alles Äußere ist Verhüllung, wie es zugleich Andeutung und Offenbarung des Inneren, des letzthin Ewigen ist. So wird nach der großen Auswirkung des Nichtseinsollenden, der als treibende Kraft die Schöpfung bis in die äußerste Gottferne trieb, nun die Rückkehr, die Versöhnung, die Versöhnung des Menschen mit Gott dem ewigen Vater kommen. Der

dunkle Mutterurgrund wird verklärt in das Licht treten, wie es im tiefen Sinn der Marienkult der christlichen Kirche symbolisiert. Die ewige Gottheit wird Vater und Mutter zugleich in ihrem innersten Leben sein und wird im lebendigen Gegenüber den geheiligten Sohn, den Gottmenschen haben. Es treten die reinen Urbilder des Daseins wieder voll in die natürliche Wirklichkeit ein, sie selbst sind diese Wirklichkeit. Es wird ein „neuer Himmel und eine neue Erde" werden, und „die Hütte Gottes wird bei dem erlösten Menschen sein". Die Frage der Sphinx hat ihre Antwort gefunden. So wird auch die Schuld verklärt: sie war die große mythische Kraft des Daseins im Kampf um seine Vollendung; eine Vollendung, die der Mensch dämonisch, nicht aus Gott haben wollte und die ihm doch nur aus Gott kommen wird.

# INHALT

*VORWORT zur ersten Auflage* . . . . . 5

*EINFÜHRUNG* . . . . . 6

## DIE MYTHISCHE URWELT

### *DER URSTAND DES MENSCHEN*

*Geschichte, Urform, Mensch* . . . . . 13
*Die Sagen als Außenschicht* . . . . . 26
*Die Mythen als Tiefenschicht* . . . . . 37
*Paradies und Paradiesvertreibung* . . . . . 53
*Schichtungen oder Zeitalter der Seele* . . . . . 65
*Weltzeitalter, Weltenjahre, Weltzyklen* . . . . . 73

### *DER WEG ZUM MYTHENBILD*

*Traum und Hellgesicht* . . . . . 84
*Gattungsgedächtnis und Innenschau* . . . . . 101
*Natursichtigkeit und Märchenwelt* . . . . . 112
*Die astrologische Symbolwelt* . . . . . 125

## DAS MAGISCHE HEIDENTUM

### *DIE MAGISCHE GEMEINSCHAFT*

*Das magische Volk* . . . . . 139
*Urvolk und Sprache* . . . . . 151
*Ahnenleben und Totenkult* . . . . . 160
*Tierkult, Totemwesen* . . . . . 172
*Naturschuldigkeit, Naturfrommheit* . . . . . 185
*Das magische Opfer* . . . . . 199

*MAGIE UND MAGISCHE PRAXIS*

*Magie der Natur* . . . . . 212
*Magie des Menschen* . . . . . 222
*Magie der Bilder, Worte und Zeichen* . . . . . 234
*Magie der Gegenstände und Orte* . . . . . 247

MAGIE, MYTHUS UND CHRISTENTUM

*MAGIE IM AUSKLANG*

*Das magische Israel* . . . . . 259
*Entartete Spätmagie* . . . . . 270
*Spätmagie im Volksbrauchtum* . . . . . 280
*Magie im christlichen Kult* . . . . . 289

*DER CHRISTLICHE MYTHUS*

*Die Erlösungswahrheit* . . . . . 303
*Evangelium und Mythus* . . . . . 314
*Selbstoffenbarung. Antichrist* . . . . . 325
*Letzte Weltzeit. Erfüllung* . . . . . 338

# EDGAR DACQUÉ

veröffentlichte in unserem Verlag

1924 **Urwelt, Sage und Menschheit**
Eine naturhistorisch-metaphysische Studie

1926 **Natur und Seele**
Ein Beitrag zur magischen Weltlehre

1928 **Leben und Symbol**
Metaphysik einer Entwicklungslehre

1930 **Die Erdzeitalter**

1931 **Vom Sinn der Erkenntnis**
Eine Bergwanderung

1933 **Natur und Erlösung**
Aufsätze

1936 **Aus der Urgeschichte der Erde und des Lebens**
Tatsachen und Gedanken

*Alle oben aufgeführten Werke sind vergriffen*

*Nach 1945 erschienen:*

1948 **Vermächtnis der Urzeit**
Grundprobleme der Erdgeschichte, brosch. DM 7.50

1949 **Werk und Wirkung**
Eine Rechenschaft Pappband DM 4.80

R. OLDENBOURG · MÜNCHEN